WIDENER
HN QG1W T

C 7538.61

Bound
NOV 9 1899

Harvard College Library

FROM

Prof. H. W. Torrey

27 Nov., 1895.

Historische Briefe

über

die seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus.

Frankfurt a. M. und Erlangen.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1861.

Historische Briefe

über

die seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus.

By Johann Wilhelm Löbell

Frankfurt a. M. und Erlangen.

Verlag von Heyder & Zimmer.

1861.

C 753 f. 61
III. 8884

Prof. [illegible]
27 Nov. 1880.

Buchdruckerei von Leopold Dietzsch in Darmstadt.

Vorrede.

Ein großer Theil der in diesem Buche enthaltenen Briefe war früher in den von Gelzer herausgegebenen protestantischen Monatsblättern unter der Ueberschrift „Historische Briefe an einen Sorglosen“ bekannt gemacht. Sie erscheinen hier um ein gutes Drittel vermehrt. Dort waren in der ursprünglich ein zusammenhängendes Ganzes bildenden Erzählung sehr bedeutende Lücken. Hier sind sie ausgefüllt meistens durch die Wiederauffindung verloren geglaubter Briefe, zum kleineren Theil durch nunmehrige Ergänzung. Ein Freund, der die Aufnahme in die Zeitschrift vermittelte, hatte hin und wieder Anmerkungen hinzugefügt, welche er jetzt dem Verfasser zum Gebrauch in beliebiger Form überlassen hat. Auch sonst ist in den bereits dort abgedruckten Stücken Einiges verbessert, Manches eingeschaltet worden. Was sich aber auf Bücher und Aufsätze bezieht, die später gedruckt sind als die Briefe geschrieben, ist diesen als besonderer Zusatz angehängt worden.

Der Inhalt dieser und sonstiger litterarischer Streifzüge wird den ihnen eingeräumten Platz rechtfertigen. Mit den hier behandelten Dingen steht das Schriftenthum nicht nur in Beziehung

in so fern es von ihnen berichtet, sondern auch in so fern es auf ihre Gestaltung eingewirkt hat.

Daß auch hunderte anderer Druckschriften in den Kreis einer ähnlichen Besprechung hätten gezogen werden können, versteht sich von selbst. Aber der Verfasser mußte sich sehr beschränken, wie er sich auch in der Auswahl der Begebenheiten beschränkt hat. Durch größere Reichhaltigkeit würde er seinen Zweck verfehlt haben, der darin besteht, den Umfang aller Leiden und Gefahren des Protestantismus zu zeichnen, ohne über allgemeine, hier und da ausgemalte Umrisse hinauszugehen.

Dem Einwande, daß über die römische Kirche als über eine angreifende nicht Klage geführt werden sollte zu einer Zeit, wo sie selbst die angegriffene und bedrängte sei, begegnet der letzte Brief.

Nicht minder muß der Verfasser sich verwahren gegen eine andere Einwendung, die er vorauszusehen glaubt, daß man alte Wunden nicht wieder aufreißen müsse. Denn um alte Krankheiten, die mit dem Scheine, geheilt zu sein, täuschen, wirklich und gründlich zu heilen, bedarf es der Kenntniß ihres Verlaufs.

Ein wohlbekannter Schriftsteller, der mit gewandter Sophistik die Feindschaft gegen die Union der protestantischen Hauptkirchen in ein förmliches System gebracht hat, klagt, daß sich der ganze

Proteſtantismus fortwährend in der Stellung des Borgheſiſchen Fechters befinde, in einem beſtändigen Ausfall, einer äußerſten Anſpannung aller Sehnen und Muskeln gegen Rom. — Ich wüßte aber nicht, daß an den Theologen *ſeiner* Partei eine ſolche Kraftanſtrengung ſichbar wäre. Vielmehr befleißigen ſie ſich einer nachgiebigen Annäherung an Rom. Auf die wahrhaft evangeliſchen Geiſtlichen paßt eine andere Vergleichung weit beſſer, als die mit der antiken Bildſäule. Sie befinden ſich in der Lage der urſprünglichen engliſchen Anſiedler in Nordamerika, von denen man treffend geſagt hat, daß ſie genöthigt waren, in der einen Hand den Pflug, in der andern das Schwert zu halten. So müſſen auch ſie ſich ſtets wehren, um ihren Anbau zu ſchützen.

Es iſt wahrlich kein Verſtändiger unter ihnen, der dieſes Kampfes nicht herzlich gern entübrigt wäre. Auch ſie wünſchen Annäherung an den Katholicismus, aber freilich in einer von jenen unevangeliſchen Evangeliſchen völlig verſchiedenen Art. Sie wollen von ihrer evangeliſchen Freiheit nichts aufgeben, dieſe vielmehr in ihrem ganzen Umfang feſt halten, keine Zugeſtändniſſe machen, die ſie in eine unhaltbare Mitte drängen würden. Anerkennung und Achtung ihrer Stellung als conſequenter Proteſtanten verlangen ſie von der katholiſchen Kirche, und verlangen ſie im Intereſſe aller Deutſchen,

weil nur dadurch ein wahrer Friede unter den Confeſſionen möglich iſt, welche den Boden des Vaterlandes zu ziemlich gleichen Theilen beſitzen. Eine ſolche Verſöhnung kann aber nicht eintreten, ſo lange es dem Jeſuitismus geſtattet iſt, ſich auszubreiten, feſtzuſetzen und die doppelte Richtung ſeiner Thätigkeit zu verfolgen: Bekehrungen mit allen Mitteln zu betreiben, und Haß gegen die Proteſtanten in die Herzen der Katholiken zu ſäen, beſonders der Jugend. Die Wirkungen dieſer Umtriebe auf der einen Seite und die gerechte Beſorgniß vor ihnen auf der anderen trennen in unſern Tagen die Religionsparteien weit mehr als die Verſchiedenheit der Lehren. Haben ſie einmal ihr Ende gefunden, dann und nur dann darf man hoffen, daß die große Abſicht, welche Leibniz hegte, ſich erfülle, nicht durch eine förmliche Uebereinkunft, zu welcher die Zeit vorüber iſt, ſondern durch die Verbreitung einer Geſinnung, die, bei treuem Feſthalten der eigenen Ueberzeugung, die Brüder brüderlich neben einander wohnen läßt.

Dieß iſt auch der Punkt, wo unſere Frage zugleich das politiſche Gebiet berührt. Die Befreiung von jener unſeligen, mit Haß und Zwietracht geſchwängerten Luft iſt ein weſentliches Erforderniß für die Geſtaltung und Befeſtigung der Einheit, die jeder redliche Vaterlandsfreund ſehnlich herbeiwünſcht.

Den 25. Juli 1861.

Inhalt.

Seite.

Brief I. Gründe zu fortdauernden Besorgnissen der Protestanten im Allgemeinen 1

Brief II. Die Bartholomäusnacht als Epoche des beginnenden Niedergangs des Protestantismus 9

Späterer Zusatz: Buchs „Zwanzig Vorlesungen über die Geschichte der Reformation in Frankreich" betreffend 16

Brief III. Rückblick auf die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter 19

Brief IV. Die Idee der Reformation 27

Brief V. Wer die wahren Urheber der Spaltung Deutschlands waren 32

Brief VI. Die im Religionsfrieden liegenden Keime der Einbußen des Protestantismus in Deutschland . . 38

Brief VII. Kaiser Maximilian II. und Schwendi's vergebliche Warnung 45

Brief VIII. Ausrottung des Protestantismus in den geistlichen Ländern durch die Jesuiten 51

Brief IX. Der leidenschaftliche Hader unter den deutschen Protestanten 60

Brief X. Der Regensburger Reichstag von 1576. Anfang der verderblichen Politik Kursachsens 66

Seite.

Brief XI. Der verhängnißvolle Sieg des geistlichen Vorbehalts in Köln 72

Späterer Zusatz: Von Herrn Schreibers Geschichte des bayrischen Herzogs Wilhelm V. und von dem sittlichen Wandel der Jesuiten 79

Brief XII. Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark. Die Vertilgung des Protestantismus in des Letztern Ländern 83

Brief XIII. Die Donauwörther Gewaltthat 90

Brief XIV. Fortsetzung des vorigen. Eine geheime Instruction, wie mit Evangelischen zu verfahren sei . 93

Brief XV. Maximilians steigendes und der Protestanten sinkendes Ansehen 98

Brief XVI. Muth der österreichischen und Verblendung der böhmischen Protestanten. Was von der Anklage, daß die evangelische Lehre politische Revolutionen erzeuge, zu halten ist 104

Brief XVII. Die böhmische Erhebung und ihr Fall. Des sächsischen Johann Georgs Mitschuld und die mißlungene Vertheidigung seiner Politik durch einen neueren Historiker 113

Brief XVIII. Böhmen durch Hinrichtungen, massenhafte Gütereinziehungen und Zwangsbekehrungen bestraft 120

Brief XIX. Völlige Vertreibung der Evangelischen aus Böhmen. Gegenreformation in Oesterreich und im Reiche. Wachsende Ohnmacht des deutschen Protestantismus 127

Brief XX. Johann Georgs schnelle Beruhigung über den Wortbruch des Kaisers. Ob dessen an seinen Unterthanen verübte Gewaltthaten durch die Unduldsamkeit

Seite.

proteſtantiſcher Fürſten entſchuldigt ſind. Von K. A. Menzels Neuerer Geſchichte der Deutſchen 136

Brief XXI. Niedergang des Proteſtantismus in Europa auch außer Deutſchland, beſonders in Frankreich. Das Reſtitutionsedict und die daran geknüpften Hoffnungen der Katholiken 144

Späterer Zuſatz: Von Herrn Onno Klopps Beitrag zur Geſchichte dieſes Edicts 156

Brief XXII. Rettung des dem völligen Untergange nahen Proteſtantismus in Deutſchland durch die Entzweiung der katholiſchen Mächte und das Genie Guſtav Adolfs. Wem die Schuld der langen Dauer des dreißigjährigen Krieges zufällt. Der Prager Friede und Bartholds vorgeblicher Verſuch, ihn zu vertheidigen 161

Späterer Zuſatz: Von Helbigs neuen Aufſchlüſſen über die Geſchichte dieſes Friedens 170

Brief XXIII. Abfall vornehmer franzöſiſcher Reformirter. Beginnende Verfolgungen unter Ludwig XIV. . . 174

Brief XXIV. Das Märtyrerthum in Frankreich auf ſeiner Höhe und die Nemeſis 183

Brief XXV. Cromwell als Beſchützer verfolgter Proteſtanten 191

Brief XXVI. Die Unterdrückung des Proteſtantismus in Polen durch die Jeſuiten, eine Haupturſache des Verfalls und Untergangs dieſes Reiches 199

Brief XXVII. Das Thorner Trauerſpiel. Die grauſamen Verfolgungen der Evangeliſchen in Ungarn . . . 208

Brief XXVIII. Fortdauernder Druck in Deutſchland nach dem Weſtphäliſchen Frieden. Die häufigen Fürſtenconverſionen. Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels 214

Seite.

Brief XXIX. Die ireniſchen Beſtrebungen. Spinola's Verſuche. Leibnizens Pläne, Briefwechſel mit Boſſuet und wahre Geſinnungen 226

Späterer Zuſatz: Vom hiſtoriſchen Gewinn aus der neuen Ausgabe von Leibnizens Werken . . . 237

Brief XXX. Die Uebertritte in den Häuſern Kurſachſen und Braunſchweig-Wolfenbüttel. Des bekehrten Herzogs Anton Ulrich Maßregeln gegen die Jeſuiten . 241

Späterer Zuſatz: Droyſens Schrift über das Stralendorffiſche Gutachten 253

Brief XXXI. Leidensgeſchichte der Schleſier. Wie Friedrich der Große ſeine katholiſchen Unterthanen behandelt und wie Maria Thereſia ihre proteſtantiſchen . 258

Brief XXXII. Fortdauernde Verfolgungen der Proteſtanten in Frankreich. Von den Ränken der Jeſuiten gegen die Throne 271

Brief XXXIII. Joſephs II. Toleranz und die Reaction nach ſeinem Tode. Stärkung des Katholicismus durch eine beſſere, von Proteſtanten ausgehende Würdigung des Mittelalters. Uebertritte deutſcher Schriftſteller und Schleiermachers Urtheil darüber 281

Brief XXXIV. Die Wiederherſtellung der Jeſuiten und Plancks Weiſſagung von dem Abbruch, den der Proteſtantismus davon zu erwarten habe. Angriffe katholiſcher Organe auf das Reformationsjubelfeſt von 1817 296

Brief XXXV. Ermordungen Reformirter in Frankreich nach der Reſtauration. Die dort geſetzwidrig wirkenden Jeſuiten von einer kleinen aber mächtigen Partei geſchützt, dagegen vom altgläubigen Grafen Montloſier

Seite.

als ein der Religion, der Gesellschaft und dem Throne gefährlicher Orden dargestellt 311

Brief XXXVI. Die katholische Kirche in Deutschland seit 1815. Beginn der Concordate 325

Brief XXXVII. Günstige Lage der kirchlichen Verhältnisse in Rheinpreußen von der Regierung nicht benutzt. Ueberflüssige und schädliche Concessionen derselben . 335

Brief XXXVIII. Thätigkeit des sich im Rheinlande erhebenden und von der Regierung gestärkten Ultramontanismus. Weise Mäßigung des Erzbischofs Spiegel 350

Brief XXXIX. Der Jesuitismus in Belgien. Siege und überschwengliche Erfolge des Ultramontanismus in Rheinpreußen durch den Erzbischof Droste 364

Brief XL. Weite Ausdehnung der ultramontanen Triumphe. Ende des confessionellen Friedens in Schlesien. Gründung der Historisch-politischen Blätter 379

Späterer Zusatz: Der Cardinal Diepenbrock gegen die Reaction und die Ultrapartei in der Kirche . 391

Brief XLI. Das Abelsche Ministerium in Bayern. Der Gustav-Adolf-Verein dort für carbonaristisch erklärt. Die Protestanten und die verkappten Jesuiten in Oesterreich 395

Brief XLII. Goethe über die Emancipation der Katholiken in England. Der Puseyismus. Von Macaulay's Prophezeiung, daß die römische Kirche alle anderen überdauern werde 413

Brief XLIII. Von den Vortheilen, welche die Ultramontanen und Jesuiten aus den Revolutionen von 1848 gezogen haben 422

Brief XLIV. England in römische Kirchenprovinzen ge-

Seite.

theilt und die in Ohnmacht endenden Bewegungen darüber. Emporsteigen der klerikalen Macht in Frankreich 433

Brief XLV. Pläne und Siege der Bischöfe in Südwest-Deutschland 453

Brief XLVI. Fortsetzung des vorigen. Von der angeblichen Sicherheit, welche der Ultramontanismus den Thronen gewährt 463

Brief XLVII. Das österreichische Concordat und das jesuitische Erziehungssystem 473

Brief XLVIII. Weitere Entwickelung katholisch-kirchlicher Verhältnisse in Preußen. Von den Klagen über die vom Protestantismus geübten Verfolgungen . . . 487

Brief XLIX. Von der neukatholischen Geschichtschreibung und ihren Anklagen gegen die protestantische . . . 500

Brief L. Vom reactionären Protestantismus und dem Vorschub, den er dem Ultramontanismus leistet . . . 511

Brief LI. Von der Niederlassung der Jesuiten in Preußen 520

Brief LII. Fernere ultramontane Anmaßungen in Preußen 528

Brief LIII. Welche Bewandtniß es mit der Vorstellung eingetretener Ohnmacht des Ultramontanismus hat . . 535

Erſter Brief.

1853.

Alſo auch Sie, verehrter Freund! Auch Sie ſtehen auf der Seite Derer, welche glauben, man übertreibe es ſtark mit den Gefahren, die uns vom Ultramontanismus und Jeſuitismus drohen. Es werde, meinen Sie, zu viel davon geſprochen, unnütz werde der Gegner durch dieſe Reden nur gereizt, ja manche ſeiner Angriffe gingen nur hervor aus dem Beſtreben, die unſern abzuwehren.

Sie iſt mir bekannt, dieſe Sprache; es iſt nicht das erſte mal, daß ſie mich in Verwunderung ſetzt und bekümmert, aus Ihrem Munde, liebſter Freund, freilich doppelt. Dieſe Dinge ſind unter uns ſeit langer Zeit und, wie ich fühle, ſeit zu langer nicht zur Sprache gekommen. Denn ſie ſind zu wichtig, ſind mit den Hoffnungen und den Befürchtungen für die Zukunft unſrer geiſtigen Entwickelung zu innig verwebt, als daß es nicht noth thäte, ſich darüber auszuſprechen, ſeine Sorgen mitzutheilen, oder ſich zu beruhigen. So laſſen

Sie mich denn, wie es ſich vom Freunde zum Freunde gebührt, meinen Standpunkt unumwunden als einen dem Ihrigen ſchnurſtracks zuwiderlaufenden bezeichnen. Mich will bedünken, daß die Bedeutung dieſer Gefahren, ihr Umfang, ihre Ausdehnung viel zu wenig bekannt ſind. Ich erſtaune, daß die Conſequenz, die Thatkraft, die Kühnheit, die kluge Berechnung, die Liſt, mit der unſere Gegner zu Werke gehen, die Größe der Bodenſtrecke, die ſie uns ſchon abgewonnen, uns aus dem behaglichen Schlummer, dem ſich die Bequemlichkeit ſo gern überläßt, noch gar nicht recht aufgeſchreckt und auch unſrerſeits zu den Waffen gerufen haben. Ja, ich bekenne: das Maß der Theilnahme an der Vertheidigung unſerer ſchwer errungenen, unſer Lebensmark bildenden geiſtigen Güter iſt mir zum Prüfſtein geworden für den rechten Ernſt des proteſtantiſchen Bekenntniſſes.

Verſöhnlichkeit und Friede unter den Bekenntniſſen, die doch auf Erden nun einmal neben einander leben müſſen, — gewiß, das iſt eine ſchöne, eine chriſtliche Forderung! Und die Proteſtanten könnten ſich gar nichts Beſſeres wünſchen, als daß die katholiſche Kirche zur Durchführung einer ſolchen Verſöhnung ſich zur unumwundenen Anerkennung des Rechts der proteſtantiſchen Kirchen, eben ſo gut zu exiſtiren wie ſie ſelbſt, entſchlöſſe. Wie aber, wenn die Friedensverſicherungen aus dem Munde ihrer einflußreichſten Sprecher nichts ſind als bloße Worte? Wie, wenn unter dem Vorwande des geſchloſſenen, wenn auch nicht Friedens, doch

Waffenſtillſtands der Gegner nicht aufhört, meinen Stellungen gegenüber ſeine Laufgräben weiter zu führen, meinen Boden im Stillen zu unterminiren, meine Wachen durch reichlich zugeführte berauſchende Mittel einzuſchläfern, meine Truppen durch Vorſpiegelungen jeder Art zum Uebertritt zu verlocken, — darf mir da noch Friedfertigkeit als die erſte aller Tugenden erſcheinen? Iſt es da nicht Verletzung einer heiligen Pflicht, wenn ich es verſäume, die Bethörten zu enttäuſchen, die Schlafenden zu wecken, die Säumigen zu ſpornen, Alle, ſo weit meine Stimme reicht, aufzurufen zur Theilnahme an dem großen geiſtigen Kampfe, einem der gerechteſten, die je geführt worden ſind?

Laſſen Sie mich, indem ich mich mit dieſem Vorhaben auch an Ihnen verſuchen will, etwas ausholen mit einer geſchichtlichen Betrachtung, wie ſie meiner Neigung und dem Gange meiner Studien nahe liegt. Ich weiß wohl, daß es noch nie eine Zeit gegeben hat, in der ſo viel Geſchichte geleſen und ſo wenig aus ihr gelernt wird, wie die gegenwärtige. Die unbedacht Voraneilenden und die Rückläufigen ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, die Lehren der Geſchichte auf das übermüthigſte zu verachten. Ja, die Geſchichte muß die Schmach erleben, eigene Prieſter im Schwarm dieſer Verächter zu ſehen. Darum ſoll aber doch Der, welcher die Worte, die er aus dem Munde der ernſten Göttin vernommen, einfach und unbefangen auslegen zu können glaubt, mit dieſer Auslegung nicht zurückhalten.

Wenn der Proteſtantismus ſich beſinnt, wenn er die Wendung, die ſein Kampf mit der römiſchen Kirche ſeit einer Reihe von Menſchenaltern genommen, betrachtet und die Erfolge überſchlägt, hat er dann nicht für die Zukunft Grund zu ernſter Beſorgniß? Dieß iſt die Frage, auf welche die bloßen geſchichtlichen Thatſachen Antwort ertheilen, wenn anders auf dem Gebiete der Thatſachen Analogien gelten, wenn anders in einer einmal herrſchend gewordenen Richtung eine ſchon aus dieſer ſelbſt ſtammende bedeutende fortrollende Kraft liegt.

Während eines halben Jahrhunderts von ihrem Beginn an war die Gewalt der Reformation eine große, unwiderſtehliche geweſen. Vergebens hatten ſich die beiden mächtigſten europäiſchen Herrſcher, Kaiſer Karl V. und König Franz I., ihr entgegengeſtemmt. In England, Schottland, dem ſkandinaviſchen Norden war ſie zu völliger Herrſchaft gelangt; der allergrößte Theil von Deutſchland, die Hälfte der Schweiz bekannten ſich zu ihr; die Niederlande waren von ihren Anhängern erfüllt; in Frankreich wuchſen Zahl und Macht der Reformirten mit jedem Jahre; in Polen und Ungarn hatte ſich die neue Lehre mit ſiegreicher Kraft verbreitet. Schon hielt man in Rom nur noch die beiden romaniſchen Halbinſeln für „geſund und ſicher“, wie der Ausdruck lautet in dem Berichte bei Ranke (Päpſte Bd. II. S. 19). Die tiefe Verderbniß des römiſchen Clerus auf der einen, der Geiſt der Wahrheit in der Predigt auf der

andern Seite hatten dieſe ſtaunenswerthen Wirkungen hervorgebracht.

Daß es vornehmlich ein Sieg des Geiſtes, der Intelligenz war, zeigt ſich einleuchtend darin, daß in den Ländern gemiſchten Glaubens es meiſtens die niederen Claſſen waren, das Landvolk, welche der alten Kirche noch anhingen, die Gebildeten in überwiegender Mehrzahl aus der Tiefe des Geiſtesdranges ſich dem lautern Evangelium zugewendet hatten. Unſere Gegner behaupten freilich, nur materielle Vortheile hätten Fürſten, Adel, die ſtädtiſchen Obrigkeiten hinübergelockt. Sie vergeſſen, uns zu belehren, was denn dieſe Mächtigen abgehalten hätte, ſchon in den vergangenen Jahrhunderten, als der Kampf der geiſtlichen und weltlichen Gewalten heftig genug entbrannt war, ſich in den vollen Beſitz aller dieſer Vortheile zu ſetzen, wenn ihnen ihr Glaube gleichgültig geweſen wäre, warum, wenn es ihnen überhaupt nur darauf angekommen wäre, die Hände nach ungerechtem Gute auszuſtrecken, es dazu eines Luther und aller Angriffe auf die geiſtige Grundlage der Hierarchie bedurft hätte. Auf wie ſchwachem Grunde ein Unternehmen ruhte, das in der That keine Antriebe hatte, als die, welche ſo viele katholiſche Schriftſteller unſern deutſchen Fürſten und Adelsgeſchlechtern als die allein wirkſamen andichten, zeigt das Beiſpiel Heinrich's VIII. von England. Eine ſolche Lostrennung vom Papſtthum konnte keinen Beſtand haben, ſie mußte den Gegenſatz in der ganzen Schärfe ſeiner

geiſtigen Grundlagen beſtehen laſſen. Es blieb nur die Wahl, entweder zurückzukehren, oder die Veränderung des Kirchenweſens hineinzuführen in das Gebiet, wo ſie allein beſtehen konnte, in das Gebiet des Geiſtes. Ueber das Kirchengut würde ſich Rom mit Heinrich VIII. oder ſeinen Nachfolgern, wie mit allen Fürſten jener Tage, welche geiſtliches Beſitzthum eingezogen hatten, eine Abkunft haben gefallen laſſen, wie es im neunzehnten Jahrhundert ſie ſich in Frankreich und in Deutſchland gefallen ließ, wenn die Herrſcher und die Völker in allen übrigen Stücken nur zum Gehorſam gegen den Stuhl des heiligen Petrus hätten zurückkehren wollen.

Aber was aus dem Geiſte geboren iſt, erhält ſich in ſeiner Stärke auch nur durch geiſtige Nahrung. Die Ueberlieferung richtiger Grundſätze iſt viel, aber noch lange nicht Alles. Der volle und wahre Beſitz dieſer Grundſätze, der das Leben ohne ſie als werthlos erſcheinen läßt, verlangt mehr. Zu dieſem iſt erforderlich, daß ſie durch eigene Geiſtesthätigkeit in ſtets lebendiger Wirkſamkeit erhalten werden und die Seele mit einem ſtets friſchen Hauche durchwehen.

Ich ſage nicht, daß es die allmähliche Ermattung des proteſtantiſchen Schwunges, die Erblaſſung und Erſtarrung ſeines urſprünglichen Geiſtes allein waren, welche ſeine Ausbreitung nicht nur hemmten, ſondern ihm unermeßliche, bereits eroberte Gebiete wieder entriſſen. Ein höchſt ungünſtiges Zuſammentreffen von Umſtänden, die in keinem unmittelbaren Zuſammenhang

mit der Reformation ſtehen, trägt einen Theil der Schuld. Die Haupturſache jener empfindlichen Verluſte aber liegt allerdings in der beginnenden und wachſenden Erſtarrung und Verknöcherung, welche die Spaltungen unter den Proteſtanten befeſtigten und gefährlicher machten, an die Stelle des lebendigen Glaubens die Ausbildung ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten ſetzten und den Wahn förderten, daß das Einlernen möglichſt ſcharf umgränzter Formeln die ſicherſte Schutzwehr gegen den Irrthum ſei. Und da ſtand er nun, der lauernde, unermüdlich thätige Feind, um alle dieſe Blößen und Schwächen ſofort zu benutzen. Die Erlahmung der geiſtigen Triebfedern rächte ſich durch die empfindlichſten materiellen Verluſte.

Der Umfang dieſer Verluſte iſt ein erſchreckender und wird gewöhnlich nur darum nicht ſo beachtet, wie er ſollte, weil der Menſch ſich in einem allmählich verengten und beſchränkten Beſitz ſicher zu wähnen gewohnt iſt, wenn die letzte Abmarkung durch eine gewiſſe Verjährung geſchützt ſcheint, übrigens auch eine fehlerhafte Methode, die Geſchichte einzutheilen und zu lehren, den Blick für die Ueberſicht gleichzeitiger Maſſen abſtumpft.

In den ſiebziger Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts beginnt die Periode jener großen Einbußen der proteſtantiſchen, unermeßlicher Siege der katholiſchen Welt. Wo jene ſeitdem der römiſchen Kirche gegenüber ſiegreich geblieben iſt, da hat ſie ſich eben nur in ihrem Beſitze behauptet; fortgeſchritten iſt ſie mit unbedeutenden

Ausnahmen nicht. Und wo die römische Kirche verloren hat, da ist es nicht der Protestantismus, dem ihre Verluste zu gute gekommen sind.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen die wichtigsten Momente dieses großen Kampfes ins Gedächtniß zurückrufe. Ich setze mir vor, es in einer Reihe von Briefen zu thun, nach Muße und Gelegenheit, bald in kurzen Andeutungen, bald in ausführlicher Darstellung, wie es mir jedesmal am zweckmäßigsten erscheint.

Zweiter Brief.

1853.

Um die neulich bezeichnete Epoche war der Protestantismus in Italien und Spanien durch blutige Verfolgungen schon ausgerottet, und in Deutschland hatten die Jesuiten ihre Umtriebe bereits begonnen; aber den ersten großen Schlag, in einem Lande geführt, wo er schon eine Macht von großer Bedeutung geworden war, erhielt er in Frankreich. Auf die Schicksale des evangelischen Glaubens in diesem Lande kam erstaunlich viel an. Er hatte sich mit siegreicher, unwiderstehlicher Kraft unter allen Völkern germanischer Abstammung ausgebreitet und die Oberhand behalten. Aber für die friedliche Entwickelung der europäischen Menschheit und für den Zusammenhang ihrer Bildung war es von der größten Wichtigkeit, daß er auch unter den romanischen Nationen, wenn auch nicht zu demselben Siege gelangte, doch mit seinem Princip feste Wurzeln schlage. Nun war es in Spanien und Italien mit dieser Hoffnung vorbei; konnte er aber in Frankreich widerstehen, konnte

er sich da in einem gewissen Gleichgewicht mit der römischen Kirche erhalten, so hatte er innerhalb der aufgeweckteſten und thätigſten der romaniſchen Nationen einen anſehnlichen Raum für die Einwirkung ſeines befruchtenden Princips gewonnen.

Dazu hatte es auch lange Zeit allen Anſchein. Franz I. und Heinrich II. ließen es freilich an blutigen Verfolgungen, an Hinrichtungen unter grauſamen Martern nicht fehlen, während ihre treuloſe Staatskunſt Bundesgenoſſen unter den deutſchen Proteſtanten ſuchte, welche eine ſolche Verbindung gern zurückgewieſen hätten, wenn ihre eigenen Bedrängniſſe von Karl V. es ihnen geſtattet hätte. Franz wollte die Beſtrafung der Ketzer als eine große Nationalſache betrachtet wiſſen, und die Pfaffen jubelten. Im Jahre 1535 gab er den Pariſern das Schauſpiel, unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart des ganzen Hofes, ſechs Lutheraner, denen vorher die Zungen ausgeſchnitten waren, ſo verbrennen zu laſſen, daß ſie durch eine beſondere Vorrichtung über den Flammen des Holzſtoßes auf- und niedergezogen wurden, um ihre Qualen zu verlängern. Und von dieſem Gräuel ſagt der bekannte Pater Daniel, der die Geſchichte von Frankreich im Geiſte des Jeſuitenordens, zu dem er gehörte, geſchrieben hat, wörtlich: Franz habe, um den Segen des Himmels auf ſeine Waffen herabzuziehen, dieß ausgezeichnete Beiſpiel von Frömmigkeit und Eifer gegen die neue Lehre geben wollen. — Wie dieſer Geſchichtſchreiber dachte ein großer

Theil des katholiſchen Klerus jener Tage. Er hetzte den König gegen die in einem Theile der Provence ſtill und friedlich lebenden Waldenſer durch die Vorſtellung, daß er für das Heil ſeiner Seele nicht beſſer ſorgen könne, als durch die Ausrottung dieſer Ketzer. Die Unglücklichen hatten keine Ahnung von dem entſetzlichen Schickſal, das ihnen bevorſtand. Ohne daß auch nur eine Ermahnung, von ihren Meinungen und ihrem Gottesdienſte zu laſſen, eine Drohung, welche Folgen ihre Widerſpenſtigkeit nach ſich ziehen würde, vorangegangen wäre — denn man wollte nicht ihre Bekehrung, ſondern ihre Vertilgung — fielen die Soldaten über ihre Wohnplätze her, plünderten und verbrannten ſie, und ermordeten Alle, die ſich nicht durch eilige Flucht hatten retten können, nachdem ſie die Weiber geſchändet. Kein Verſuch zum Widerſtand hatte die Unmenſchen gereizt, denn ſie hatten, wie ſich Sarpi ausdrückt, zu ihrer Vertheidigung keine Waffe als das Mitleid, welches ſie einflößen konnten. Ueber viertauſend Menſchen kamen auf dieſe abſcheuliche Weiſe um.

Aber weder dieſe Gräuel noch andere Verfolgungen, welche Heinrich II. in noch verſtärkterem Maße als ſein Vater übte, konnte den Anwachs der Proteſtanten in Frankreich hemmen. Im Anfang der Sechziger Jahre des ſechzehnten Jahrhunderts mag nicht viel weniger als ein Viertel aller Franzoſen zu ihnen gehört haben. Zu einer genaueren Beſtimmung fehlen die Mittel; in jedem Falle aber waren ſie zu einer mächtigen, feſt

zuſammenhaltenden Partei geworden. Der Unterſchied zwiſchen ihnen und der katholiſch gebliebenen Mehrzahl der Franzoſen beſtand ſchon nicht mehr in der Lehre und dem Gottesdienſt allein. Es war ein Gegenſatz, der in den Zeiten eines neuen friſchen Glaubenseifers das ganze Leben durchdringen mußte. Geringeres und Höheres, Gebräuche und Weltanſichten ſchieden ſich, und auch auf die Staatsverhältniſſe mußte die Spaltung einen großen Einfluß gewinnen. Die Zeiten, wo der Feudaladel in ſeinen Kämpfen um Unabhängigkeit gegen das Königthum auf Erfolg hoffen konnte, waren vorüber; es galt jetzt, den Drang nach politiſcher Thätigkeit durch Einfluß auf den Hof und durch dieſen auf die Staatsregierung zu befriedigen. Und unter den ſchwachen Söhnen Heinrichs II., die meiſtens von ihrer ränkevollen, treuloſen Mutter, Katharina von Medici, geleitet wurden, galt es mehr. Wer da nicht zu der herrſchenden Partei gehörte, ſich ihr nicht fügte, ihre Zwecke nicht förderte, konnte gewiß ſein, unterdrückt zu werden, und ſah ſeine Rechte und ſeinen Beſitz gefährdet. Da mußte ſich wohl Partei gegen Partei erheben. Wo ſo viel auf dem Spiele ſtand, wurde Alles hineingezogen, auch die confeſſionellen Intereſſen. Stützten ſich die Guiſen auf die römiſche Geiſtlichkeit, wetteiferten ſie mit dieſer in glaubenswüthiger Verfolgung der Hugenotten, ſo wurden dieſe, zu welchen die beſten und tapferſten Männer des kriegsgewohnten und kriegsluſtigen Adels der Nation gehörten, von ſelbſt zu einer den

Guiſen feindſeligen politiſchen Partei. Daß der Ehrgeiz dabei eine Rolle ſpielte, kann nicht geleugnet werden, aber er war keineswegs das wirkſamſte und das eigentlich durchgreifende Motiv. Dieſes lag vielmehr in dem Triebe und der Pflicht der Selbſterhaltung, die den Reformirten keine Wahl ließen. Ihr und ihrer Weiber und Kinder Leben konnten ſie nur durch die Waffen ſchützen, und wenn ſie dieſe immer wieder von neuem erhoben, ſo waren ſie dazu genöthigt durch die Treuloſigkeit des Hofes, der die bündigſten Zuſagen immer wieder von neuem gebrochen hatte*).

In die Mitte dieſer Kriege fällt die Bartholomäusnacht. Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob dieſer entſetzliche Frevel das Werk einer ſeit Jahren vorbedachten planvoll berechneten, treuloſen Berückung der Reformirten geweſen ſei, oder eine That, eingegeben von der bequemen Gelegenheit des Augenblicks und von der Furcht vor der Rache der Proteſtanten, nachdem der Mordanſchlag auf Coligny mißlungen war. Meines Bedünkens hat keine dieſer Meinungen vollkommen und ausſchließlich Recht. Der Plan, die klügſten und tapferſten Häupter der Reformirten, durch was für Mittel auch, gelegentlich aus dem Wege zu räumen, dadurch die beſte Kraft der Partei zu brechen, und dann die ihr nothgedrungen gemachten Zugeſtändniſſe wieder zurückzunehmen — dieſer Plan war gewiß von Katharina längſt gefaßt.

*) Siehe den Zuſatz am Schluß des Briefes.

Aber der Gedanke, zu seiner Ausführung die Vermählungsfeier zu benutzen, hat sich erst bei ihr ausgebildet, als sie überlegte, daß die Reformirten sich gewiß nicht ein zweites mal in einer Schlinge befinden würden wie in dieser, die sie nur zuzuziehen brauche.

Wie dem aber auch sei, der Anschlag mag früh oder spät gemacht sein; Ausführung und Wirkung bleiben dieselben. Mit der Bartholomäusnacht beginnt der Verfall des Protestantismus in Frankreich. Man wußte in Rom sehr wohl, warum man bei einer Nachricht, welche den Papst, wenn er einiges Menschlichkeitsgefühl gehabt, in Schmerz hätte versenken müssen, so jubelte. Denn die Reformirten vertheidigten sich auch nachher noch mit einem Erfolge, den man nach einem solchen Streiche gar nicht hätte erwarten mögen; ihr Bekenntniß erlangte in Frankreich nachher allerdings noch manche Zugeständnisse, aber an seiner Blüte nagte der Wurm. Wenn Coligny und so viele andere tapfere Männer nicht durch den schändlichsten Verrath aus dem Wege geräumt worden wären, würde die Reaction ihr Haupt nicht so mächtig haben erheben können. Es darf nicht vergessen werden, in welchem Frevel das Uebergewicht, später die alleinige Existenz des Katholicismus in Frankreich seinen Ursprung hat. Die Blutströme der Bartholomäusnacht düngten Paris zu dem Acker, in welchem die Saaten der Ligue emporsproßten. Aus der losgebundenen tigerartigen Leidenschaft schöpfte diese den aufrührerischen Fanatismus, durch den sie wirkte.

Wenn die frühere frische Kraft, Zuversicht und Entschlossenheit in den französischen Reformirten noch gelebt hätten, würde es Heinrich IV. vermuthlich für so unmöglich nicht gehalten haben, den Thron als Protestant zu behaupten, wie er es allerdings als unmöglich betrachten mußte bei dem gebrochenen Muthe seiner an einem glücklichen Ausgange zum größten Theil schon verzweifelnden Partei. Doch dieß möge auf sich beruhen; betrachten wir nur den Schritt selbst. Ich will der scharfsinnigen Auseinandersetzung Ranke's (Französische Geschichte Bd. I. S. 568 fg.), daß es, wie die Sachen einmal lagen, für den Protestantismus in Europa sogar vortheilhafter war, daß Heinrich sich bekehrte, als daß er den gefährlichen Kampf fortsetzte, nicht schlechthin entgegentreten. Im Allgemeinen aber war es eine Niederlage des Bekenntnisses nach seiner bürgerlichen Bedeutung, wenn es verlassen werden mußte, um ein gutes Recht zu behaupten. Noch wurde sein Dasein durch die Toleranz erhalten, die freilich das Wenigste war, was Heinrichs treue Gefährten von ihm erwarten konnten, später durch die kluge Mäßigung, mit der Richelieu von seinem Siege Gebrauch machte. Aber es war auf eine abschüssige Bahn gekommen, die es dem gänzlichen Untergange zuführte.

In der Bartholomäusnacht war am französischen Hofe auch der Gedanke einer kräftigen antispanischen Politik zu Grabe getragen. Ein anderer Schlag für den Protestantismus. Die spanischen Waffen konnten

ihn nun um ſo ungehinderter in den mittleren, den flamändiſchen Landſchaften Niederlands vertilgen, während er ſich in den nördlichen nur mit der größten Anſtrengung hielt. Damit war ein deutſcher Nebenſtamm der großen geſchichtlichen Geiſtesbewegung entzogen, während die Axt auch ſchon an die Wurzeln des großen deutſchen Hauptſtammes gelegt war.

Späterer Zuſatz (zu S. 13).

Anderer Meinung iſt Herr Buch, der Verfaſſer der kürzlich in Bremen erſchienenen „Zwanzig Vorleſungen über die Geſchichte der Reformation in Frankreich". Er nennt es „Leidenſchaft und fleiſchliche Erbitterung", daß die Reformirten zu den Waffen griffen, ſtatt ihr Heil fortwährend nur im frommen Gottvertrauen zu ſuchen, ja er behauptet, daß der Verfall der reformirten Partei mit dem Augenblick beginne, wo ſie ſich zum Bürgerkriege erhob, während ſie in den vierzig vorangegangenen Jahren unſäglichen Duldens herrlich emporgeblüht ſei. Er vergißt, daß die Verfolgungen dieſer vierzig Jahre bei aller ihrer Heftigkeit nur vereinzelte waren, und unter den Guiſen erſt einen methodiſchen Zuſammenhang bekommen hatten, weil königliche Zugeſtändniſſe vorangegangen waren, deren Aufhebung die von den Guiſen betriebenen Verfolgungen bezweckten.

Die Krönung der Anſtrengungen der vierzig Jahre war das Duldungsedict von 1562 geweſen. Da die Guiſen es mit offner Gewalt zerriſſen, war dieſe große rechtliche Erwerbung, dieſe nach außen gewandte Frucht der evangeliſchen Bewegung, auch nur mit weltlichen Mitteln, mit Anwendung der Waffen zur gerechteſten Vertheidigung, zu ſchützen und zu erhalten. Die Guiſen hätten es ſich wahrlich nicht beſſer wünſchen können, als daß die Hugenotten ihrem ſcheußlichen Rechtsbruche nichts entgegen geſetzt hätten, als den paſſiven Widerſtand des Märtyrerthums. Dann würde der Proteſtantismus in Frankreich gewiß ſchon damals zu den dürftigen Reſten zuſammengeſchrumpft ſein, die ihm nach der Aufhebung des Edicts von Nantes noch blieben. Da allerdings konnten ja die Reformirten ihren unmenſchlichen Drängern nichts entgegenſetzen als ſtumme Ergebung oder Flucht. So breitete ſich das Chriſtenthum in den erſten Jahrhunderten mitten unter der ſtandhaften Ergebung und der Geduld der Märtyrer über die römiſche Welt aus. Zu einer äußern ungekränkten Sicherheit ſeines Beſtehens, und von da zu einer Herrſchaft in der Welt, die man doch wol keine durch Mangel an Gottvertrauen gegründete wird nennen wollen, gelangte es aber erſt, nachdem die Waffen des Conſtantin ſeine heidniſchen Widerſacher niedergekämpft hatten.

Die Frage, was Pflicht, Gewiſſen und Klugheit in religiöſen Bedrängniſſen gebieten: ſtilles Dulden oder

einen mehr oder weniger thätigen Widerstand, muß nach den jedesmaligen Umständen entschieden werden. Durch eine allgemeine Formel läßt sie sich nicht erledigen.

Jene Schrift des Herrn Buch ist übrigens eine sehr empfehlenswerthe, warme, das Gemüth des Lesers zu lebhafter Theilnahme stimmende Darstellung der Leiden des Protestantismus in Frankreich. Doch würde zuweilen die nackte, einfach erzählte Thatsache noch mehr wirken, als eine gewisse vom Verfasser angewandte rhetorische Effectmalerei.

Dritter Brief.

1853.

Um die volle Bedeutung, die ganze Schwere des Verluſtes, welchen das deutſche Volk durch die katholiſche Reaction des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts erlitt, zu würdigen, muß man ſich vor Augen halten, welche tiefe Zerrüttung auch ſeines politiſchen Lebens die enge Verbindung mit Rom ſeit vielen Menſchenaltern hervorgerufen hatte. Ich ſtehe daher nicht an, Sie heute noch weiter zurückzuführen. Da ich keine ſyſtematiſchen Abhandlungen, ſondern Briefe ſchreibe, ſo wird es mir vergönnt ſein, von dem geraden Wege hier und da auf Seitenpfade abzuweichen, vorausgeſetzt, daß es ſolche ſind, wo wir den Gegenſtand unſerer Betrachtung, das Verhältniß des Katholicismus zum Proteſtantismus, nicht aus dem Auge verlieren.

Es gibt kein Land der abendländiſchen Kirche, auf deſſen Bildung und Geſittung die römiſche Hierarchie nicht einen heilſamen Einfluß gehabt hätte, aber auch keines, in welchem dieſe Wohlthaten ſpäter nicht reich-

lichſt aufgewogen worden wären, im Beſonderen durch unbefugte Einmiſchungen der geiſtlichen Gewalt in die weltliche, im Allgemeinen durch die Niederhaltung der religiöſen Entwickelung. In erſterer Beziehung hat ſie nirgends ſo großes Unheil angerichtet wie in unſerm Vaterlande.

Allerdings beginnt die Kirche mit der Abſicht, ſich und ihren geiſtigen Bereich dem oft verwirrenden Einfluſſe der Staatsgewalt zu entziehen. Und es iſt ferner zuzugeben, daß den Päpſten, bei den Einmiſchungen in das weltliche Gebiet ihrerſeits, anfangs der Gedanke einer Pflicht vorſchwebte, eines erhabenen Berufs, dem oft unlautern, habſüchtigen, entſittlichenden Wirken der weltlichen Macht und den Ausbrüchen roher Willkür im Namen einer höheren Weltordnung in den Weg zu treten. Aber ſchon an ſich iſt es wider die Natur und den geſunden Gang der Entwickelung, daß auf den Staat, in ſeiner Realität und concreten Erſcheinung, andere Elemente wirken, als ſtaatliche; ſolche nehmen ihm die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, deren er zur Erreichung ſeiner Zwecke bedarf. Als nun aber vollends an die Stelle jener reineren Motive das unbezähmte Gelüſt nach oberſter Herrſchaft über die Reiche der Welt trat, als ſo manche Päpſte vor Dem anbetend niederfielen, der ſie nach der Verſuchungsgeſchichte dem Erlöſer angeboten hatte, als ſie nicht abließen, die Unterthanen in die Waffen zu rufen gegen ihre Herrſcher, da wurden die Grundlagen der Macht und Einheit

Deutſchlands untergraben, da begann die Geſtalt der Dinge, die bis auf den heutigen Tag die Nation um die Erfüllung ihrer edelſten Wünſche bringt.

Die ſchwere Laſt, mit der Rom auf die deutſchen Verhältniſſe drückte, fing an, unerträglich zu ſcheinen, lange ehe den Geiſtern der tiefe Zuſammenhang zwiſchen dieſem Drucke und der Richtung, welche das hierarchiſche Syſtem der Grundlehre des Chriſtenthums gegeben hatte, einleuchtend geworden war. Der Gedanke kam auf, mit der bloßen Lostrennung Deutſchlands von der oberſten Kirchenregierung Roms zu helfen.

Schwerlich iſt Ihnen eine vor drei Jahren erſchienene, ſehr gründliche und gelehrte kleine Schrift über den Reichskanzler und Erzbiſchof von Köln, Reinald von Daſſel, zu Geſicht gekommen. Ihr Verfaſſer, J. Ficker, iſt jetzt Profeſſor der Geſchichte in Innsbruck. In dieſer Schrift iſt klar erwieſen, daß Kaiſer Friedrich Barbaroſſa mit dem Plane zu einer ſolchen Lostrennung ernſtlich beſchäftigt war. Schon lange, ſagt der Kaiſer in einem Schreiben an den Erzbiſchof von Trier, habe man gelacht über die Einfalt der Deutſchen, die ſich den Anſprüchen eines fremden Papſtes unterwürfen, während der Erdkreiß ihrer Gewalt nicht widerſtehen könne. Es ſolle ſich daher nunmehr der Sitz eines Primas dieſſeits der Alpen erheben, in Trier, als einem zweiten Rom, an welches ſich Jeder aus dieſem Reichstheile zu wenden habe. — Es war alſo darauf abgeſehen, den Trierer Erzbiſchof zu einem deutſchen Papſt

neben dem römiſchen zu machen. — Daß Hr. Ficker in Friedrichs Schritten Rom gegenüber nur die Abſicht der Knechtung des Papſtthums, der Erniedrigung des Papſtes zum Diener kaiſerlicher Willkür ſieht, hängt mit ſeiner factiſchen Darſtellung nicht zuſammen, ſondern gehört ſeinem ultramontanen Standpunkt an. Es iſt freilich ſtark, dergleichen Zwecke einem Kaiſer unterzuſchieben, der den Widerſtand der Römer gegen Hadrian IV. zu deſſen Gunſten gebrochen und ihm Arnold von Breſcia ausgeliefert hatte. Aber um die Abſichten der Päpſte gegen die Kaiſer zu beſchönigen, müſſen die Ultramontanen zu den grundloſeſten Behauptungen ihre Zuflucht nehmen.

Geht doch der Graf Maistre in ſeinem Buche vom Papſte ſo weit, geradezu zu leugnen, daß es jemals einen Krieg zwiſchen dem Prieſterthum und dem Kaiſerthum gegeben habe. Dieß ſei eine Lüge, nur erſonnen, um das Prieſterthum für alles in dieſen Kämpfen vergoſſene Blut verantwortlich zu machen. (Der Graf gibt alſo mittelbar zu, daß, wenn es ſolche Kriege gegeben, die Blutſchuld auf die Häupter der Päpſte fallen würde). Es ſei in der That nur ein Krieg geweſen zwiſchen Deutſchland und Italien, zwiſchen der Uſurpation und der Freiheit, zwiſchen dem Herrn, der Ketten bringt, und dem Sklaven, der ſie zurückſtößt, ein Krieg, in welchem die Päpſte, als italiäniſche Fürſten und weiſe Politiker, nur für Italien hätten Partei ergreifen können. — Ob der Graf auch den Kaiſer Ludwig den

Bayern, den in Italien so völlig Ohnmächtigen, dem die Päpste mit ihren Bannflüchen keine ruhige Stunde ließen, zu Denen rechnet, welche den italiänischen Sklaven Ketten brachten?

Wäre jener Plan Friedrichs ausgeführt worden, er würde Deutschland eine andere Geschichte gegeben haben. Aber es war dazu die Gewalt Roms über die Geister zu groß, und was den Kaisern als bloßen Herrschern über den Norden der Alpen vielleicht möglich gewesen wäre, blieb vollends unausführbar, so lange sie Pläne auf Ohmacht über Italien verfolgten, welche in einer offenen Feindschaft mit dem römischen Papste ein unübersteigliches Hinderniß finden mußten.

Durch die Herrschsucht und den leidenschaftlichen Haß der Päpste wurde die Macht der Hohenstaufen gänzlich untergraben, und mit ihr die des Kaiserthums*). Was die Päpste selbst nach einiger Zeit von einem solchen wieder aufrichten halfen, bestand in dürftigen Trümmern der einstigen Größe. Und doch wurde

*) Sybel, der in seiner 1859 gehaltenen Rede „Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit" sich mit Recht gegen die verbreitete Ansicht erhebt, daß die weltbeherrschende Stellung, welche die Kaiser des Mittelalters erstrebten, aus der nationalen Entwickelung hervorgegangen sei und ihr zum Heile gereicht habe, behauptet auch, daß dieses Streben, weil es zugleich die wichtigsten Functionen der Kirche und des Papstthums übernehmen wollte, die stets bitterere und umfassendere Rivalität derselben selbst herausgefordert habe. Man

auch ſchon eine leiſe Regung, dieſen Trümmern wieder einige Selbſtſtändigkeit geben zu wollen, ein Gegenſtand ihrer unerbittlichen Verfolgung, wie der eben erwähnte bayriſche Ludwig auf das ſchmerzlichſte erfahren mußte. Durch kein Anerbieten auch noch ſo tiefer Demüthigung ließen ſie ſich zum Frieden bewegen, denn jeder Friede würde ihrer Abſicht, in Deutſchland Hader und Zwieſpalt zu erhalten, entgegen geweſen ſein. Dadurch fiel Deutſchland immer kläglicher auseinander, und wenn es noch eine einheitliche Macht gab, ſo war ſie in den Händen weit mehr des römiſchen Papſtes als des Kaiſers.

An ſittlicher Haltung und Würde ſank aber auch dieſe oberſte kirchliche Gewalt immer tiefer, und als ihre Entwürdigung bis zur verderblichſten, von Herrſchſucht erzeugten und erhaltenen, Spaltung in ihrem eignen Schoße geführt hatte, da bemächtigte ſich das Bewußtſein der Schmach, von einem ſolchen Sitze des ungeiſtlichſten und leidenſchaftlichſten Haders in unumſchränkter Weiſe regiert zu werden, der Geiſter ſo ſehr, daß man ernſt-

---

kann dem ſcharfblickenden Verfaſſer auch dieß zugeben, darf aber darum nicht vergeſſen, daß die Päpſte, indem ſie nun ihrerſeits die Befugniſſe der weltlichen Macht an ſich zu reißen trachteten — und mit weit größerem Erfolge als die Kaiſer die der kirchlichen — durch den maßloſen Gebrauch aller Mittel zur Untergrabung des Kaiſerthums die Auflöſung der deutſchen Einheit mehr herbeigeführt haben als es durch irgend einen andern geſchichtlichen Factor geſchehen iſt. (Späterer Zuſatz.)

liche Anſtalten machte, dieſer Macht und ihrer Willkür durch verfaſſungsmäßige Beſtimmungen Schranken zu ſetzen.

Aber die berühmten Kirchenverſammlungen der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, welche dieß Werk geräuſchvoll genug und mit großer Zuverſicht begonnen, viel geſtritten und viele Beſchlüſſe gefaßt hatten, endeten ohne Erfolg. Das kam daher, daß man die Sache bei weitem nicht tief genug gegriffen hatte. War der römiſche Geiſt, der in alle Wurzeln des kirchlichen und chriſtlichen Lebens eingedrungen war, nicht durch einen andern Geiſt zu bannen, ſo konnten neue Beſtimmungen über die bloße Regierung und Verfaſſung, konnte eine ariſtokratiſche Einrichtung, die man dem einherriſchen Abſolutismus zur Seite ſetzte, wenig fruchten. Man mußte entweder noch weiter gehen, oder wurde immer auf den Ausgangspunkt zurückgeworfen. Eben dieſe Furcht vor der nothwendigen weitern Selbſtentwickelung, wenn man dem Unweſen bis an die Wurzel ginge, ließ das Coſtnitzer Concil vor ſeinem eignen Werke erſchrecken. Es zog den drohend emporgehobenen Arm ſtill wieder zurück, weil ſeine Glieder fühlten, daß ſie zuletzt doch ſelbſt ihre Lebenskräfte aus dem Luftkreiße ſogen, der mit dem Uebergewicht des römiſchen Abſolutismus in der engſten Verbindung ſtand. Es iſt dieß eine Betrachtung, die ſich keineswegs bloß auf die Vergangenheit bezieht. Denn eben dieſer Coſtnitzer Geiſt, dieſes Streben nach einigen mäßigen Reformen, welches

ſich immer wieder durch die Beſorgniß, einen Riß in die Conſequenz des ganzen Syſtems zu machen, einſchüchtern läßt, iſt in der römiſch-katholiſchen Kirche mächtig geblieben bis auf den heutigen Tag, und erklärt manche Erſcheinungen der Gegenwart, die ſonſt ſehr befremdlich ſein würden.

Vierter Brief.

1853.

Es fehlt nicht an katholiſchen Schriftſtellern, welche willig zugeben, daß um die Zeit des großen Schisma die Verderbtheit und die Laſter der Geiſtlichkeit, die Mißbräuche jeder Art, einen Grad erreicht hatten, welcher die heftigen Klagen der Zeitgenoſſen, ihr eifriges Dringen auf eine Kirchenverbeſſerung, vollkommen rechtfertigten. Aber ſie ſcheinen dieß nur einzuräumen, um ſofort die Behauptung hinzuzufügen, daß weiter als bis zu beredten Klagen, eindringlichen Ermahnungen und Vorſtellungen man niemals hätte gehen ſollen. Jeder weitere Schritt ſei umwälzeriſcher Trotz, gefährliche Auflehnung gegen die Autorität, frevelhaftes Rütteln an den Grundfeſten der Kirche geweſen. In dieſem Sinne iſt auch ein in dieſem Jahre zu Prag erſchienenes Buch: Hus und Hieronymus, Studie von J. A. Helfert, geſchrieben. Man glaubt da das Wehen eines ſanften und milden Windes zu fühlen. Die großen Eigenſchaften Huſſens werden gar nicht ver-

ſchwiegen. Der Verfaſſer empfindet ſogar Trauer darüber, daß „ein Mann mit ſo ſchönen Geiſtesgaben unter verwirrenden Zeitverhältniſſen den klaren Blick verlor, um ſich die Gränze gegenwärtig zu halten, welche die geſetzlichen und löblichen Beſtrebungen nach Verbeſſerung von den ungeſetzlichen und ſträflichen ſcheidet". Er bedauert, daß ein ſolcher Mann hat zu Grunde gehen müſſen, weil er „mit dem Eigenſinne eines Kindes" immer wieder auf ſeine „fixe Idee" zurückkam, nur dann widerrufen zu wollen, wenn man ihn aus der Schrift widerlegen könne. Endlich kommen wir denn nach aller dieſer Trauer und allem dieſem Bedauern zu der eigentlichen Abſicht des Buches, zu der großen Nutzanwendung, daß die huſſitiſche Bewegung Anfang und Wiege der ſocialen und politiſchen Revolutionen geweſen ſei, welche ſeitdem in faſt ununterbrochener Reihe unſeren Welttheil ſo furchtbar heimgeſucht haben. Das ſteht wie ein großes geſchichts-philoſophiſches Reſultat am Schluſſe, wo es die volle Wirkung machen ſoll. Der proteſtantiſche Leſer, der ja durch den ſanften und lieblichen Ton dieſer Voglerpfeife halb gewonnen ſein muß — wird er nicht in ſich gehen, ſeine „fixen Ideen" fahren laſſen, und in den Schooß der liebevollen Mutterkirche flüchten, die ſo ſicher gegen alle Gräuel des Umſturzes ſchützen würde, wenn es nur keinen Abfall von ihr mehr gäbe, und keine Ketzereien?

Daß man es doch nicht müde wird, mit der Herleitung der Revolution aus der Reformation ins Feld

zu rücken, ſo oft und ſo gründlich dieſer Angriff auch ſchon abgeſchlagen worden iſt! Ich laſſe dieſen Punkt jetzt fallen, und komme bei anderen Gelegenheiten darauf zurück. Ich will auch nicht fragen, was denn jene „geſetzlichen und löblichen Beſtrebungen nach Verbeſſerung“ in jenen Tagen für Früchte getragen haben. Aber die Frage kann ich nicht unterdrücken, wie es denn gekommen iſt, daß die huſſitiſche Bewegung, nachdem ſie durch eigene Schuld auf einen wenig bedeutenden Kreiß beſchränkt worden war, das römiſche Unweſen ſo wenig zur Beſinnung bringt, dieſes vielmehr am Ende des Jahrhunderts den Gipfel frecher Schamloſigkeit erſteigt, während die ſo ſehr viel tiefer und weiter gehende Reformation im Anfang des folgenden auch auf die katholiſche Kirche die wohlthätigſte Rückwirkung übt. Sie verhalf ihr endlich zu einer unerlaßlich gewordenen Reinigung. Eine heilſame Kirchenzucht ſchaffte manche Mißbräuche ab und nöthigte den Klerus zu ſtrengeren Sitten; den Sinn des Volkes zu wandeln, reichte ſie freilich nicht aus.

Es war nicht anders. Nicht auf der Oberfläche, nicht durch eine bloße Beſchränkung der oberſten Kirchenregierung wäre der ſchwere, immer verzehrender um ſich freſſende Schade zu heilen geweſen. Man mußte den Muth, den Geiſt, die heilige Weihe haben, hinabzuſteigen zum Urborn der Lehre, ihn wieder herauszugraben aus ſeiner Verſchüttung. Dieß geſchah durch das deutſche

Volk. Die Reformation ist die größte That des deutschen Geistes. Durch sie wurde der Mensch auf das Bewußtsein der unmittelbaren Nähe Gottes, „der nicht fern ist von einem Jeglichen unter uns", gestellt, und nächst Gott auf sich selbst. Es gab fortan nur einen wahren Mittler, nicht außer ihm auch noch eine Priesterschaft, die sich anmaßt, zwischen dem Menschen und Gott zu stehen. Endlich befreit von ihren drückenden Banden, war es das Volk auch von ihrem Haupte und dessen verderblichen Einflüssen. Dieses Haupt hatte seit Jahrhunderten alle Keime und Triebe zur Spaltung, die im Charakter und der geschichtlichen Entwickelung der deutschen Nation lagen, so arglistig als künstlich genährt, gestärkt und groß gezogen. — Schon durch die Wegräumung dieser schweren, erdrückenden Last mußte die Reformation auf die Einheit Deutschlands fördernd und belebend einwirken, ganz abgesehen von ihrer alle höheren Beziehungen der Menschen zu einander reinigenden und neu befruchtenden Kraft, welche eine natürliche Folge der durch sie zu vollziehenden Reinigung der menschlichen Natur in ihrem Urgrunde war.

Wie wir aber die Idee der Reformation im philosophischen Sinne eine göttliche nennen können, bestimmt, hinabzusteigen in die Welt der Erscheinung, um sich dort einen Leib zu bilden, so hatte sie auch sofort den harten Kampf zu bestehen mit den Hindernissen, welche sich jeder Idee bei ihrem Eintritt in die sichtbare Welt

entgegenſtellen, Hinderniſſen, welche nicht nur aus dem Widerſtreben entſchieden feindſeliger Richtungen hervorgehen, ſondern auch aus den Mißverſtändniſſen und Uebertreibungen Solcher, die ſich von ihrem wahren Geiſte angeweht glauben.

Fünfter Brief.

1853.

Das vollkommene Gelingen der Reformation hinderte zunächst der Kaiser. Es ist schon öfters mit Recht bemerkt worden, daß Karl V. durch die Geburt zur Hälfte, durch die Erziehung ganz, dem deutschen Volk und seiner Richtung entfremdet war. Dadurch kam die Nation um alle Vortheile, die ihr Karls außerordentliche Machtstellung, seine bedeutenden Geistes- und Herrschergaben sonst gewährt haben würden; denn die Aufgaben, welche die verwickelten Verhältnisse des deutschen Reiches stellten, konnten nur zu einer gedeihlichen Lösung kommen, wenn sie von einem deutschen Standpunkte aufgefaßt wurden. Von jenem Zuge zur Glaubensumgestaltung, oder, wie ich besser sagen sollte, Glaubenserneuerung, insofern er vorzugsweise in germanischen Seelen waltet, spürte Karl so wenig etwas in sich, als von anderen deutschen Gefühlen, ohne daß er darum ein römischer Eiferer gewesen wäre. Es kommt hier nämlich noch ein anderer, nicht in der

Nationalität liegender und doch ſchwer wiegender Umſtand in Betrachtung, eine Seelenbeſchaffenheit, welche bei der Beurtheilung der von bedeutenden Männern in großen Religionskämpfen eingenommenen Stellung zu wenig beachtet wird. Es gibt Geiſter, welche in der Mitte der entgegengeſetzten heftigen Strömungen ſolcher Zeiten mit einer gewiſſen innern Gleichgültigkeit ſtehen, die von keinem tiefern religiöſen Bedürfniß zu einer ernſten Einkehr in ihr Inneres getrieben werden. Sie ziehen das Alte und Gewohnte, wenn ſie darin geboren und aufgewachſen ſind, dem Neuen unbedingt vor; gehören ſie durch die Erziehung der neuen Lehre an, ſo verlaſſen ſie dieſelbe äußerer Vortheile wegen ohne große Gewiſſensbiſſe und ohne Umwandlung ihres innern Menſchen. Zu den Erſteren gehörte Karl V, zu den Letzteren Heinrich IV von Frankreich. Karl war über die Uebelſtände in der römiſchen Kirche nicht ſo verblendet, daß er nicht ihre Abſtellung dringend hätte wünſchen ſollen, aber durch die Kirche ſelbſt; Trennung von ihr, aus welchem Grunde auch, war ihm die ſtrafwürdigſte Verachtung der Autorität. Es bedurfte daher gar nicht der beſondern Rückſicht auf die Ueberzeugungen ſeiner romaniſchen Unterthanen, um ihn zu einem entſchiedenen Gegner des Proteſtantismus zu machen. Wol aber haben ihn die Verwickelungen und ſchwierigen Aufgaben, welche er als Fortſetzer der Stellung und der Anſprüche dreier mächtiger Fürſtenhäuſer geerbt hatte, zu einer Politik getrieben, welche den Papſt zwar nicht

als Meiſter anerkennen wollte, aber die Bundesgenoſſenſchaft ſeiner Doppelmacht, als italiäniſchen Fürſten und als Kirchenhauptes, nicht entbehren zu können glaubte.

Welche Gelegenheit, die Nation auf die ihr in Europa gebührende Stelle zu erheben, wenn dem von der Reformation befruchteten Streben nach Einheit der Kaiſer ſelbſt entgegengekommen wäre! Sie wurde verſäumt, dieſe Gelegenheit, und bis auf den heutigen Tag iſt ihres Gleichen nicht wieder gekommen. Die Deutſchen dürfen wahrlich nicht verkennen oder gering anſchlagen, was ſie dem Romanenthum verdanken, in welche Bildungsſchule es ſie geführt, und was ſie in derſelben gelernt haben. Aber es verhält ſich hiermit faſt, wie ich es ſchon über das Papſtthum im Allgemeinen bemerkt habe; wir haben gegen das Romanenthum Uebel in Rechnung zu bringen, die mindeſtens eben ſo ſchwer wiegen, wie jene Wohlthaten. Es gehört zu unſeren tragiſcheſten Geſchicken, daß mehr als einmal in Augenblicken, wo ein volles Glück hätte ergriffen werden mögen, Rückſicht auf romaniſche Verhältniſſe, Furcht, Verſtrickung, oder Lockung großen Gewinnes, unſerm Aufſchwunge die Flügel geknickt haben.

Der offene, gerade Weg, auf welchem die Kirchenreformation auch zu einer großartigen Staatsreformation unter einem begeiſterten Beifall der Nation hätte führen können, war durch des Kaiſers Widerſtreben verſperrt. Da führte der Eifer, geſchürt von Propheten des Irrthums, der ſich wie Roſt an die Wahrheit ſetzt, zu

gewaltſamen verderblichen Ausbrüchen. In allem Gewaltſamen liegen Keime, die zu verabſcheuungswürdigen Freveln führen können, aber keinen kleinen Theil der Verantwortung haben Die zu tragen, welche, ſtatt den Fluß zu leiten, ihn gedämmt haben.

Ganz richtig ſagt Klüpfel in ſeinem Buche: die deutſchen Einheitsbeſtrebungen S. 166: „Beſonders ſchlimm war es, daß ſich die Führer der Reformation darauf angewieſen ſahen, bei den territorialen Gewalten, die in den Zeiten des Aufruhrs Stand gehalten und den Gütern der Menſchlichkeit und Bildung Schutz gewährt hatten, Förderung für ihr Werk zu ſuchen. Luther und Melanchthon ſchloſſen ſich immer enger an die Fürſten an.. Die Hülfe des Adels, der ſo voreilig und planlos losgeſchlagen, hatten ſie abweiſen müſſen; der Kaiſer hatte, in ſeine europäiſche Politik vertieft, die deutſche Bewegung von ſich geſtoßen; die Städte hatten in einſeitiger Handelspolitik das einheitliche Regiment der verbündeten Reichsſtände geſtürzt; die römiſche Curie und die bayriſchen Herzoge hatten die Spaltung der Nation glücklich zu Stande gebracht, endlich die Bauern durch wild verworrenen Aufruhr allen Gebildeten einen Schrecken vor jeder Volksbewegung eingejagt. So ſahen ſich die Reformatoren von allen nationalen Elementen verlaſſen und darauf angewieſen, bei den einzelnen Fürſten Hülfe zu ſuchen. Die Reformation, urſprünglich eine gemeinſame Sache des deutſchen Volkes, wurde nun eine Aufgabe der Fürſten, aus einem Mittel der Einigung

ein Vorwand gegen die Einheit des Reiches, ein Weg zur particularen Zersplitterung".

Vollkommen richtig, ich wiederhole es, sagt dieser Schriftsteller, daß die Curie und die bayrischen Herzoge die Spaltung der Nation verschuldet haben. Freilich hören unsere Gegner nicht auf, das Gegentheil zu versichern. Die Spaltung, sagen sie, führt doch Der herbei, welcher sich von dem Beharrenden losreißt. Aeußerlich allerdings, innerlich und wesentlich steht die Sache anders. Wenn in das Stockende und Erstarrte ein neuer Lebensodem fährt, so will er das Ganze durchdringen, erfrischen und emporheben. Bleiben träge Glieder unbefruchtet und starr am Boden zurück, so tragen sie die Schuld der in der Masse vorgegangenen Trennung, weil sich ihre Trägheit der fortstrebenden Macht und dem Leben entgegengesetzt hat.

Wie sehr aber diese Kraft dem innersten Wesen, dem geistigen Lebensbedürfniß des Volkes entsprach, geht unwidersprechlich daraus hervor, daß, trotz aller Anstalten des Religionsfriedens, der alten Kirche einen festen Boden im Reiche zu erhalten, kurze Zeit nach dem Abschlusse desselben neun Zehntel der Nation sich zur neuen Lehre bekannten, folglich alle Hoffnung vorhanden war, daß das Häuflein der Getrennten der großen Strömung auch nicht lange mehr würde widerstehen können. Auch politisch würde Deutschland dadurch seine Trennung von romanischen Gelüsten und Richtungen vollzogen haben, und dem Erringen der staatlichen Einheit würde ein

Hinderniß — unter allen das größte — weniger entgegengeſtanden haben.

Wie gänzlich ſchlug ſie aber fehl, dieſe Hoffnung! Gerade das Gegentheil fand ſtatt, und nun wurde die Spaltung erſt eine dauernde, tiefe, von unermeßlichen Folgen. Das war die nie genug zu beklagende Rückbekehrung.

Sechſter Brief.

1854.

Wenn den allermeiſten deutſchen Proteſtanten — denen, welche nicht hiſtoriſche Studien gemacht haben — nur ein ſchwaches Bild vor der Seele ſtände von allem Zwang, der in den nächſten Menſchenaltern nach der Reformation Millionen ihrer Glaubensbrüder angethan worden iſt, ſie zum römiſchen Bekenntniß zu nöthigen; ſie würden in unſeren Tagen die Nothwendigkeit eines lebhaften und eifrigen Widerſtandes ganz anders fühlen, als es nun der Fall iſt.

Sie, verehrter Freund, können nach Ihrem letzten Briefe noch nicht über das Bedenken hinwegkommen, ob ſolche Erinnerungen, weil ſie alte, verharſchte Wunden wieder aufreißen, nicht mehr Schaden ſtiften als Nutzen. Ich meines Theils kann Sie darüber nur auf Das, was ich in meinem erſten Briefe geſagt habe, verweiſen. Alles hat ſeine Zeit, der Krieg wie der Friede.

Wenn der Streit nach einer Friſt leidlicher Waffenruhe jetzt wieder heftiger entbrennt, ſo ſind wir es wahrlich

nicht, welchen die Verantwortung zufällt; denn wir sind es nicht, die ihn von neuem angefacht haben. Wir hätten den Frieden so gern erhalten, obschon er durch die entgegenkommende Versöhnlichkeit unsrer Gesinnung mit einem weit größern stillen Vortheil für die Gegner verbunden war, als für uns. Doch hierüber will ich mir nicht vorgreifen.

Es gibt kein großes nationales Bewußtsein ohne lebendige Erinnerung an die Thaten und Leiden der Ahnen. Und eben so wenig kann es ohne eine solche ein rechtes kirchliches geben.

Man spricht so viel von der objectiven Ruhe, welche der Geschichte ziemt. Aber die größten Meister beschreiben die Zeiten, in welchen Verkehrtheit, Leidenschaft und Schwäche große und edle Hoffnungen zerstören, wahrlich nicht mit einer über die Ergebnisse für Freiheit und Sittlichkeit gleichgültigen Kälte. Wie sehr blickt bei ihnen durch die unparteiischen Schilderungen doch ein tiefer, die Seele des Lesers bewegender Schmerz hindurch! Wer von dem Geschichtschreiber nicht bloß strengste Gewissenhaftigkeit in dem Bericht über Thatsachen fordert, sondern auch eine Stimmung, welche selbst für die Gesinnung, die er als die rechte erkannt hat, nicht Partei zu nehmen wagt, würdigt die Geschichte herab.

Es gibt kein gegen die Gefahren, welche uns umgeben, eindringlicher warnendes Bild, als die Geschichte Deutschlands unter Kaiser Rudolph II. und seinen nächsten Nachfolgern. Und um diesen Spiegel sollten

wir uns bringen lassen durch die zahme Lauheit, welcher die Beschwichtigung aller Streitfragen für das höchste Maß von Weisheit gilt? Leider ist der größte Theil, besonders der populären Darstellungen über jene Zeit so matt ausgefallen, daß die protestantische Jugend unseres Vaterlandes kaum so viel Interesse daran nimmt, als an den religiösen Verfolgungen, welche die Brahmanen gegen die Buddhisten übten.

Wie hat denn dem Protestantismus in jenen Tagen so großer Abbruch geschehen können? War er nicht durch die Bestimmungen des Religionsfriedens von 1555 hinlänglich geschützt? — Da wir von diesen Fragen ausgehen müssen, werden Sie mir gestatten, Ihnen die wesentlichsten Punkte, die hier in Betracht kommen, ins Gedächtniß zurückzurufen.

Der Religionsfriede wurde auf einer Grundlage geschlossen, die dem Staatswesen jener Zeit gemäß war. Dem Mittelalter war in seiner allmählichen Entwickelung der Begriff des Volks und seiner Rechte abhanden gekommen; an die Stelle der Nation als einer Gesammtheit waren die einzelnen Stände getreten, und die neueren Jahrhunderte haben diesen Zustand mit herüber genommen. Der Religionsfriede mußte ein Reichsfriede werden, und das Reich war dahin gekommen, daß es wesentlich nur Beziehungen zu den ihm unmittelbar untergebenen Stänben, weltlichen wie geistlichen, kannte, erst in sehr entferntem Verhältnisse zu deren Unterthanen. Der Religionsfriede ruhte auf dem Princip der freien

Wahl des Bekenntniſſes, gegenſeitiger Duldung und geſetzlicher Gleichſtellung, und es gereicht Deutſchland zu nicht geringer Ehre, daß dieß Princip hier früher zu feierlich ausgeſprochener und bekräftigter Geltung kam, als in irgend einem andern Lande. Da aber die unmittelbaren Reichsſtände aus mehr oder minder mächtigen Fürſten oder ſonſt regierenden Obrigkeiten beſtanden, ſo war, gegen die ganze Nation gehalten, die Zahl Derer, welchen jenes Princip zu Statten kam, eine außerordentlich kleine. Es ſcheint allerdings nahe zu liegen, daß das Duldungsprincip, wenn es einmal angenommen iſt, jedem Menſchen zu Theil werden muß, alſo nicht Ständen, ſondern der Nation. Daß man ſich dazu nicht erheben konnte, lag in der großen politiſchen Unvollkommenheit der ſtändiſchen Verfaſſung.

Indeß wollte der katholiſche Theil nicht einmal alle unmittelbaren Stände in den Vollgenuß jenes Rechts eingeſetzt wiſſen. Man kann ihm dieß inſofern nicht verargen, als er von der noch immer wachſenden Gewalt der Reformationsideen ſelbſt ſo überzeugt war, daß er den Untergang ſeiner Kirche in Deutſchland vor Augen ſah, wenn dem Uebertritt der Stände keine Art von Hemmung in den Weg gelegt wurde. Wer konnte dafür ſtehen, daß die Fürſtenhäuſer, welche faſt allein noch an dem alten Bekenntniſſe hingen, Oeſterreich und Bayern, nicht auch bald einmal von jener Gewalt ergriffen würden? Dann gab es gar keinen Halt mehr als in den geiſtlichen Ständen, und auch in dieſen nur, wenn

es gelang, ſie oder doch ihre Gebiete durch ein Geſetz an die alte Kirche zu binden. Und es gelang in der That, indem die Katholiken den berühmten geiſtlichen Vorbehalt durchſetzten, welcher anordnete, daß alle Geiſtlichen, vom Erzbiſchof herab, welche die alte Religion verlaſſen würden, dadurch ihr Amt und die mit dieſem verbundenen Güter und Einkünfte verlieren ſollten, und daß den Domcapiteln geſtattet ſei, Katholiken an deren Stelle zu wählen. Außer der mächtigen Beſchränkung des Uebertritts zum evangeliſchen Bekenntniſſe lag hierin für die proteſtantiſchen Fürſten noch ein beſonderer großer Nachtheil. Es war ſehr häufig geſchehen, daß nachgeborne Söhne fürſtlicher Familien, die in den geiſtlichen Stand getreten waren, zu reichsunmittelbaren Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Aebten erhoben, Stellungen von bedeutender Macht und großem Einfluß im Reiche eingenommen hatten. Dieſer außerordentliche Vortheil ſollte nun den Proteſtanten entzogen und nur noch den jüngeren Prinzen katholiſcher Fürſtenhäuſer zu Theil werden. Förmliche Säculariſation der Bisthümer und ſomit Gründung neuer erblicher Fürſtenthümer wünſchten die evangeliſchen Fürſten ſelbſt nicht, denn ſie waren der Meinung, daß eine Anzahl von Wahlherrſchaften der Aufrechthaltung der Reichsverfaſſung förderlich ſei. Daß aber ein proteſtantiſcher Biſchof einem ſolchen Wahlfürſtenthum rechtlich eben ſo gut ſollte vorſtehen können, wie ein Katholik, glaubten ſie unbedingt verlangen zu können.

Aber sie konnten es nicht durchsetzen, nicht verhindern, daß der geistliche Vorbehalt in die Friedensurkunde eingerückt wurde, und mußten sich mit der Erklärung begnügen, daß die Stände über diesen Punkt sich nicht hätten einigen können, wodurch die bindende Kraft des Vorbehalts sehr zweifelhaft wurde. Aber auch für den Fall, daß er obsiegen würde, trösteten sich die Protestanten mit der Betrachtung, daß der Buchstabe des Friedens nur den Uebertritt eines katholischen Bischofs mit jener Strafe belegt, die Erhebung eines Protestanten auf einen erledigten Stuhl durch die Domcapitel keineswegs ausdrücklich verwehrt habe, ein Fall, von dem sie glaubten, daß er von selbst eintreten würde, wenn die Capitel in der Mehrzahl mit Protestanten besetzt sein würden, worüber in den Frieden gleichfalls keine verhindernde Bestimmung kam. Indeß lag, so lange die geistlichen Gebiete von katholischen Herren regiert wurden, die Besorgniß nahe, daß diese gegen ihre evangelischen Unterthanen — und der bei weitem größte Theil derselben gehörte der neuen Kirche an — das Recht, die Religion zu bestimmen, geltend machen würden. Daher das Verlangen der protestantischen Stände, daß der Friede ihre Glaubensgenossen gegen solche Gebote schütze; daher aber auch ein heftiges Gegensträuben der katholischen. Endlich schlug König Ferdinand vor, er wolle in einer, zwar in das Friedensinstrument nicht einzurückenden, aber ihm beizufügenden besonderen Er-

klärung verfügen, daß der Adel, die Städte und andere Unterthanen der geiſtlichen Stände, welche ſich ſeit Jahren zum Augsburgiſchen Bekenntniß gehalten, deswegen nicht bedrängt, ſondern bei ihrem Glauben gelaſſen werden ſollten. — Dabei beruhigten ſich die Proteſtanten.

Siebenter Brief.

1854.

Mit dem Religionsfrieden konnten die Evangeliſchen, wenn ſie Feſtigkeit der Geſinnung und Muth behielten, getroſt in die Zukunft ſehen. Sie hatten die Einrückung des geiſtlichen Vorbehalts in den Frieden nicht verhindern können, aber die den Beſtimmungen des Vorbehalts vorangehende ausdrückliche Erklärung, daß ſich die Stände darüber nicht hätten vereinigen können, befreite ſie von der Verpflichtung, ſich ihm zu unterwerfen; und wurde er dennoch durchgeſetzt, ſo hatten ſie in der Declaration die Gewähr, daß das Land des katholiſchen Biſchofs den proteſtantiſchen Intereſſen nicht entzogen werden könnte.

Sie bauten dabei auf die friedliche, ruhige, aber ſichere Wirkung der großen, in der Nation vorherrſchenden Strömung, und zwei Jahrzehnde hindurch entſprach der Erfolg ihren Hoffnungen vollkommen. Während ſie einen völligen Sieg ihres Glaubens im Reiche in einer nicht fernen Zukunft erwarteten, beſchränkten ſich die

Katholiken noch meiſtens auf Vorkehrungen zur Erhaltung des ihnen gebliebenen Bodens.

Ja, Hader und Zwietracht traten in der allgemeinen Stimmung zurück; es folgte dem Abſchluſſe des Religionsfriedens zunächſt eine Zeit der Duldung, der Milde, des Strebens nach Verſtändigung. Ranke hat von dieſer leider ſehr kurzen Periode ein ſchönes Bild entworfen in einer Darſtellung der Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. in dem 1832 erſchienenen erſten Bande ſeiner hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift. Es iſt eine Arbeit, welche jetzt an dieſem Orte wol nicht häufig aufgeſucht wird und daher verdiente, als ein Anhang zu ſeiner deutſchen Geſchichte im Zeitalter der Reformation, an welche ſie ſich zunächſt anſchließt, neu gedruckt zu werden.

„Keineswegs, ſagt dieſer Geſchichtſchreiber, war Deutſchland ſo gerade hin, ſo durchaus wie nachher, in ein katholiſches und ein proteſtantiſches zerfallen. Beide Theile wohnten untereinander, durcheinander. Von dem wilden Sectenhaß, welcher ſpäterhin entbrannte, war man damals weit entfernt. Selbſt die geiſtlichen Fürſten dachten nicht daran, ihre Unterthanen um der Religion willen zu bedrängen; die entſchiedenſten Evangeliſchen haben die friedliebenden und wohlmeinenden Erklärungen derſelben von 1562 nur zu rühmen gewußt. Ihr Verfahren war eine lange Zeit dieſen Erklärungen gemäß. Natürlich: unter ihren Räthen und Kanzlern war vielleicht ein einziger katholiſch: die übri-

gen waren Proteſtanten, und zuweilen ſogar heftige Proteſtanten ..... Wie in dem Reiche überhaupt, ſo führte ſich allenthalben, wo nicht der Proteſtantismus geſetzlich geworden war, in Landſchaften, Städten und Häuſern eine ungebotene, naturgemäße praktiſche Duldung ein."

Ich will Ihnen ein Beiſpiel dieſer Milde der Geſinnung, dieſes Geiſtes der Toleranz anführen, welches etwas früher fällt, in die Zeit, wo ein feſter Friedeſtand den Proteſtanten noch keineswegs gewährt war, aber um ſo entſchiedener den Geiſt der Verſöhnlichkeit bezeichnet, mit welchem ihnen die gemäßigten Katholiken entgegenkamen. Die Stadt Breslau war evangeliſch geworden, nichts deſto weniger ließ ſich der Biſchof auf Unterhandlungen über das Kirchenweſen mit ihr ein, und erklärte ſich damit einverſtanden, daß „das heilige Evangelium und die beſtändige heilige Schrift, von gemeiner Kirchen angenommen, dem Volke gepredigt werden ſollte." Wie ſehr konnte dieß der Rath zu Gunſten der gereinigten Lehre auslegen! Als König Ferdinand im Jahre 1538 ſich in dieſer von ihm beſonders geliebten Stadt befand, ermahnte er die Aelteſten des Raths, die er vor ſich hatte rufen laſſen, hauptſächlich nur zu ſorgen, daß „der ſchreckliche Irrthum der Wiedertäufer und Schwärmer gemieden, und daß zu der neuen Religion Niemand gezwungen werde." Daß ihrer Duldung etwas in den Weg gelegt werden ſollte, deutete er auch nicht entfernt an. Die Rathmänner erwiderten: „Seine Königliche Majeſtät könne

gewißlich glauben, daß ſie in Religionsſachen gar keine Neuerung vorgenommen", und waren gewiß in vollkommen gutem Glauben, daß dieß ſich ſo verhalte, da die redlichen Gemüther die Aenderungen nur als Abſchaffung von Mißbräuchen und Zurückführung der Lehre auf das reine Gotteswort, nicht entfernt als eigentliche Neuerung, die nicht ihre natürliche Wurzel in der alten Wahrheit habe, anſahen.

Dieſes auch in viele noch Zweifelnde und Unentſchiedene eingedrungene Bewußtſein der Nothwendigkeit einer Läuterung der Kirche war in Ferdinands trefflichem Sohn, dem Kaiſer Maximilian, ſo lebendig, daß er bekanntlich von einem förmlichen Uebertritt zum Proteſtantismus nicht weit entfernt war.

Hätte er ſich dazu entſchließen können, wie raſch würden ihm die wenigen noch Widerſtrebenden in ſeinen Erblanden und im ganzen Deutſchland gefolgt ſein! Sie hätten ſich ja nur einer Richtung hingegeben, welche die Nation beherrſchte. Welche Zukunft hätte das deutſche Volk da gehabt! Auch an Deutſchland wäre die Reihe gekommen, von der großen Gewalt, den unermeßlichen Vortheilen einer einheitlichen Zuſammenfaſſung der Nationalkräfte Vortheil zu ernten, wie ſie andere europäiſche Reiche genoſſen. Wäre daraus auch für einige Zeit ein großer politiſcher Bruch mit dem romaniſchen Europa hervorgegangen, ſo wäre es zugleich ein Bruch mit allen Tendenzen desſelben geweſen, und ein ſolcher hätte Deutſchland gewiß nicht zum Schaden gereicht.

Die Anſtrengung, die er, wenn es zu einem großen Kampfe gekommen wäre, erfordert hätte, würde die Kräfte der Nation erprobt und geſtählt und ihr das furchtbare Zerfleiſchen der eigenen Eingeweide, wozu der dreißigjährige Krieg ſie nöthigte, erſpart haben.

Aber eben die Rückſicht auf das romaniſche Element, gegen welches man ſich hätte ſtemmen müſſen, brachte die Deutſchen um dieſe große Hoffnung. Seitdem Karl V. ſich vom Thron in das Kloſterleben zurückgezogen hatte, waren das Kaiſerthum und die deutſchen Erblande (leider mit Ausnahme der niederländiſchen Provinzen) von den ſpaniſchen und italiäniſchen Ländern allerdings getrennt, aber die nahe Verwandtſchaft mit der ſpaniſchen Linie, die Beſorgniß, den dereinſtigen möglichen Anfall aller Beſitzungen derſelben an ſeine Nachkommenſchaft zu verſcherzen, waren es vornehmlich, welche Maximilian von dem Gedanken, ſich offen zu dem religiöſen Bekenntniß von neun Zehnteln der Deutſchen zu wenden, zurückbrachte.

Dieß blieb der Nation nicht verborgen. Das Vertrauen auf den vollſtändigen Sieg der guten Sache des Evangeliums durch den Kaiſer, welches ſie bei ſeiner Thronbeſteigung mit Frohlocken und Jubel erfüllt hatte, fing an, ſich in Mißtrauen, in Furcht vor den verderblichen Folgen eines überwiegenden ſpaniſchen Einfluſſes zu verwandeln.

Unumwunden, mit aller Offenheit und Unerſchrockenheit eines deutſchen Biedermannes, ſagt dieß

dem Kaiſer der wackere Feldhauptmann Lazarus von Schwendi in einem öfters angeführten Gutachten (abgedruckt in Goldaſts politiſchen Reichshändeln S. 962—976). Er führt ihm zu Gemüth, mit wie gerechter Beſorgniß die ſpaniſchen Gewaltthaten gegen die Evangeliſchen in den Niederlanden die Herzen der Deutſchen erfüllten, weil ſie glauben müßten, daß ſich daran auch Anſchläge gegen ſie knüpfen würden. Mit prophetiſchem Geiſt weiſſagt er die Folgen des dreißigjährigen Krieges. „Da die Ding ſollen ein mal zur Thätligkeit unnd innerlichen Kriegen gerathen, was für ein jämmerlich Weſen würde darauß erfolgen, unnd wie würden die fremden Nationen Oel ins Fewer gieſſen, damit wir einander ſelbſt auffnützen, unnd letzlich jnen in ihre Händ unnd in jren Rachen geriethen.“ — Der Papſt, ſagt er weiter, geht jetzt ſchon unaufhörlich damit um, Trennung und Verbitterung im Reich zwiſchen Katholiſchen und Lutheriſchen anzuſtiften. Dazu gebrauche man die Jeſuiten, wie ein vergiftetes Inſtrument; man verſteht ſie da und dort einzuflicken, damit ſie die Gemüther entzünden.

Und wie klein war doch der Anfang, welchen die Jeſuiten im Jahre 1574, wo dieſes Gutachten geſchrieben iſt, gemacht hatten! Wie würde der treffliche Schwendi erſchrocken ſein, wenn er hätte vorausſehen können, was ſie nach einem Menſchenalter erreicht, welch' einen großen Theil des evangeliſchen Deutſchlands ſie dann ſchon verſchlungen haben würden!

Achter Brief.

1854.

Trauriges Geſchick des deutſchen Volkes, den romaniſchen Geiſt immer bereit zu finden, das Beſte, was er hervorbringen kann, zu unterwühlen und aufzulöſen! In immer neuen Geſtalten dringt er auf uns ein.

Aber in einer ſchlimmeren Geſtalt iſt er nie aufgetreten, als in der der Jeſuiten. Die Nation gegen den erſtarrenden Hauch, gegen die geiſtige Lähmung, deren die Jeſuiten zur Erreichung ihrer Zwecke bedürfen, in geiſtige Waffen zu rufen, iſt eine viel ſchwerere Aufgabe, als ihr die leiblichen in die Hände zu geben, mit welchen ſie ſich der Legionen des Varus und der Heere Napoleons erwehrte.

Weit und breit ſetzten die Jeſuiten Kräfte jeder Art zur Unterdrückung der evangeliſchen Lehre in Bewegung. Mit der planvollſten Berechnung wußten ſie rechtzeitig bald die milden, bald die ſtrengen Mittel anzuwenden. Sie begannen mit Sanftmuth, Lockungen und Ueberredungen, ließen Einſchüchterungen und Dro-

hungen folgen und endeten mit Handhabung der grausamsten Gewalt.

Wo sie nur einmal festen Fuß gefaßt hatten, da verfolgten sie ihre Absichten mit so vieler Beharrlichkeit, Energie, Klugheit und List, ließen sie sich von ungünstigen Umständen so wenig abschrecken, bemächtigten sie sich eingetretener günstiger Verhältnisse mit so vielem Geschick, daß sie ihren Zweck fast immer erreichten. In Oesterreich waren sie unter Ferdinand I. aufgenommen worden, die Gesinnungen Maximilians II. waren ihnen nicht förderlich, aber sie wußten ihre Zeit abzuwarten, und Maximilians Nachfolger, Rudolph II., lieh ihnen nur zu sehr sein Ohr. — Herzog Albert V. von Bayern war allerdings einer gewaltsamen Losreißung von der alten Kirche nicht gewogen, aber als ein vorzüglich gelehrter Fürst war er von der Nothwendigkeit einer tief eingreifenden Verbesserung der religiösen Zustände innig überzeugt. Solche Verbesserungen hatte er durch seinen Gesandten vom Tridentinischen Concil dringend begehrt, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt seinen Unterthanen gestattet. Als aber jener Orden an seinem Hofe einen sich immer verstärkenden Einfluß erhalten hatte, ein Jesuit sein beständiger Gesellschafter und vertrautester Rathgeber geworden war, wurde er schnell umgestimmt. Er zwang die Evangelischen, entweder das Land zu verlassen, oder sich seinem Willen, da er keine Verschiedenheit in Religionsgebräuchen mehr dulden wolle, zu unterwerfen. Was kümmerte es

die Jesuiten, daß darüber aus München eine große Zahl von „stattlichen, guten, vermöglichen Leuten" (wie es in einer Vorstellung des Stadtmagistrats an den Herzog vom Jahre 1570 bei Wolf, Geschichte Maximilians I. Bd. 1 S. 33 heißt) auswanderte, und Münchens Wohlstand auf viele Jahre in großen Verfall gerieth! Wurden doch weder ihre Einkünfte, noch die Blüte und Wirksamkeit ihres Ordens dadurch geschmälert.

Nächst Bayern und Oesterreich richteten sie ihr Augenmerk besonders auf die geistlichen Länder. Dort gab es, um die Glaubensübereinstimmung zwischen Fürsten und Unterthanen herzustellen, zwei Wege. Der Fürst wurde entweder evangelisch, oder er nöthigte seine Unterthanen, katholisch zu werden. Der erstere Weg hatte wegen des geistlichen Vorbehalts seine Bedenklichkeiten, um so leichter fanden die Jesuiten mit ihren dringenden Mahnungen, den zweiten einzuschlagen, Gehör. Unterwiesen sie doch auch so bereitwillig und so wirksam in den Mitteln, das gewünschte Ziel zu erreichen.

Daher denn auch Ansiedelungen und Wirksamkeit der Jesuiten und Verfolgungen der Protestanten überall gleichen Schritt halten. Ja, die letzteren haben in Deutschland kaum irgendwo, oder doch nur schwach, Statt gefunden ohne die Einwirkung der erstern. Hatten diese sich einmal festgesetzt, waren sie ihres Einflusses einmal sicher, so kamen über die Evangelischen Drangsale in immer gesteigertem Maße. In Oesterreich und

in Bayern, in Fulda, dem Eichsfelde, in Trier, Salzburg, Würzburg, Paderborn, Münſter, Bamberg, überall dieſelbe Erſcheinung, dieſelbe raſtloſe Thätigkeit, den Evangeliſchen Qualen zu bereiten, bis ſie entweder ihrem Glauben untreu werden, oder auswandern, oder im Elend untergehen. — Im Grunde waren die Jeſuiten „herzensgute Leute“. Wer auf ihre Ermahnungen und Predigten gutwillig katholiſch wurde, dem geſchah weiter kein Leid; wer halsſtarrig blieb, hatte ſich die Folgen ſelbſt beizumeſſen. Zu den Mitteln, die man ergriff, ehe man zu den äußerſten Gewaltmaßregeln ſchritt, gehörte beſonders, daß man der Jugend den evangeliſchen Religionsunterricht entzog. Während die ſämmtlichen Schulen den Jeſuiten zur Leitung übergeben worden waren, entſtanden proteſtantiſche Privatunterrichtsanſtalten. Dieſe wurden verboten, und die Eltern gezwungen, ihre Kinder in die katholiſchen Schulen zu ſchicken. So wurde die heranwachſende Generation dem Glauben ihrer Väter entfremdet und ſpäter leicht zum völligen Uebertritt bewogen. Von der dadurch ſehr zuſammengeſchmolzenen Zahl der muthig Beharrenden fürchtete man nun keinen erfolgreichen Widerſtand mehr, und ließ ihr nur die Wahl zwiſchen der Annahme des Tridentiniſchen Glaubens und der Vertreibung aus dem Lande.

Nun waren dieſe Gewalthandlungen allerdings ein offener Bruch der Verträge. Die beim Abſchluß des Augsburger Religionsfriedens von König Ferdinand

ausgeſtellte Declaration war ja beſtimmt, die proteſtantiſchen Unterthanen geiſtlicher Fürſten gegen Zwang zu ſchützen. Aber dieſe Fürſten hätten nicht von den ehrwürdigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu ihre Inſpirationen empfangen müſſen, wenn ein ſolches Bedenken ſie hätte irre machen ſollen. Der Abt von Fulda antwortete den klagenden Evangeliſchen: er wiſſe von keiner ſolchen Declaration, ſie würde wohl in rerum natura nicht zu finden ſein; wäre ſie aber auch zehnmal vorhanden, ſie würde ungültig ſein, da das Friedensinſtrument ſelbſt nichts davon enthalte. — Aber ſelbſt dieß würde den Armen nicht lange geholfen haben. Denn als die Reaction immer ſiegreicher voranſchritt, machten die Jeſuiten auch mit dem Frieden ſelbſt keine Umſtände mehr. Sie wagten, ihn für unverbindlich zu erklären, da er ohne die Beiſtimmung des Papſtes gar nicht hätte geſchloſſen werden dürfen.

Welch' eine Warnung für Die, welche jeſuitiſchen Einflüſſen gegenüber auf die Heiligkeit der Verträge bauen zu können meinen!

Daß vor oder neben der Anwendung der Gewalt auch die gelinderen der gebrauchten Mittel Viele zur Bekehrung brachten, iſt nicht zu leugnen, kann uns aber eben nicht Wunder nehmen. Als die erſte Begeiſterung, welcher der Reformation ihre raſchen und großen Siege verdankt, vorüber war, und in der alten Kirche die ſchreiendſten Mißbräuche, deren ſie ſich jetzt ſelbſt ſchämte, abgeſtellt waren, wurden auf beiden Seiten unzählige

Menſchen bei dem Glauben, in dem ſie ſich einmal befanden, feſtgehalten, weniger durch Ueberzeugung als durch Erziehung und Gewohnheit. Wurden nun die Kraft und Wirkung der letzteren aufgehoben und gelähmt — und wir haben geſehen, wie trefflich die Jeſuiten ſich darauf verſtanden — hatten ſich Lehre und Predigt an Unentſchiedene und Schwankende zu wenden: ſo war bei der Maſſe der Vortheil auf der Seite der Jeſuiten.

Denn in einem ſolchen Falle muß der Proteſtantismus ſeiner Natur nach höhere Anſprüche machen, er muß ein inniges Seelen- und Glaubensleben, ein ſtarkes Heils- und Erlöſungsbedürfniß, wo nicht vorausſetzen, doch zu erwecken ſtreben. Der Katholicismus dagegen verleugnet dieſe höheren und inneren Elemente zwar keineswegs, aber er legt daneben auf andere äußerliche, der oberflächlichen Betrachtungsweiſe faßlichere, ein ſo großes Gewicht, daß die Menge ihnen leicht den Vorzug gibt. Zu dieſen Punkten gehören beſonders von der Seite der Ueberzeugung die Autorität, nicht etwa bloß der in der Schrift enthaltenen göttlichen Offenbarung, ſondern — da deren Verſtändniß eben die geiſtige Selbſtthätigkeit des Menſchen in Anſpruch nimmt — die jeder ſolcher Anſtrengung ſich überhebende Autorität theils der Majoritäten auf den Kirchenverſammlungen, theils einzelner berühmter Lehrer und Schriftſteller. Dieſe Entſcheidungen, vortrefflich geeignet, den Geiſt in behaglichen Schlummer zu wiegen, aber nicht,

ihn zu befriedigen, gelten dann der Menge für einen ſichern und feſten Boden, der ſie gegen alle unruhigen Schwankungen und die ſo unbequemen Geiſteskämpfe ſicher ſtellt. Das zweite dieſer Elemente bezieht ſich auf den Glauben an die Art und Kraft der Mittel, welche das Heil ſchaffen und fördern ſollen. Es iſt eine Kraft, welche aus einer höheren, dem Menſchen unerreichbaren Welt ſtammen ſoll, aber nicht aus jenen erhabenen Gebieten, in welche nur die Sinne und der ſchließende Verſtand nicht dringen, von deren Daſein und Walten aber das innerſte Bewußtſein Zeugniß gibt, ſondern aus der Naturwelt, in welcher das Verhältniß von Urſache und Wirkung aufgehoben iſt. Mit einem Worte, es iſt der Glaube an eine ganz magiſche Kraft der Sacramente, der Reliquien und anderer heiligen Dinge, welche mit unbegränzter Verehrung aufgefaßt und geglaubt wird. Je mehr dann Alles auf das ſtaunenswerthe Wunder hinausläuft, je weniger Geiſt und Gemüth des Menſchen dabei in Betracht kommen, je begieriger wird es aufgenommen.

Und wie das Göttliche hier ſeiner geiſtigen Beſchaffenheit entkleidet wird, um es unerklärlich zu machen, ſo wird es umgekehrt da, wo ſeine urſachliche Wirkſamkeit hervortreten ſoll, herabgezogen in die Bedingungen und den Bereich der gewöhnlichen menſchlichen Verhältniſſe, denn hier zieht das gemeine Bewußtſein das Faßlichere vor. Daher der große Beifall, mit welchem die Lehre von dem Verdienſt der guten Werke auf-

genommen wird. An einem großen Herrn ist es ja so schön, wenn er belohnt nach der Größe des Verdienstes, vergilt nach dem Maße der Befolgung gegebener Vorschriften. Daß der menschliche Herr sich an die äußerliche Handlung halten muß, Gott hingegen das Herz sieht und Alles durchschaut, was sich auf dem Wege von dem herzlichen Wollen bis zur That der Ausführung entgegenstellen kann, wird freilich nicht ganz außer Acht gelassen, aber als unbequem für die Praxis in den Hintergrund geschoben.

Diese Hervorhebung der äußerlichen Beweggründe zum Glauben und christlichen Wandel wurde nun von den Jesuiten auf die Spitze getrieben. Es ist ihnen nicht abzusprechen, daß sie die geringe und niedrige Seite der menschlichen Natur sehr wohl kannten, und vermöge dieser Kenntniß wandten sie sich vorzugsweise an sie. Vom Ringen und Kämpfen der heilsbedürftigen Seele ist bei ihnen nicht viel die Rede, desto mehr von der Autorität, oder vielmehr von Autoritäten. Wenn man den stattlichen Folianten des in mehr als einer Hinsicht ersten deutschen Jesuiten, des großen Meisters und Musters aller Thätigkeit des Ordens in Deutschland, des zweiten Apostels der Deutschen, wie ihn die Katholiken nannten, des Petrus Canisius Opus catechisticum sive de summa doctrinae christianae durchläuft, so erstaunt man eben so sehr über die Oberflächlichkeit und Unzulänglichkeit der Lehrsätze und Ausführungen des Textes, als über die gewaltige Masse der aus

Kirchenvätern und ſpäteren orthodoxen Schriftſtellern abgedruckten Stellen, vor welchen Verſtand und Urtheil ſich beugen ſollen. Wenn es freilich wahr iſt, was ſo ſtark eingeſchärft wurde und fortwährend eingeſchärft wird, daß zum wahren Katholiken vor allem Anderen das Beharren bei dem Entſchluſſe gehört, Alles zu glauben, was die Kirche gelehrt hat, und ſonſt nichts; ſo läßt ſich gegen die Vortrefflichkeit dieſer Methode nichts einwenden, beſonders wenn die Stellen mit kluger Vorſicht ausgewählt ſind, und das weggelaſſen wird, was in den Autoren ſelbſt Unterſuchung iſt, oder zu Unterſuchungen Anlaß geben könnte. Es iſt dieß eine Hauptſtärke der berühmten jeſuitiſchen Methode, welche wirklich bei Denen, auf die ſie klüglich berechnet war, Außerordentliches gewirkt hat.

Neunter Brief.

1854.

Wenn man Alles zuſammennimmt, was ich in meinem letzten Briefe über die Methode der Jeſuiten geſchrieben habe — kann man ſich da noch wundern, wenn ihnen ſchon durch die Mittel der Lehre und Ueberredung ſo viele Bekehrungen gelangen? Dazu nun alle die äußeren Mittel der Liſt und Gewalt, zu verlocken, einzuſchüchtern und zu zwingen. So verſchiedenartigen Angriffen gegenüber erlitten die deutſchen Proteſtanten eine empfindliche Niederlage nach der andern. Aber freilich nicht ohne ihre eigne ſchwere Schuld. Ohne dieſe würden alle Klugheit und Anſtrengung der Gegner ſolche Erfolge nicht erreicht haben. Es iſt eine Schuld, die zu verringern, über die ſich täuſchen zu wollen, wahrlich nicht frommen kann.

Von der Zeit an, wo der Katholicismus, nachdem er die anfängliche Beſtürzung über die unerwarteten Siege der Reformation überwunden, wieder Muth gefaßt, die ſtrengen Päpſte um die Mitte des Jahrhunderts

die Zucht unter dem Klerus wieder hergeſtellt und den Beweis von den unſchätzbaren Vortheilen einheitlichen Handelns und Wirkens geliefert hatten — hätten die Proteſtanten um ſo mehr bedacht ſein müſſen, dieſer feſten Einheit gegenüber wenigſtens Eintracht zu zeigen, und entſtehende Verſchiedenheiten in der Lehre in einem verſöhnlichen Sinne möglichſt auszugleichen. Statt deſſen ſehen wir ſie der Einheit, zu welcher doch im Augsburgiſchen Bekenntniß ein ſo ſchöner Grund gelegt war, faſt gefliſſentlich aus dem Wege gehen, und dagegen das im Weſen des Proteſtantismus allerdings auch liegende Princip der beſondern Ausbildung der Lehren faſt ausſchließlich entwickeln und auf die Spitze treiben, und zwar ſo, daß dieſes Beſondere doch keineswegs ſich nur als ſolches behaupten wollte, ſondern trotz großer Schroffheit und Einſeitigkeit mit dem Anſpruche auf Allgemeingültigkeit auftrat. Darüber dauerte nicht bloß die Trennung zwiſchen der lutheriſchen und der ſchweizeriſchen oder reformirten Lehre fort, wurden nicht bloß die Anhänger des zur Vermittelung dieſes Gegenſatzes geneigten Melanchthon verdächtigt und als Kryptocalviniſten verketzert, ſondern es brachen auch unter den der philippiſtiſchen Richtung entgegenſtehenden Lutheranern beſondere Zwiſtigkeiten aus, oft über die ſpitzfindigſten Unterſcheidungen, bis zu dem in Wien — wo ſich die Proteſtanten doch immer nur als Geduldete betrachten konnten und alſo um ſo entſchiedener auf Eintracht hingewieſen waren — unter ihnen mit Heftigkeit geführten

Streite über die Frage, ob die Erbsünde als Substanz der menschlichen Natur in den Leibern auch der selig Verstorbenen bleibe bis zum jüngsten Tage. Welch ein Stoff zum Hohngelächter, zur Freude und zum Triumphe für die Jesuiten, wenn sie ihre Feinde über so unnütze, ja lächerliche Fragen gespalten sahen! Bei wie manchen Zweifelnden und Unschlüssigen mag der Verdruß über solchen Hader die Bekehrung erleichtert haben!

Unter spätern Geschlechtern hat derselbe Verdruß sogar die Meinung hervorgerufen, die Protestanten hätten bei der Trennung von der katholischen Kirche doch im Grunde wenig gewonnen; hier wie dort führe das große auf die buchstäbliche Fassung subtiler Lehrmeinungen gelegte Gewicht nur ab von dem Kern und der Wesenheit des Christenthums; hier wie dort schließe man Die, welche sich zum Bekenntniß der alleinigen Wahrheit solcher Formeln nicht bequemen könnten, von der Kirchengemeinschaft aus; ja man hat hinzugesetzt, und setzt wol noch hinzu: wenn man sich solche Glaubensbestimmungen einmal vorschreiben lassen müsse, sei es besser, sie von den Häuptern einer großen, wohlgeordneten Kirchengemeinschaft, die ihren Vorschriften Gehorsam zu verschaffen wüßte, zu empfangen, als von den Vertretern solcher Kirchen, die das fortdauernde Schauspiel von Uneinigkeit selbst über die Grundlehren des Christenthums darböten, wo man Gefahr laufe, Das, was gestern als Wahrheit vorgetragen worden sei, morgen als verdammenswerth betrachtet zu sehen.

Es ist aber eine sehr oberflächliche Betrachtungsweise, aus der solche Urtheile hervorgehen. Ich will Ihnen die Worte eines protestantischen Geschichtschreibers hersetzen, der, selbst entschiedenster Rationalist, in einer Zeit des vorherrschenden Rationalismus schrieb. „Diese innere Trennung derer, die aus der katholischen Kirche geschieden waren, sagt er, ist am Ende zur Erweckung und Uebung der Geisteskräfte, zur Unterhaltung der Forschbegierde, zur vollkommenern Reinigung der Religionsbegriffe und zur Abwehrung einer neuen Priesterherrschaft zuträglicher gewesen, als je die festeste Einigkeit und Zusammenhaltung hätte sein können". Wenn ein Mann, für den das ganze Christenthum ziemlich auf eine Reihe von Sätzen hinauslief, die man eben so gut aus der sogenannten Vernunft- oder natürlichen Religion ableiten könnte, über diese Streitigkeiten so dachte: wie werden wir erst über sie zu urtheilen haben, die wir der Auslegung der specifischen Lehren der Offenbarung einen ganz anderen Werth beilegen, wenn wir die unnützen scholastischen Unterscheidungen, in die sie auslief, auch absurd nennen müssen!

Nein! Alle diese theologischen Kämpfe können den Protestantismus nicht auf den Boden, auf die Beschaffenheit, auf die Methode einer Kirche herabdrücken, in welcher die Mehrheit der Stimmen auf einer Synode über die Auslegung einer Lehre für alle Zeiten entscheiden soll. In jenen Tagen glaubte man, die Formel der Formel gar nicht scharf genug entgegen setzen zu

können; aber indem die Berechtigung einer immer wieder von neuem anzuſtellenden Unterſuchung feſtgehalten werden mußte, wenn man nicht zugleich die Berechtigung des Proteſtantismus zu exiſtiren aufgeben wollte, hat man den Geiſt auch nicht ſo zu lähmen vermocht, daß er nicht, der Bande, die man ihm anlegen wollte, ſpottend, aus ſolchen Verſuchen immer wieder frei hervorgegangen wäre und ſich frei behauptet hätte.

Nicht alſo jene Kämpfe ſelbſt waren das Gefahrbringende und Verderbliche, ſondern Das, was ſich außerhalb der Theologie an ſie anſchloß, auf dem Boden des ganzen geſellſchaftlichen Lebens, beſonders des bürgerlichen, der inneren und äußeren Staatsverhältniſſe.

Die Fürſten nahmen als kirchliche Geſetzgeber den hitzigſten Antheil an den theologiſchen Händeln, ſchützten eine Partei und ächteten die andere, wurden oft mehr durch Ränke geleitet, als durch Ueberzeugungen beſtimmt, und merkten in ihrem Eifer für die ſtrengſte Rechtgläubigkeit nicht, welchen unerträglichen Despotismus ſie übten, ſo wie die Geiſtlichen nicht inne wurden, wie ſehr ſie das kirchliche Syſtem erniedrigten, wenn ſie es nicht anders ſchützen zu können glaubten, als durch fortwährende Appellationen an die weltliche Gewalt. Daher fortwährende Amtsentſetzungen und Landesverweiſungen mißliebig gewordener Prediger. Dieſer leidenſchaftliche Eifer, dieſe bis zu blutigen Ausgängen geſteigerten Verfolgungen Andersdenkender, dieſe Heftigkeit des die Gemüther ganz einnehmenden Parteigeiſtes lenkten von den

großen gemeinſamen Zwecken und Intereſſen ab, und lähmten die Kräfte, die für ſie hätten eingeſetzt werden müſſen. Man wurde gleichgültig für die Einbußen, welche der Proteſtantismus einer andern Kirchengemeinſchaft erlitt. Die theologiſche Entzweiung ging in politiſche Abneigung, in politiſchen Haß über. Und dieß blieb nicht bei den Höfen, bei hochgeſtellten Leitern und Führern ſtehen. Der fanatiſche Eifer vieler Geiſtlichen ſteckte Menſchen aller Stände an, drang in die Maſſen; die Bruderliebe zu andersdenkenden Evangeliſchen wurde erſtickt, erbitterte Feindſeligkeit trat an ihre Stelle.

Zehnter Brief.

1854.

Entſchieden und unverhohlen traten die verderblichen Folgen der Spaltung unter den Proteſtanten und ihren Häuptern zuerſt hervor auf dem letzten Reichstage Kaiſer Maximilians II. zu Regensburg, wo er auch ſtarb, in demſelben Augenblick, wo dieſe Verſammlung durch die Verkündigung des Reichsabſchieds geſchloſſen wurde.

Die innere Geſchichte dieſes Reichstags von 1576 iſt erſt durch die handſchriftlichen Berichte, welche bei der Darſtellung desſelben Häberlin (Neuſte Teutſche Reichs-Geſchichte Bd. X.) benutzen konnte, enthüllt worden. Dadurch iſt ſie ſehr lehrreich geworden und eine fortwährende Warnungstafel. In viel ſpäteren Zeiten ſind die Sachen, um die es ſich handelte, andere geworden; die Politik und ihr Einfluß auf die Schickſale der Nation, auf ihre materielle und geiſtige Wohlfahrt, ſind dieſelben geblieben.

Es war dort dem Kaiſer Maximilian beſonders

darum zu thun, von den Ständen Hülfe gegen die Türken zu erhalten. Der Kurfürſt von der Pfalz wollte dieß benutzen, die Abſtellung der Beſchwerden der Evangeliſchen zu erlangen, und an dieſe Bedingung die Bewilligung der verlangten Hülfe zu knüpfen. Er hatte daher ſeine Geſandten inſtruirt, daß ſie mit den übrigen evangeliſchen Botſchaftern in Verbindung treten ſollten, um auf eine beſſere Beobachtung des Religionsfriedens zu dringen. Dieſer werde einſeitig nur zu Gunſten der Obrigkeiten ausgelegt. Beſchwerden, daß katholiſche Obrigkeiten ihre evangeliſchen Unterthanen bedrängten, ſeien unerledigt geblieben; eben ſo eine Bittſchrift der Grafen um Freiſtellung der Religion, woran doch die Beförderung und Ausbreitung des evangeliſchen Glaubens vornehmlich geknüpft ſei. Es ſei endlich einmal Zeit, dieſe Dinge nicht länger auf ſich beruhen zu laſſen. Sie ſollten die übrigen Geſandten ermahnen, eine Gelegenheit wie dieſe, die ſich ſo bald nicht wieder darbieten würde, nicht aus den Händen zu laſſen.

Wirklich wurde dem Kaiſer eine Schrift übergeben, welche im Namen aller evangeliſchen Stände um ausdrückliche Aufnahme der Ferdinandiſchen Declaration in den Religionsfrieden bat, und um die Zulaſſung der evangeliſchen Grafen, Herren und Ritter zu den Hochſtiftern, welche man ihnen abſchneide.

In einer beſondern Bittſchrift, welche die Grafen und Herren zu gleicher Zeit übergaben, zeigt ſich in

merkwürdiger Weise, gegenüber den häufigen Anklagen, daß die Protestanten damals eben so intolerant, ja wol noch intoleranter gewesen seien, als die Katholiken, welcher Seite das Princip der Duldung einleuchtete. Es sagen nämlich die Bittsteller: falls man besorge, daß ein evangelischer Bischof die katholische Religion ganz unterdrücken werde, so möge man verordnen, daß ihm dieß ohne Zustimmung seines Domcapitels und seiner Landstände nicht gestattet, sondern er gehalten sein solle, beide Religionen neben einander zu dulden und einem Jeden zu gestatten, nach seinem Gewissen in der einen oder der anderen zu leben. Ueberhaupt sei es dahin gekommen, und es zeige sich täglich mehr, daß man bei den Deutschen und bei anderen Nationen ohne Zulassung beider Religionen keine beständige innere Ruhe zu erwarten habe, vielmehr Empörung und die höchste Gefahr der Staaten.

Die Antwort, welche der Kaiser den Ständen ertheilte, war nichts weniger als zufriedenstellend. Von einer bestimmten Verfügung zur Abstellung der Beschwerden war nicht die Rede. Er wollte, hieß es, auf Mittel und Wege bedacht sein und mit den Ständen des andern Theils dahin handeln, daß solche Beschwerden so viel wie möglich abgestellt, gemildert und verglichen würden. Er zweifle nicht, daß ihm die katholischen Stände darin nicht zuwider sein würden. Von

der Ferdinandiſchen Declaration wurde geſagt, daß der Kaiſer ſie auf ſich beruhen laſſe, was ziemlich ſo viel hieß, als ſie nicht anerkennen.

Eine ſolche Sprache hätte der Kaiſer gewiß nicht geführt, wenn er ein kräftiges Beharren der Proteſtanten bei dem Vorſatze, eine ihnen günſtigere Handhabung des Religionsfriedens zu erlangen, vorausgeſetzt hätte. So lange er dieſe erwartete, war ſeine Verlegenheit groß. Er hätte einem ſolchen Andringen ſchwerlich widerſtehen können, dieß hätte ihn aber in verdrießliche Händel mit den katholiſchen Ständen verwickelt, die er vermeiden wollte. Daher trat er auf die Seite der conſequenteren, kräftiger handelnden Partei. Ohne Zweifel hatte auch der in Regensburg anweſende päpſtliche Legat, der Cardinal Morone, weſentlichen Einfluß auf ſeine Handlungsweiſe. Um nun die Abſichten der Proteſtanten ſicherer zu vereiteln, hatte er verſucht, ſie zu trennen. Dieſen Zweck hatte er am beſten bei dem Hofe zu erreichen geglaubt, wo er beides, Haß gegen den Calvinismus und Eiferſucht auf Kurpfalz, vorausſetzen konnte — an die kurſächſiſchen Geſandten hatte er ſich gewandt, und der Erfolg entſprach ſeinen Abſichten vollkommen.

Als ſich die evangeliſchen Räthe verſammelten, um über den kaiſerlichen Beſcheid zu berathen, mußten ſie zu ihrem Schrecken hören, daß die kurſächſiſchen Geſandten von ihrem Herrn eine neue, von der früheren ſehr abweichende Inſtruction erhalten hatten. Der Kur-

fürſt, war darin geſagt, halte dafür, daß die Geſandten das Religionswerk diesmal in ſeinem Stande laſſen und den Kaiſer mit ferneren Anſuchen verſchonen ſollten. Es ſei dieſer ja willig, die Religionsbeſchwerden, ſo viel immer möglich, zu mildern und zu vergleichen. Der Kurfürſt wolle zu keiner Schrift, in welcher von Bedingung und Vorbehalt die Rede ſei, ſeinen Namen mehr hergeben; auch der Freiſtellung ſolle nicht mehr gedacht werden, da jedes ſie betreffende Anſuchen doch umſonſt ſei.

Der kluge, erfahrne Schwendi, mit der Lage der Dinge vollkommen vertraut, und überzeugt, daß man von dem ſchwankenden Kaiſer viel würde erlangen können, wenn man mit Feſtigkeit und Nachdruck auftrete, ermahnte zur Einigkeit und zu kraftvoller Durchführung des gefaßten Vorſatzes. Man treibe, ſtellte er vor, die Sache zu ſchläfrig, ſo daß der Kaiſer meine, es läge den Proteſtanten die Noth und der Untergang der armen Verfolgten nicht ſonderlich am Herzen; und ihre Trennung und Uneinigkeit beſtärke ihn darin. Wenn ſie zuſammenhielten, würden ſie ihn auf guten Wegen finden. Es blieb vergebens. Der Abfall des Kurfürſten von Sachſen verdarb Alles. Erfuhr man doch auf dem Reichstage, daß er an die Herzoge von Weimar und Coburg ſogar geſchrieben habe: man müſſe dem Kaiſer wider die Türken helfen, und wenn er ſelbſt den ganzen Religionsfrieden aufheben wollte. Man war in Deutſchland überzeugt, daß die Freiſtellung in den Stiftern

ohne die Trennung Sachſens von der gemeinſchaftlichen Sache auf dieſem Reichstage erlangt worden wäre. Und damit wäre ein Zugeſtändniß von unermeßlichen Folgen errungen geweſen.

Es iſt oft geſagt worden, daß die proteſtantiſchen Obrigkeiten ſich gegen ihre katholiſchen Unterthanen auch höchſt unduldſam erwieſen haben. Aber Alles, was man von einer ſolchen Härte nachweiſen kann, verſchwindet faſt gegen die maſſenhaften Bedrückungen und Verfolgungen der andern Partei. Die Richtung auf den Proteſtantismus ging ſo entſchieden durch die Nation, und war ſo ſiegreich, daß die evangeliſchen Fürſten nur ſehr wenige Katholiken unter ihren Unterthanen zählten, gegen die ſie ihre Verfolgungen hätten richten können, während in den meiſten von Katholiken beherrſchten Ländern die große Mehrzahl der Einwohner aus Evangeliſchen beſtand. Uebrigens aber — wäre denn die Bewilligung der begehrten Freiſtellung nicht das beſte Mittel geweſen, die Evangeliſchen ihrerſeits zur Duldung zu verpflichten?

Dieſe Ausſichten wurden durch den von Kurſachſen eingeſchlagenen Weg vereitelt. Damals begann die Politik dieſes Fürſtenhauſes, welche durch Anſchließen an Oeſterreich Großes zu erreichen hoffte, aber, ohne ihm ſelbſt Segen zu bringen, der Sache des Proteſtantismus unſäglich geſchadet hat.

Elfter Brief.

1854.

Die Unentſchloſſenheit und Uneinigkeit der Proteſtanten auf dem Regensburger Reichstage wirkten um ſo verderblicher, da unmittelbar nachher die Regierung Kaiſer Rudolphs II. und mit ihr der wachſende Einfluß der Jeſuiten begann. In dem allbekannten Scheitern des Verſuchs, den Kurfürſt Gebhard von Köln im ſechſten Jahre der Regierung Rudolphs machte, in ſeinem Erzſtifte die Reformation einzuführen, zeigte ſich der Rückgang der proteſtantiſchen Bedeutung und Macht im Reiche auf die bedenklichſte Weiſe.

Dasſelbe Vorhaben hatte in den Tagen Kaiſer Karls V. der Kölniſche Kurfürſt Hermann gehegt, war aber von den proteſtantiſchen Fürſten ohne Unterſtützung gelaſſen worden. Es war ihr erſter zaghafter Stillſtand auf der kühnen Bahn geweſen, die ſie bis dahin mit ſo glänzendem Erfolge beſchritten hatten. Ein empfindlicherer Schlag hätte den katholiſchen Beſtrebungen gar nicht beigebracht werden können, als

wenn der Niederrhein für den Proteſtantismus gewonnen worden wäre. Die Verbindung zwiſchen den Niederlanden und Deutſchland wäre für den Kaiſer verloren geweſen. Der Schmalkaldiſche Bund würde dem doch zuletzt unvermeidlichen Kriege mit Siegeszuverſicht haben entgegenſehen können. Aber man unterſtützte den alten Erzbiſchof nicht ſofort mit dem gehörigen Nachdruck; mit Worten nahm man ſich ſeiner allerdings nach einiger Zeit an, aber erſt, als es zu ſpät, als der Schmalkaldiſche Krieg vor der Thür war. Der Kaiſer ward inne, daß der Muth der proteſtantiſchen Fürſten ſchon halb gebrochen war.

Seitdem war der Religionsfriede geſchloſſen worden, und in ihm zwar der geiſtliche Vorbehalt ausgeſprochen, aber unter Proteſtation der Evangeliſchen. Nochmals muß ich es ſagen: es kam auf den Muth an, mit welchem man dieſe Proteſtation durchführen würde. Die hochwichtige Kölner Angelegenheit ſtellte dieſen Muth auf eine Probe, die er nicht beſtand.

Wiederum waren die dringendſten Antriebe einzuſchreiten vorhanden, religiöſer und politiſcher Art. Es galt, den vielen unterdrückten Evangeliſchen im Erzſtift (in Bonn, Linz, Andernach bildeten ſie die Mehrzahl) beizuſpringen; es galt, die proteſtantiſchen Stimmen im Kurcollegium um eine zu vermehren; es galt, ſich der Herrſchaft am Niederrhein zu bemächtigen, um in dem Kampfe zwiſchen Spanien und Norduiederland eine ent-

ſcheidende Stellung einzunehmen.*) Raſches Handeln war nöthig, von Formalitäten mußte man ſich nicht aufhalten laſſen.

Gregor XIII. that, was die Proteſtanten auch hätten thun können und müſſen, er ſetzte ſich über Formbedenklichkeiten hinweg. „Papſt Gregor, ſagt Ranke, überließ die Sache nicht den Verzögerungen eines Proceſſes an der Curie; ein einfaches Conſiſtorium der Cardinäle hielt er bei der Dringlichkeit der Umſtände für hinreichend, einen ſo wichtigen Fall zu entſcheiden, einen deutſchen Kurfürſten ſeiner erzbiſchöflichen Würde zu berauben.“

Und die proteſtantiſchen Kurfürſten, was thaten ſie dagegen? Sie ließen ſich vom Kaiſer mit der Ausſicht auf einen Vergleich hinhalten, bis der Spruch des Papſtes ergangen war, der Bann und Abſetzung über Gebhard verhängte, und dieſer durch Waffengewalt mit Hülfe ſpaniſcher Truppen, die man aus den Niederlanden herbeigerufen hatte, aus ſeinem Lande verdrängt war. Jetzt gewahrten ſie freilich, welch ein ſchimpfliches Ende auch für ſie und das Reich die Angelegenheit nehme, und ließen dem Kaiſer durch eine eigene Geſandtſchaft vorſtellen, wie es doch ohne Beiſpiel ſei, daß ein Papſt ſich anmaße, nach eigenem Gefallen, ohne Vorwiſſen des Kaiſers und ohne Zuthun der übrigen Kurfürſten, einen Erzbiſchof und Kur-

*) Siehe den Zuſatz am Schluß des Briefes.

fürsten des Reichs abzusetzen, und sogar ohne daß er gehört worden sei; der Kaiser möge daher nicht nur Gebhard wieder einsetzen lassen, sondern auch die Wahl eines neuen Kurfürsten dem Domcapitel verbieten. Aber der Kaiser achtete nicht auf Vorstellungen, denen kein thätiger Nachdruck zur Seite ging. Gebhard blieb abgesetzt, der an seine Stelle gewählte bayrische Prinz Ernst blieb Kurfürst, der Protestantismus im Erzstifte wurde ausgerottet, und fremde Kriegsvölker hatten Reichsländer ungestraft verheert.

Welche Hülfe konnte die gemeinsame Angelegenheit auch von Fürsten erwarten, deren erster und mächtigster, der Kurfürst von Sachsen, seinen protestantischen Collegen gegenüber den Patron der Katholiken so machte, daß sie selbst sich gar keinen besseren Anwalt wünschen konnten. Er schrieb nämlich im Laufe des Streits an Brandenburg und Pfalz: wenn Gebhard das Stift behalten wolle, so würde es von Seiten der Evangelischen Bruch des Religionsfriedens sein, wenn sie ihn hierin unterstützen wollten. Gewiß eine Auslegung dieses Friedens von einem solchen Stande, die noch unerhört war. Aber Kurfürst August suchte für die Thatenscheu, die ihn beherrschte, einen Vorwand und für sich selbst eine Beschönigung im Gewissenszweifel über das Recht — und überdies war Gebhard ja nicht zum Lutherthum übergetreten, sondern zum Calvinismus.

Es ist zuweilen gesagt worden, es hätte den evangelischen Ständen nicht geziemt, sich einer Sache anzu-

nehmen, die den unreinen Urſprung gehabt, daß Gebhard ſeine Buhlſchaft mit der ſchönen Agnes nicht länger habe fortführen können, und, genöthigt, ſie zu heirathen, nun auch das Erzſtift ſich habe nachziehen wollen. Als ob, wenn das Rechte und Heilſame auf Erden Eroberungen macht, es auf die Triebfedern desjenigen ankäme, welcher bei dieſen Eroberungen der Führer iſt! Als ob Gott ſich nicht oft unreiner Werkzeuge bediente, um Großes und Edles vollführen zu laſſen! Geſetzt, die galliſchen Biſchöfe wären vollkommen überzeugt geweſen, daß Chlodowig nur aus weltlichen Rückſichten Chriſt würde — hätten ſie darum die Bekehrung der Franken, die ſich an des Königs Uebertritt knüpfte, zurückweiſen ſollen?*)

Ich komme auf dieſe Betrachtung durch die Erinnerung an eine Stelle Leſſings in einer ſeiner Jugendſchriften, die mir bei ſolchen Beſchuldigungen

*) Man darf demnach, um die Rückſicht auf Gebhards Wandel zu verwerfen, gar nicht einmal in Anſchlag bringen, daß der bayeriſche Herzog Ernſt, der übrigens, ehe er auf den Stuhl von Köln geſetzt wurde, ſchon Biſchof von Freyſingen, Hildesheim und Lüttich war, kein beſſeres Leben führte, als Gebhard, ja wahrſcheinlich ein ſchlimmeres, denn auch katholiſche Schriftſteller reden von ſeinen „ſittlichen Verirrungen". Aber freilich, Ernſt änderte ja die Religion nicht, und da gereichten denn dieſe „Verirrungen" ſeinen vielen biſchöflichen Stühlen (es kam nachher auch noch der von Münſter hinzu) nicht zur Unehre. (Späterer Zuſatz.)

immer einfällt. „Ich ſehe nicht — ſagt er in der Rettung des Cochläus — was unſere Gegner gewinnen würden, wenn es auch wahr wäre, daß Luther der Neid angetrieben habe, und wenn auch ſonſt Alles wahr wäre, was ſie zur Verkleinerung dieſes Helden vorbringen. Wir ſind einfältig genug und laſſen uns faſt immer mit ihnen in die heftigſten Streitigkeiten darüber ein; wir unterſuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarſte Mühe; oft ſind wir glücklich, und öfters auch nicht; denn das iſt unſtreitig, daß es leichter iſt, tauſend Beſchuldigungen zu erdenken, als eine einzige ſo zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringſte Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es alſo, wenn man dieſes ganze Feld, welches zu erhalten ſo vielen Kampfes koſtet, und das doch nicht das Geringſte einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel Gutes iſt geſtiftet worden, welches die Katholiken ſelbſt nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genuſſe ihrer Früchte ſitzen; genug, daß wir dieſe der Vorſehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt faſt immer nicht die untadelhafteſten, ſondern die bequemſten. Mag doch alſo die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben ſo glückliche Folgen hätte!“

Sehr merkwürdig iſt übrigens, daß gerade Köln in ſehr verſchiedenen Zeiten der deutſchen Geſchichte be-

ſonders dazu beſtimmt ſcheint, als mächtiger Bundesgenoſſe der römiſchen Kirche zu wirken. Am Ende des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts iſt Köln, als die damals mächtigſte Stadt Deutſchlands, eine vorzügliche Stütze für die welfiſchen, alſo päpſtlichen Intereſſen, und ſichert den Feinden der Hohenſtaufen diesſeits und jenſeits des Rheins einen Verbindungspunkt für ihre Macht von unſchätzbarer Wichtigkeit. Wie ſich an ihm die Fortſchritte des Proteſtantismus im ſechzehnten Jahrhundert zweimal brechen, haben wir eben geſehen. Und welch eine Burg des Romanismus, welch ein Ausgangspunkt für ſeine Beſtrebungen es im neunzehnten wieder geworden iſt — wem wäre das nicht im friſcheſten Andenken?

Es iſt ein für jede hiſtoriſche Entwickelung gültiges Geſetz, daß eine auf einem Princip ruhende Macht, wenn ſie aufhört, tiefere Wurzeln zu ſchlagen und ſich auszubreiten, eben dadurch ſchon zurückgeht. Dieß erfuhren die deutſchen Proteſtanten, nachdem ſie die Kölner Reformation unſchlüſſig und muthlos hatten fallen laſſen. Ihre Feinde wußten nun, wie wenig ſie von ihrer Thatkraft zu fürchten hatten. Der geiſtliche Vorbehalt war durchgeſetzt, die Ferdinandiſche Declaration ſchon vorher ein machtloſes Blatt geworden. Jetzt erſt traten die Jeſuiten rückſichtslos hervor. Die meiſten und bedeutendſten der oben aufgezählten Gegenreformationen in den Hochſtiften haben erſt nach dem Regensburger Reichstag von 1567 und nach dem Sturze Gebhards

Statt gefunden. Wenn die Häupter des Proteſtantismus ſich nicht endlich ermannten — in welch eine trübe Zukunft mußten da ſeine Bekenner blicken! Die Häupter ermannten ſich nicht, und die Zukunft wurde trüber, viel trüber, als ſie ſich damals auch beſorgte Gemüther vormalten.

Späterer Zuſatz (zu S. 74).

Dieſe außerordentliche Wichtigkeit des Kölner Landes heben auch die katholiſchen Geſchichtſchreiber nachdrücklichſt hervor. So ſagt Herr Schreiber in ſeiner eben erſchienenen „Geſchichte des bayeriſchen Herzogs Wilhelm's V. des Frommen", nachdem er die wirkſame Thätigkeit ſeines Helden in dieſer Angelegenheit geſchildert, S. 96: „Nach großem Koſtenaufwand und unermüdeter Ausdauer ſtand Wilhelm am Ziele ſeiner Wünſche. Der Kölner Streit iſt das wichtigſte politiſche Ereigniß während ſeiner ganzen Regierung, und für ganz Deutſchland von hoher Bedeutung; denn es handelte ſich hier nicht um das Erzſtift Köln allein, ſondern um den Fortbeſtand des katholiſchen Glaubens im deutſchen Reiche. Der Damm, welcher den faſt ganz Deutſchland überfluthenden Strom der Reformation hemmte, war der geiſtliche Vorbehalt. Dieſen zu durchbrechen, war der proteſtantiſchen Reichsſtände ein-

ziges Streben, und wäre ihnen dieß beim Kölner Streite gelungen, so würden wenige Bischöfe in Deutschland katholisch geblieben sein, und selbst das katholische Bayern hätte der heranwogenden Fluth nicht mehr widerstehen können. Wer hat nun das Verdienst, den deutschen Katholiken ihre Religion erhalten zu haben? Niemand anders als der bayerische Herzog Wilhelm V." — Ob sich dieß in Bezug auf den Herzog ganz so verhält, kann dahin gestellt bleiben — im Allgemeinen ist die Betrachtung des Verfassers auf dem katholischen Standpunkt eine sehr richtige. Aber um so verblendeter erscheinen auf dem protestantischen die damaligen protestantischen Stände, daß sie nicht alle ihre Macht daran setzen, einen so verhängnißvollen Erfolg der Katholiken zu verhindern. Hätte doch der Himmel gewollt, daß die Kurfürsten dieses Bekenntnisses in der Kölner Sache in der That die „unermüdete Thätigkeit" bewiesen hätten, welche Herr Schreiber ihnen beilegt!

Da aber Kursachsen damals leider aus anticalvinistischer Leidenschaft den Katholiken zugab, was es nie und unter keiner Bedingung hätte zugeben dürfen, daß der geistliche Vorbehalt auch für die protestantischen Stände bindend sei; so kann man sich nicht sehr wundern, daß die katholischen Historiker bis auf den heutigen Tag dieser schlechthin irrigen Voraussetzung folgen. Aber weit mehr darüber, daß Hr. Schreiber a. a. O. S. 56

von der Declaration König Ferdinands zu Gunſten der evangeliſchen Bewohner katholiſcher Stifte ganz ſo ſpricht, wie damals die Jeſuiten ſprachen. Die Declaration habe keine Rechtskraft gehabt, da ſie nicht in den Religionsfrieden aufgenommen worden ſei. Hat denn Hr. S. gar nicht gefühlt, in welch ein zweideutiges Licht er damit den gutkatholiſchen Ferdinand rückt?

Dieſer Schriftſteller iſt aber überhaupt ein ſo großer Freund und Lobredner des Jeſuitenordens, daß er ſogar die hohe Sittlichkeit rühmt, die auf den unter ſeiner Leitung ſtehenden bayeriſchen Schulen geherrſcht haben ſoll. Schade, daß er ſich zur Erhärtung dieſes Satzes nicht des 1815 zu München von K. H. v. Lang herausgegebenen Büchleins bedient hat, welches den Titel führt: Reverendi in Christo Patris Jacobi Marelli S. J. Amores e scriniis Provinciae superioris Germaniae Monachii nuper apertis brevi libello expositi. Es handle, ſagt Lang in der Vorrede, nicht von den Vorwürfen, die Andere dem Orden gemacht, ſondern de secretiori illa labe, effreno scilicet puerorum amore. Wer meinen möchte, fügt er hinzu, daß der Fall des Paters Marell, den er erzählt, ein ungewöhnlicher und einziger ſei, dem könne er hunderte von anderen derſelben Art vorführen, wie er denn auch am Schluſſe zur Probe eine ſummariſche Liſte von drei und dreißig derſelben gibt. Das Büchlein war ſehr zeitgemäß: es fiel in die Hoffnungen, die von der einen, die Befürchtungen, die von der andern Seite durch die eben verkün-

dete Repriſtination des ſittlichen Ordens erwacht waren. In Bezug darauf ſchließen die Einleitungsworte bedeutungsvoll: Valete, cives, et ne hospitibus imprudenter admissis juventutis vestrae flores carpendos tradituri sitis, videte! — Den im lateiniſchen Original mitgetheilten Actenſtücken hat der Herausgeber außer dem Vorwort nichts hinzugefügt, und auch dieß mit Recht lateiniſch abgefaßt, da Scandale ſolcher Art dem Publicum nur in dem Gewande einer gelehrten Sprache vorgeführt werden dürfen.

Zwölfter Brief.

1856.

Die Wogen des Katholicismus gingen hoch ſeit dem Kölner Ereigniß. Schlag auf Schlag traf den Proteſtantismus. Aber zu dem völligen Uebergewicht, welches die römiſche Kirche in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Deutſchland erlangte, wäre es nicht gekommen, ohne das kluge, planmäßige, rückſichtsloſe und raſtloſe Wirken und Zuſammenwirken der beiden energiſchen Jeſuitenſchüler, Maximilians von Bayern und Ferdinands von Oeſterreich-Steiermark, nachmaligen Kaiſers Ferdinands II.

Seit langer Zeit beſtand unter den Dynaſtien Habsburg und Wittelsbach Eiferſucht und Hader. Jedes dieſer Häuſer ſtand dem andern bei den Plänen und Schritten nach der Erweiterung von Macht und Anſehen hindernd im Wege. Die große Reformationsbewegung bewirkte wol eine Annäherung aus ſogenannt conſervativen Zwecken, aber ſie hatte noch lange Zeit keine große Bedeutung. Sie in den verhängnißvollen

Momenten unter Kaiser Rudolf und seinen nächsten Nachfolgern in eine entscheidende enge Verbindung verwandelt, und jene Rivalität zwar nicht ganz aufgehoben, aber doch in den Hintergrund gedrängt zu haben — das ist das Werk der Jesuiten und einer der größten Erfolge ihrer schlauen Staatskunst.

Unter ihrer Leitung studirten die beiden Fürsten als Jünglinge, und sogen begierig die Lehren und Grundsätze des Ordens ein. Außer der Freundschaft verband sie auch nahe Verwandtschaft und doppelte Verschwägerung. Maria, die Schwester Wilhelms V. von Bayern, des Vaters Maximilians, wurde die Gemahlin Karls von Steiermark, Kärnthen und Krain, und die Mutter Ferdinands. Der Papst hatte die wegen der schon bestehenden nahen Verwandtschaft dazu erforderliche Dispensation mit Freuden ertheilt. Wie die Jesuiten sah er in der neuen engen Verbindung der beiden Fürstenhäuser ein großes Mittel zur Bekämpfung und Vertilgung der Ketzerei in Deutschland. Unter dem Einfluß der bigotten, verfolgungssüchtigen, stets hetzenden Maria machte Karl auch alle Anstalten zur Erfüllung dieser Hoffnung. Mitten in seinem von Protestanten ganz erfüllten Lande stiftete er zu Gratz eine neue Jesuitenuniversität.

Ueberhaupt ging das bayrische Haus dem österreichischen an Eifer und Thätigkeit in der Unterdrückung des Protestantismus voran, und spornte es, seinem Beispiele zu folgen. So besonders Herzog Maximilian.

Von früh an verfolgte er den Plan, in Deutschland den katholischen Glauben nicht nur zum überwiegenden, sondern zum alleingeltenden zu machen, unabläſſig mit der größten Energie und Anſtrengung. Er war ein ganzer, in ſich abgeſchloſſener Charakter; das evangeliſche Bekenntniß hat nie einen gefährlicheren Feind gehabt. Wenn er auf die Rathſchläge der Jeſuiten hörte, ſo geſchah es, weil der Geiſt des Ordens ein ſeiner Natur gleichartiger war. Hatte er in Gemeinſchaft mit ihnen ſeine Pläne entworfen, dann hielt er feſt daran, ohne Wanken, die Ausführung kam ganz aus ihm. Ferdinand dagegen war unſelbſtändig, er war und blieb von Andern abhängig*). Den ſchlimmen Einfluß, den ſeine Mutter auf den Gemahl gehabt, übte ſie auch auf den Sohn. Auch die Halsſtarrigkeit, die man ihm oft und mit großem Recht zum Vorwurf macht, lag weniger in ihm als in den Rathgebern, die ihn bei der ſtarren Unduldſamkeit und Unbarmherzigkeit, welche ihm die verkehrte Erziehung eingeflößt hatte, feſt-

*) Herr Hofrath v. Hurter behauptet in ſeiner Geſchichte Ferdinands freilich das Gegentheil. Es ſoll dieſer ein ganz ſelbſtändiger Fürſt geweſen ſein. Schade nur, daß Hrn. v. Hurters eigene Berichte gegen ihn zeugen, da gerade ſie zuweilen den Einfluß Anderer auf ſeinen Helden in das hellſte Licht ſtellen. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, daß dieß zur Rettung Ferdinands geſchriebene Werk die Anklagen gegen ihn weit mehr beſtätigt als entkräftet; nur daß das vom Standpunkt der Duldung, Humanität und Moral ſchlechthin Verdammliche dem Verfaſſer als das

hielten, und wenn einmal eine beſſere Regung ſich einfand, ſie ſorgfältig erſtickten. Gegebene Verheißungen unter allerlei Vorwänden und Ausflüchten nicht zu erfüllen, ließ er ſich immer leicht überreden. Das vollſte Gegentheil des Ausſpruchs „Ein Kaiſerwort ſoll man nicht drehn noch deutelu" geht durch ſeine ganze Regierung.

Als er 1596, in einem Alter von achtzehn Jahren, die Regierung der ererbten Lande ſelbſtändig antrat, fand er die proteſtantiſchen Stände, zu denen der größte Theil des Adels gehörte, im Beſitz der ihnen von ſeinem Vater zugeſtandenen freien Ausübung ihrer Religion, wofür ſie ſich ihrerſeits zu Steuern und andern Bewilligungen verſtanden hatten. So verbreitet war damals in dieſen Landſchaften der Proteſtantismus, daß in der Hauptſtadt Gratz außer dem Erzherzog ſelbſt nur noch drei Katholiken vorhanden waren. Ohne Rückſicht auf dieſen Zuſtand und auf die Zuſicherungen ſeines Vaters befahl Ferdinand den Evangeliſchen, ihre

---

Löbliche, Treffliche und Verdienſtliche erſcheint. Da die Wenigſten Muße und Luſt haben, das bändereiche, über Alles weitſchweifige Werk aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, ſo iſt es alles Dankes werth, daß Söltl angefangen hat in der von Sybel herausgegebenen hiſtoriſchen Zeitſchrift, Jahrg. II. Heft 4. einen ganz wortgetreuen und zugleich beurtheilenden Auszug daraus zu geben. Er reicht vollkommen hin, den Widerſpruch zwiſchen den vom Verfaſſer erzählten Thatſachen und ſeinen Anſchauungen zu erweiſen. (Späterer Zuſatz.)

Kirchen und Schulen zu ſchließen, den Predigern und Schullehrern bei Leibes- und Lebensſtrafe ſeine Gebiete binnen acht Tagen zu räumen. So ſollten auch alle nichtkatholiſchen Bürger und Landleute binnen einer geſetzten Friſt das Land entweder verlaſſen oder katholiſch werden.

Auf die dagegen von den Ständen mit Berufung auf die Zugeſtändniſſe des Vorgängers erhobenen Einwendungen und Geſuche antwortete Ferdinand: was ihnen ſein Vater bewilligt habe, könne ihn nicht binden, um ſo weniger, weil die Proteſtanten ihrerſeits ſich in den ihnen geſetzten Schranken nicht gehalten hätten. Man ſollte meinen, es wäre dem Rechte gemäß und einem Fürſten geziemend geweſen, die Klagenden in dieſe Schranken zurückzuweiſen, ihnen aber die gegebenen Verheißungen, für die ſie ja einen Preis gezahlt hatten, zu erfüllen. Aber Ferdinand, der kurz vorher der Jungfrau Maria zu Loretto das Gelübde abgelegt hatte, aus ſeinen Ländern die Secten und ihre Lehrer zu vertreiben, ſei es auch mit Gefahr für ſein Leben, war einer Ausflucht froh, dieß finſtere Gelübde über Treu und Glauben zu ſetzen.

Da er ſofort den Drohungen Gewaltmittel hinzufügte, und eine Commiſſion von einer Schaar Bewaffneter begleitet durch das Land ziehen ließ, welche die evangeliſchen Kirchen theils niederreißen, theils mit Pulver ſprengen ließ, ſo erzwang er maſſenhafte äußerliche Bekehrungen. Wenige zogen die Auswanderung

vor. Nur ein paar ganz ſchwache Verſuche, Widerſtand zu leiſten, wurden gemacht, und gleich wieder aufgegeben. Kaum hörte die Erzherzogin Wittwe, die ſich gerade auf Reiſen befand, davon, ſo ermahnte ſie in Briefen ihren Sohn — ſo weiblich als fürſtlich — nur ſogleich hängen und köpfen zu laſſen. Es bedurfte deſſen nicht. Auch ohne die Anwendung der äußerſten Gewalt ſchien Ferdinands Herrſchergebiet nach wenigen Jahren ein vollkommen katholiſches zu ſein.

Zunächſt aber ſchien es auch nur ſo. Denn zehn Jahre nach der vollzogenen Gegenreformation reichten Einwohner der drei Länder bei Ferdinand eine Bittſchrift ein um freie Uebung des augsburgiſchen Bekenntniſſes. Daß ſie in den härteſten Ausdrücken abſchläglich beſchieden wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Unter den Gründen, welche der fromme Fürſt für ſein Beharren bei den gegebenen Befehlen angibt, findet ſich auch die Berufung auf das ſichtbare Wohlgefallen des Allmächtigen an der Aufhebung der Religionsfreiheit, indem das Jahr 1599, in welchem ſie angeordnet worden war, ſich durch eine beſondere Menge und Güte des gewonnenen Weines ausgezeichnet habe. Gewiß eine höchſt bündige, höchſt überzeugende Argumentation, vor der die Ketzer verſtummen mußten.

Wir leſen ſpäter nichts mehr von ſolchen Bitten. Denn Ferdinand hatte — ohne Zweifel, um der Fortdauer des ſo glücklich erlangten göttlichen Segens gewiß zu ſein — ſeine Maßregeln ſo gut getroffen, daß es

nach einiger Zeit Niemand mehr gab, der es noch gewagt hätte, die protestantische Gesinnung seines Herzens zu enthüllen. Und das Geschlecht, welches sie hegte, mußte ja bald aussterben. So war denn ein großer Anfang zur gänzlichen Ausrottung des Lutherthums in den Habsburgischen Erblanden gemacht.

Man hat zu Ferdinands Vertheidigung wegen dieser und späterer noch weit schlimmerer Verfolgungen viel gesprochen von der Macht der sein ganzes Gemüth durchdringenden Ueberzeugung, daß eines Fürsten erste Pflicht, der jede andere Rücksicht weichen müßte, die Rettung der Seelen seiner Unterthanen sei. Aber nicht auf die Gewalt eines solchen die Seele erfüllenden Wahnglaubens kommt es bei der geschichtlichen Beurtheilung menschlicher Thaten an, sondern auf die Forderungen des Rechts, der Vernunft und der Menschlichkeit. Mochte die Verblendung, die Ferdinand trieb, aus einer von ihm auch für noch so fromm gehaltenen Regung stammen; die Gewissensqualen, die er so vielen Tausenden bereitete, waren darum nicht minder grausam, die Folgen darum nicht minder heillos und verderblich, wie für die Länder, so für das Herrschergeschlecht selbst.

Dreizehnter Brief.

1856.

Das große Siegesbewußtſein trieb die Katholiken zu immer weiteren Uebergriffen gegen die Evangeliſchen. Ohne die Ueberzeugung von der Schlaffheit, in der dieſe verſunken waren, und von dem kleinlichen Geiſte, der einen großen Theil der Partei beherrſchte, würden ſie ſich wol geſcheut haben, eine ſo ſchreiende Rechtsverletzung, wie die gegen Donauwörth verübte, zu begehen.

Dieſe ſchmachvolle Geſchichte hat auf die gegenſeitige Stimmung der kirchlichen Parteien in Deutſchland einen ſo bedeutungsvollen Einfluß geübt, daß ich Sie an die näheren Umſtände, die Ihnen vielleicht nur noch dunkel vorſchweben, erinnern muß. Zwiſchen dem Magiſtrat jener damals faſt ganz evangeliſchen freien Reichsſtadt und einem dort noch vorhandenen Mönchskloſter beſtand eine Uebereinkunft, nach welcher keine öffentlichen Umgänge mit Kreuz und Fahne durch die Stadt gehalten werden durften. Viele Jahre hatten

die Vorſteher des Kloſters ſich an dieß Abkommen gehalten; da trat ein Abt an die Spitze, der, von jenem katholiſchen Siegesgefühl getrieben, es im Jahre 1605 ungeſcheut brach, und einen Umgang mit dem unterſagten Pompe erzwingen wollte. Die Folge davon war ein arger Tumult. Der Pöbel riß die Fahnen in den Koth, und warf mit Steinen und Stöcken unter die Betfahrer. Man konnte mit Recht ſagen, daß der Abt die Wuth der Menge übermüthig herausgefordert habe; immer aber blieben die gegen die Proceſſion verübten Gewaltthaten ein Frevel, der eine exemplariſche Strafe der Schuldigen verdiente und erheiſchte. Dieß aber ſchien dem Eifrer Maximilian, der als Nachbar vom Kaiſer mit der Leitung des Strafverfahrens beauftragt war, viel zu wenig. Da es in ſeinem eigenen Lande keine zu verfolgenden Evangeliſchen mehr gab, wollte er ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, auswärtige zu unterdrücken, und damit ihrer ganzen Partei einen empfindlichen Streich zu verſetzen. Dazu gehörte aber, daß nicht bloß die Tumultuanten beſtraft wurden, ſondern die ganze Stadt. Mit dieſer hätte der Kaiſer in ſeiner milden Geſinnung den ganzen Handel gern gütlich abgemacht, und der Magiſtrat wäre gern darauf eingegangen, aber das unkluge Benehmen der Bürgerſchaft, die gegen ihre Obrigkeit trotzig auftrat auf der einen Seite, und auf der andern die planvolle Argliſt Maximilians verhinderten es. Seine in die Stadt geſandten Commiſſarien ſchürten die Zwietracht zwiſchen Rath und

Bürgerſchaft, ſtatt ſie zu dämpfen; er ſelbſt ſteigerte in den Unterhandlungen mit dem erſtern ſeine Forderungen immer höher; je mehr bewilligt wurde, je mehr verlangte er. Und als dieſe Nachgiebigkeit ihre natürliche Grenze fand, benutzte er dieß, um dem Kaiſer abzudringen, was er ſehnlichſt begehrte, die Achtserklärung gegen die Stadt, die er denn auch vollzog, indem er ſie mit Waffengewalt zwang, ſich zu ergeben. Mehrere benachbarte proteſtantiſche Stände hatten ihr Muth eingeſprochen und Beiſtand verheißen, ließen ſie aber mit kläglicher Unentſchloſſenheit und Zaghaftigkeit im Stich. Die Bürgerſchaft erfuhr nun das traurigſte Loos. Sie mußte die hineingelegte Beſatzung auf ihre Koſten unterhalten, obſchon ſie es faſt nicht erſchwingen konnte, da die Begüterten ausgewandert waren. Der Beſchwerden, welche die Bedrängten darüber erhoben, achtete Maximilian nicht, ja er ging ſo weit in ſeiner Antwort offen zu erklären: wenn auch ein Theil der Bürgerſchaft darüber von Haus und Hof müßte, es wäre ihm gleich. Davon ſtand nun freilich nichts in der ihm vom Kaiſer gegebenen Vollmacht, aber durch dieſe ließ er ſich in ſeinen Gewaltthaten nicht im mindeſten ſtören; in allen Stücken ging er weit über ſie hinaus.

Vierzehnter Brief.

1856.

Donauwörth, damals an der Grenze Bayerns gelegen, war an ſich ſchon für Maximilian ein wünſchenswerther Gebietszuwachs. Aber der große Eifer, mit welchem er dieſe Angelegenheit betrieb, ſtammte aus dem ſchon angegebenen viel weiter gehenden Antriebe, den Evangeliſchen Deutſchlands rückſichtslos Trotz zu bieten. Es iſt dieß um ſo weniger zu bezweifeln, da Maximilian ſelbſt ſich dazu bekennt in einem merkwürdigen Berichte an den Papſt. Die Kenntniß deſſelben verdanken wir dem ſchon in einem früheren Briefe angeführten, an merkwürdigen Aufſchlüſſen über den Herzog und ſeine Abſichten ungemein reichen Werke von P. Ph. Wolf, wo die ganze Donauwörther Begebenheit zuerſt gründlich und erſchöpfend aus den Acten dargeſtellt iſt*).

*) Dieſes Werk iſt eines von den ſehr wenigen ſchon vor Ranke gearbeiteten, welche den Beweis liefern, in welcher ganz andern Geſtalt die Geſchichte erſcheint, wenn ſie aus ungedruckten, bis dahin geheim gehaltenen Quellen geſchrieben wird.

Dort (Bd. II. S. 254) lautet der Schluß jenes Berichts also: „Durch die Execution ist der kaiserlichen Majestät Autorität, Respect und Gehorsam nicht wenig stabilirt, zuvörderst aber der katholischen Religion ein sehr großer Behelf und Vorschub geschehen, was derselben an vielen Orten im Reiche und in Deutschland tröstlich und fürständig sein wird. Denn eine solche Execution hat fast bei Menschen Gedenken mit solcher Beschaffenheit niemals vorgenommen werden dürfen. Und ist damit den protestirenden Ketzerischen eine solche Demonstration geschehen, dergleichen sie nie verhofft hätten, inmaßen sie sich denn in mehr Wegen äußerst bearbeitet haben, solche zu verhindern und zu eludiren, welches ihnen aber nicht gerathen ist. Jetzt findet man, daß sie sich dawider nicht setzen dürfen. Und ist dieß ein solcher Parangonstein, auf welchem der Lutherischen im Reiche bisher gehabter Respect ziemlichermaßen hat gestrichen, und leicht daraus abgenommen werden können, was man von ihrer vorgeblichen großen Reputation und Aestimation zu halten habe. Auch wird dieses Exempel zu viel guter und mehrerer Consequenz taugen". Also ein Exempel will der Herzog hier aufgestellt haben, nicht Ruhestörern zur Warnung, sondern den Lutherischen zur Einschüchterung und zur Vernichtung ihres Ansehens, und den Katholischen zur Ermunterung, durch weitere Uebergriffe ihre Kirche auszubreiten.

Die Erreichung dieses Zwecks in Donauwörth selbst verlor denn auch der Herzog keinen Augenblick aus den

Augen. Er hatte zwar vor der Uebergabe das Versprechen gegeben, daß in der Religions- und Kirchenverfaßung nichts geändert werden ſollte, aber er band ſich an ſeine eigene Zuſage eben ſo wenig wie an des Kaiſers Willen, wenn er auch anfangs, ſo lange er hoffte, daß die Einwohner ſich durch gütliche Ueberredung bekehren würden, noch mit einiger Mäßigung verfuhr. Doch die Bemühungen und die ſüßen Reden der Jeſuiten, welche er natürlich gleich hingeſchickt hatte, blieben lange ohne Erfolg. Wir haben, ſchrieb ihm einer von ihnen, viele Tage und Nächte gefiſcht, aber trotz der großen Menge der Fiſche haben wir nur wenige gefangen. Wie die Bayern eingerückt waren, hatte es kein proteſtantiſcher Prediger gewagt, in Donauwörth zu bleiben, jetzt wurde ihnen die Rückkehr bei ſchwerer Strafe verboten, und die Anſtellung anderer nicht geſtattet; ſo mußte der evangeliſche Gottesdienſt von ſelbſt aufhören. Doch die meiſten Bürger wollten ihn darum nicht entbehren; was ſie in den Ringmauern der Stadt nicht mehr haben konnten, ſuchten ſie draußen auf, in den Kirchen einiger nahe gelegenen proteſtantiſchen Dörfer. Dieß wollte Maximilian ſo geradehin nicht gleich unterſagen; er befahl anfangs nur, es möglichſt zu erſchweren, bis nach einiger Zeit das förmliche Verbot erfolgte. Von Stufe zu Stufe ſchritt er vorwärts. Ein ganzes Syſtem von Quälereien, ſo ſchlau als boshaft erſonnen, ſollte den Evangeliſchen ihren Zuſtand unleidlich machen, und den Uebertritt als das einzige Mittel, den ſteten Plagen zu entgehen, erſcheinen

laßen. Wolf theilt (S. 273) aus einer vom Herzog an ſeinen Statthalter erlaßenen Inſtruction eine Stelle mit, welche auf dieß abſcheuliche Verfahren ein ſo merkwürdiges Licht wirft, daß ich ſie Ihnen ganz herſetzen will: „Die Lutheriſchen ſollen, um ſie von Beſuchung ihres ketzeriſchen vermeinten Gottesdienſtes abzuhalten, an ihren Feier- und Feſttagen mit gemeiner Frohn- und Scharwerk beſchäftigt, die meiſten Verrichtungen vor Rath und auf den Zünften auf ſolche Zeit verſchoben, die Ausbleibenden wohl und nach der Nothdurft punctirt, und an den Sonntägen zuweilen die Stadtthore unter einem andern Vorwande geſchloſſen werden. Dieß ſoll jedoch mit gebührender Discretion bewerkſtelligt werden, damit es nicht den Schein habe, als geſchähe ſolches der Religion wegen. Um die noch übrigen lutheriſchen Rathsfreunde vom Rathe allgemach abzuſchieben, könnte man dem Einen eine ſolche jedoch unbedeutende Arbeit unter die Hand legen, von der es ſich vorausſehen ließe, daß er ſie nicht recht verrichten würde. Einem Andern könnte man mehrere und ſolche Functionen auftragen, welche mit und neben der Rathsſtelle gar nicht, oder nicht füglich zu verwalten wären. Dieſe könnte man ſogleich ihrer Rathsſtellen abſetzen. Zu Andern könnte man ſagen, daß wir ſie ihrer Mühe und Arbeit aus Gnaden überheben wollten. Weil wir dem gemeinen Weſen für zuträglich halten, daß gemeiner Stadt beſtellte und gebrödete*) lutheriſche Diener all-

*) Gebrotet iſt cibatus, geſpeiſt, ernährt, unterhalten. Grimms Wörterbuch: unter Broten.

gemach abgeſchoben, und hingegen gute Katholiſche dahin gezogen werden, ſo ſoll der Statthalter ſolche Aemter mit katholiſchen, doch tauglichen Subjecten allgemach beſetzen. Wenigſtens ſoll er den eifrigen Lutheriſchen, damit ſie ſelbſt Anlaß nehmen möchten, aus ihren Dienſten zu treten, die Beſoldung etwas ringern, und mit der Bezahlung zuweilen hinter ſich halten. Auch ſoll er den Lutheriſchen nicht jederzeit oder doch nur gar langſam Gehör geben, diejenigen, die etwas verbrechen, viel härter und ſtrenger als Andere beſtrafen, ihnen nichts nachſehen, mit Holzaustheilen und andern Commodis an ſich halten, hingegen die Katholiſchen überall mehr favoriſiren, begnaden, und dieſelben dadurch im Guten ſtärken. Dabei ſoll ſich der Statthalter wol in Obacht nehmen, daß dieß Alles mit ſonderlicher Beſcheidenheit, nicht gleich auf ein mal, ſondern nach und nach, und wie ſich die Gelegenheit dazu findet, auch immer unter einem andern Vorwande als unter dem Vorwande der Religion, jedoch immer mit ſcheinbaren Urſachen ins Werk gerichtet werde."

Was ſagen Sie zu dieſer ſaubern Inſtruction? Es iſt ein unbezahlbares Geſtändniß über die abſcheulichen Kniffe und Pfiffe, mit welchen man nach den Rathſchlägen der Väter der Geſellſchaft Jeſu die Ketzer, zum Heil ihrer Seelen und zu größerer Ehre Gottes, in die römiſche Kirche trieb. Und ſo verfuhr man nicht in Donauwörth allein, ſondern in ganz Deutſchland, wo katholiſche Machthaber nicht gerade offene Gewalt anwenden, und doch die Bekehrung möglichſt betreiben wollten.

Funfzehnter Brief.

1856.

Die Behandlung der Stadt Donauwörth war eine so schreiende Verletzung alles Rechts und des Religionsfriedens, und die weitaussehenden Absichten und Hoffnungen, welche Maximilian daran knüpfte, so einleuchtend, daß die protestantischen Stände dadurch in heftige Aufregung geriethen. In dieser Stimmung besuchten sie 1608 den Reichstag zu Regensburg. Dort faßten ihre Gesandten eine Beschwerdeschrift an den Kaiser ab, in der sie die Formlosigkeit des Verfahrens gegen die Stadt und das schwere an ihr begangene Unrecht auseinandersetzten. „Es ist doch sehr beschwerlich, sagen sie darin, daß um einiger weniger Leute Excesse wegen eine ganze Stadt und Commune mit Weib und Kindern und vielen andern ganz unschuldigen Menschen in die Acht, und also in die äußerste Beschwerung gesetzt, und, da es doch ursprünglich um nichts mehr als um des Abts Fahnengang zu thun gewesen, nicht allein dem schwäbischen Kreise sondern fast dem römischen Reiche entzogen werden sollte, da besonders in solchen Fällen,

und wenn aus dem gemeinen Pöbel ſich Etliche vergreifen, nur die Schuldigen zu ſtrafen und der Unſchuldigen zu verſchonen, die geſchriebenen Rechte und des Reichs Conſtitutionen gute Maß und Ordnung geben." Die Klage blieb erfolglos, obſchon es ſich genau ſo verhielt, wie die Geſandten es angaben. Die Stadt mußte einen kurzen, völlig unblutigen Pöbeltumult mit dem dauernden Verluſte ihrer religiöſen und politiſchen Freiheit büßen. Denn Maximilian wußte über die Koſten der Achtsvollſtreckung eine Rechnung aufzuſtellen, welche Niemand bezahlen wollte und konnte, und als Erſatz für die Schuldſumme blieb Donauwörth eine bayriſche, zum Katholicismus gezwungene Landſtadt.

Eben ſo erfolglos wie die Bitte um Recht für die bedauernswerthe Stadt blieb der Regensburger Reichstag. Die Proteſtanten verließen ihn, ohne etwas durchgeſetzt zu haben, mit geſtiegener Erbitterung. Die Katholiken glaubten, ihnen ihre Forderungen ohne beſondere Gefahr abſchlagen zu können, da ſie ihre Zerfahrenheit, die gegenſeitige Eiferſucht der Lutheraner und Calviniſten ſehr gut kannten. Obſchon die Geſammtheit der Proteſtanten damals noch die Anhänger der alten Kirche an Zahl und Streitmitteln bei weitem überwog, war doch das Verhältniß der Wirkſamkeit der beiden, bald nachher entſtandenen Bündniſſe, der evangeliſchen Union unter Friedrich IV. von der Pfalz und der katholiſchen Liga unter der Führung beſonders Maximilians von Bayern, das umgekehrte. Das Bewußtſein der

Uneinigkeit machte die Proteſtanten zaghaft und matt, und die Hauptſchuld, daß dieſe Uneinigkeit ſo ſchlimme Früchte trug, fällt auf Kurſachſen. Der leidenſchaftliche Haß gegen den Calvinismus und die Hoffnung, durch Anſchließen an Oeſterreich große politiſche Vortheile, namentlich den Beſitz der Jülich-Cleviſchen Länder, um welche damals ſo heftig geſtritten wurde, zu erlangen, war bei dem ſächſiſchen Kurfürſten Chriſtian II. ſo groß, daß er 1610 ſogar in den katholiſchen Bund aufgenommen werden wollte. Kurmainz ergriff den Antrag mit Freuden, es war aber gerade Maximilian, der ihn abzuweiſen rieth. Die Gründe, die er in einem Schreiben an den Mainzer Kurfürſten und an den Erzherzog Ferdinand für ſeine Meinung anführt, ſind ſehr merkwürdig. „Wenn Sachſen und andere proteſtirende Stände, heißt es hier, aufgenommen werden, werden ſie ohne Zweifel neben den katholiſchen Ständen Sitz und Stimme in den Verſammlungen haben wollen. Es iſt aber nicht rathſam, ſie auf ſolche Weiſe von dem Unvermögen und den Heimlichkeiten einiger katholiſcher Stände in Kenntniß zu ſetzen. Sollten ſie aber auch Sitz und Stimme in den Verhandlungen nicht erlangen, würde es ihnen doch nie an Mitteln fehlen, täglich und ſtündlich zu erfahren, was dort verhandelt wird, und folglich, was für ein Kriegsnerv bei den katholiſchen Ständen vorhanden iſt". So wenig konnte Maximilian glauben, daß Kurſachſen das proteſtantiſche Intereſſe dem katholiſchen in einer Weiſe würde nachſetzen können,

wie es nachher im dreißigjährigen Kriege wirklich geſchah. — Indeß bedurfte es keiner Beſchlußnahme der Liga über dieſen Punkt, da auf die Abmahnung des Herzogs Julius von Braunſchweig Chriſtian ſeinen Antrag ſelbſt zurückzog.

Drei Jahre nachher brachte der Kurfürſt von Mainz, im Verein mit dem Cardinal Cleſel und auf deſſen Antrieb, den Gedanken, Sachſen in die Liga aufzunehmen, wieder in Anregung, aber der Plan war diesmal ein weit umfaſſenderer. Cleſel, welcher ſchon ehe Matthias Kaiſer wurde, deſſen vertrauteſter Rathgeber war, und es nachher blieb, war ein Gegner der Abſichten und der gewaltſamen Politik des Steiermärkiſchen Ferdinand, und da er die Macht der Proteſtanten ſcheute, wünſchte er eine Waffenentſcheidung zu vermeiden. Der von ihm und Mainz vorgelegte Plan ging dahin, die Liga zu einem großen, allgemeinen deutſchen Bunde auszudehnen, und um die Proteſtanten dafür zu gewinnen, ſollte man ihnen verſöhnlich entgegen kommen, und den großen Stein des Anſtoßes, den geiſtlichen Vorbehalt, aufgeben. Zur Unterſtützung dieſes Vorſchlags führten ſie an, daß die Katholiken den Proteſtanten an Machtmitteln nicht gewachſen ſeien, auch darum nicht, weil die Verbindungen der letzteren außerhalb ihrer unmittelbaren Gebiete, im deutſchen Reiche und im übrigen Europa, weit bedeutender ſeien als die der Katholiken.

Hätte der Antrag Gehör gefunden, ſo hätte ein feſter Friedeſtand im Reiche gegründet, dem deutſchen

Volke der dreißigjährige Krieg, oder doch mindeſtens ſeine Ausbreitung und lange Dauer mit allen ihren ſchrecklichen Folgen, erſpart werden können. Dieſen guten Abſichten widerſetzte ſich denn wieder Maximilian. In einer ausführlichen Entgegnung ermahnt er zum fortgeſetzten Widerſtand gegen die Forderungen der Proteſtanten; mit vereinter Macht ſeien die Katholiſchen ihnen noch hinlänglich gewachſen. Unter den Gründen für die Aufrechthaltung des geiſtlichen Vorbehalts macht er auch den geltend, daß, bei der fortgehenden Verweltlichung der katholiſchen Stifter, der deutſche alte Adel verkürzt werden müßte, indem ihm überall der Zutritt zu geiſtlichen Präbenden abgeſchnitten würde. — Es gibt Weniges, was uns ſo tiefe Einblicke in die geheimen Abſichten und Motive der katholiſchen Partei gewährt, wie dieſe über Maximilians Wirkſamkeit durch Wolf mitgetheilten Actenſtücke.

Es iſt gewiß, der Herzog wollte keine friedliche Ausgleichung des großen Zwiſtes. Auf die Spitze wollte er die Dinge treiben. Kam es darüber zu einem Religions- und Bürgerkriege, ſo war dieß auch nicht übel. Es gab Gelegenheit, die Proteſtanten mit Gewalt aus ihrer Stellung zu vertreiben.

Nach allen Seiten hin ſpähte er, wo er ihnen ſonſt Abbruch thun könnte. Sein Eifer war ein unermüdlich thätiger. Er hat einen Hauptantheil an der Bekehrung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, wodurch nicht nur die Lande dieſer Linie katholiſch gemacht wurden, ſondern auch das katholiſche Gewicht im Reiche einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhielt.

Vor Maximilians Verderben bringender Feindschaft waren aber auch katholische Häupter, selbst hohe Kirchenfürsten, nicht sicher, wenn sie sich seinen Absichten nicht fügten. Der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg mußte dieß zu seinem höchsten Schaden erfahren. Sein Widerstand gegen den Willen des gewaltigen Maximilian führte ihn zu einem bedauernswerthen Ende. Er ließ es zwar an Verfolgungen der Lutheraner auf seinem Gebiete nicht fehlen, aber er wollte die Jesuiten nicht in sein Land aufnehmen, und weigerte sich in die katholische Liga zu treten. Genug, um den Zorn des für beide große antiprotestantische Werkzeuge leidenschaftlich eingenommenen Maximilian aufs äußerste zu reizen. Er benutzte einen Streit über die Bedingungen einer von Salzburg an Bayern zu leistenden Salzlieferung, um den Erzbischof mit Krieg zu überziehen, bemächtigte sich seiner Person, und wußte sein großes Ansehen in Rom so gut zu benutzen, daß der Papst, um einem so unschätzbaren Streiter für die Kirche gefällig zu sein, sich sogar dazu verstand, die Absetzung des Erzbischofs auszusprechen, der sein Leben als Gefangener Maximilians beschließen mußte. Vergeblich hatte sich sogar der Kaiser bemüht, ihm Befreiung aus der Haft zu verschaffen. Also mußten sich Katholiken wie Protestanten vor dem Willen des Gewaltigen beugen. Es war nicht anders. Nicht nur der Katholicismus war siegreich gegen den Protestantismus, sondern auch im Schoße des erstern das rücksichtslos gewaltsame Element gegen das friedfertige.

Sechzehnter Brief.

1856.

So hatte der Herzog ein Anſehen im Reiche erlangt, welches ſelbſt das des Kaiſers mehr und mehr zu überragen und dem Hauſe Habsburg ſehr gefährlich zu werden ſchien. Beſonders fürchtete man die Hülfsmittel, welche die Liga ihm als ihrem Oberhaupte gewährte. Um dieſes Uebergewicht zu brechen, ſetzte der Kaiſer Matthias eine Anordnung durch, vermöge deren die Leitung der Liga in drei Directorien getheilt wurde, von denen eines dem Bayernherzoge blieb, die beiden andern dem Mainzer Kurfürſten und dem Erzherzog Maximilian, einem Bruder des Kaiſers, zugetheilt wurden. Als dieſer Erzherzog aber weiter gehend verlangte, daß einige Stände von dem bayeriſchen Directorium getrennt werden und zu dem ſeinigen übergehen ſollten, legte der Herzog, als dadurch tief gekränkt, ſein Directorium ganz nieder. Dem Kurfürſten von Köln, der ihn ermahnte, ſich dem katholiſchen Bunde nicht zu entziehen, antwortete er: nicht um jene Stände ſei es ihm

zu thun, „ſondern um etwas ganz anderes, nämlich zu verhüten, daß Er, das bayriſche Haus und andere katholiſche Stände, nicht Sklaven Oeſterreichs würden, wie er ja ſchon oft erklärt habe".

Wir ſtehen hier alſo bei einer Entzweiung der beiden mächtigſten katholiſchen Häuſer Deutſchlands, welche ſehr folgenreich hätte werden können. Denn es hatte ganz das Anſehen, als ob bei dem Bayern das politiſche Intereſſe das kirchliche in den Hintergrund gedrängt habe. Maximilian wußte aber wol, daß bei der erſten Gelegenheit, wo dem Katholicismus ein Verluſt drohe, beide Intereſſen aufhören würden, einander zu widerſprechen, weil Oeſterreich ihn dann nicht würde entbehren können. Sein Entſchluß war alſo nur der, ſeine Zeit abzuwarten.

Vorläufig konnten indeß die Proteſtanten wieder aufathmen. Unter den von Habsburgern Regierten waren die ſteiermärkiſchen freilich hart getroffen; in den übrigen Ländern des Erzhauſes war es indeß noch lange nicht ſo weit gekommen, und die Lage der Proteſtanten in dieſen weiten Gebieten war vom größten Einfluß auf die Stellung ihrer Glaubensgenoſſen im Reiche. In den Zwiſtigkeiten zwiſchen Rudolf und ſeinem Bruder Matthias hatten ſie ihre Bedeutung geltend gemacht. Beſonders mit Hülfe der evangeliſchen Adelichen im Erzherzogthum Oeſterreich hatte Matthias den Kaiſer genöthigt, ihm dieſes Land, ſowie Mähren und Ungarn abzutreten, dann aber weigerte er ſich, die ihnen als

Preis für dieſen Beiſtand gemachte Verheißung der Abſtellung ihrer gerechten Beſchwerden zu erfüllen. Da ſtellte ihnen ein beſonders angeſehener Mann aus ihrer Mitte, Erasmus von Tſchernembl aus Krain, der, um Gewiſſensfreiheit zu genießen, ſein Vaterland verlaſſen und ſich in Niederöſterreich angeſiedelt hatte, vor, was die Stände vermöchten, wenn ſie von ihren Rechten Gebrauch machen wollten. „Die Stände, fügte er hinzu, beſtehen im Adel. Auf die Geiſtlichkeit kommt nichts an, da ſie nur mit dem einen Auge auf das Vaterland, mit dem andern auf Rom gerichtet iſt; die Städte aber halten es ohnehin mit dem Adel. Auf welcher Seite aber der meiſte Theil des Adels ſich befindet, das bedarf der Rede nicht. Wo die Papiſten achtzig auf ihrer Seite haben, da zählen die Evangeliſchen dreihundert, wie der böhmiſche Zug dargethan, wo die meiſte Stärke aus dieſem Lande geweſen". Es kam zu einem Vergleich, der den Proteſtanten nicht ungünſtig war, und auch den Böhmen zu Gute kam. Denn er hatte Einfluß auf den Entſchluß Rudolfs, dieſen den Majeſtätsbrief auszuſtellen, welcher den Utraquiſten und andern Unkatholiſchen des Augsburgiſchen Bekenntniſſes freie Religionsübung verhieß.

Die Proteſtanten im größten Theile der Habsburgiſchen Länder konnten jetzt befriedigt ſein; die Verſöhnung der Parteien war angebahnt. Mit Einſicht, Klugheit und Mäßigung der Fürſten und der Stände wäre ſie durchzuführen und zu befeſtigen geweſen. Leider fehlte es daran in den entſcheidenden Augenblicken.

Das Unglück Oesterreichs und Deutschlands wollte, daß die sämmtlichen Söhne des Kaisers Maximilians II. kinderlos waren und das ganze große Erbe an den fanatisch unduldsamen Ferdinand von Steiermark fallen mußte. Ob auch Böhmen durch Erbrecht, darüber waren die Meinungen getheilt, aber die Stände ließen es zu gar keinem Streite, ob sie auch einen andern König wählen könnten, kommen. Auch die utraquistischen und evangelischen willigten ein, daß Ferdinand schon beim Leben des Matthias, 1617, zu dessen Nachfolger in ihrem Lande angenommen und gekrönt wurde. Eine Verblendung, die nicht leicht zu begreifen ist, denn sie kannten ja den Fürsten, dem sie ihr Schicksal anvertrauten, sie wußten, wie er ihre Glaubensbrüder in seinen steiermärkischen Erblanden behandelt hatte. Sie hielten ihr Wahlrecht für ein unzweifelhaftes, und wenn je, so hätten sie dießmal davon Gebrauch machen, und sich sofort ein anderes Haupt ernennen, oder die Wahl hinausschieben müssen. Allerdings hatte Ferdinand vor seiner Krönung das feierliche Versprechen geleistet, die Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation in vollem Umfange aufrecht zu erhalten, aber er hatte ja in Steiermark einen Vorwand gewußt, das Versprechen seines Vaters nicht zu erfüllen; sollte er nicht in Böhmen einen finden, auch das eigene Wort zu brechen? Kaum war auch die Krönung vollzogen, so stiegen in den Böhmen solche Zweifel auf. Die Jesuiten, wurde geklagt, ließen die bedenklichsten Reden fallen. Sie erklärten „die evangelischen Christen sub utraque für abscheuliche und gott-

loſe Ketzer, die an die heilige Dreifaltigkeit nicht glaubten, kein göttliches Wort, keine Taufe, kein Sacrament hätten und keinen ordentlichen Eheſtand führten, wider welche beide Rechte, das kanoniſche und das bürgerliche, Feuer und Schwert ſtatuirten". Auch ging die Rede, eifrige Katholiken hätten geäußert: „wenn König Ferdinand zur Regierung kommen werde, würden die unkatholiſchen Böhmen alle übertreten müſſen; der Eid, den er geſchworen, würde ſie eben ſo wenig ſchützen, wie er die proteſtantiſchen Steiermärker geſchützt habe."

Ob das Alles buchſtäblich ſo geſagt worden war, mag immerhin zweifelhaft ſein, obſchon man es den Jeſuiten wol zutrauen kann, daß ſie, in der zuverſichtlichen Erwartung einer nahen großen Ernte, Schmähungen und Drohungen gegen die Proteſtanten nicht mehr zurückhielten. Gewiß aber mußte das Mißtrauen der Utraquiſten vollkommen gerechtfertigt erſcheinen, als der Hof dem Angeſehenſten unter ihren Führern, dem Grafen von Thurn, das wichtige Amt eines Burggrafen zu Karlſtein nahm. Sie ſahen dieß als eine unverdiente Beeinträchtigung, als eine ihnen recht abſichtlich zugefügte Kränkung und als den Anfang von Maßregeln zu ihrer allmählichen Unterdrückung an. Und um ſo bedrohlicher geſtaltete ſich vor ihren Augen die Zukunft, da von zwei Parteien, die ſich am Hofe noch bekämpften, der jeſuitiſchen Ultrapartei Ferdinands, und der mildern Cleſels und des kranken, ſchwachen Kaiſers ſelbſt, die erſtere immer mehr Boden gewann, und bald den völligen Sieg davon trug, nachdem ſie,

rückſichtslos wie Jeſuiten handeln, wenn ſie nichts mehr fürchten, Cleſel hatte gefangen nehmen und fortführen laſſen.

Schon zwei Monate vor dieſer Kataſtrophe hatte bei der höchſt gereizten und erbitterten Stimmung der Böhmen der allbekannte Streit über die Auslegung des Majeſtätsbriefs zu der rohen Gewaltthat von Prag geführt, einer weltgeſchichtlichen, da ſie den dreißigjährigen Krieg herbeiführte. Wenn die Wahl Ferdinands eine große Uebereilung der Böhmen war, ſo war der mit einem Frevel eingeleitete Aufſtand, der ſie wieder gut machen ſollte, eine noch viel größere und ſchlimmere. Sie ſtürzte das böhmiſche Volk ins Verderben; ſie bot Ferdinand den willkommenſten Anlaß dar zu einer ſo raſchen und vollſtändigen Durchführung ſeiner Pläne, wie er ſie ſich vorher gar nicht hatte träumen laſſen können. Unter dieſem Geſichtspunkt ſah er ſie auch ſofort an. Gott ſelbſt, rief er triumphirend aus, hat dieſes böhmiſche Weſen verhängt, damit man nun mit dieſen Ketzern wie mit Rebellen gegen das rechtmäßige Staatsoberhaupt verfahren kann.

Anfangs freilich, als er nach dem Tode des Matthias den Thron beſtieg, ſchien die Erfüllung dieſer kühnen Hoffnung noch weit entfernt zu ſein. Denn das böhmiſche Feuer hatte die benachbarten Provinzen entzündet. Weithin über die Erblande war Empörung verbreitet.

Es hatte alſo der von religiöſen Beweggründen

ausgegangene Widerstand einen politischen Charakter angenommen. Die Stände, besonders der Adel, hatten sich erhoben gegen den Landesherrn. Und es ist nicht zu leugnen, daß unter dem Adel und auch in den Städten ein Streben herrschte, die ständische Aristokratie über den Fürsten zu erheben, den Fürsten abhängig zu machen. Schon 1613 klagt Kaiser Matthias in einem Schreiben an den Erzherzog Ferdinand: „in Oesterreich und Mähren verhehlt man gar nicht mehr, einen Fremden wählen zu wollen, wenn der erbliche Fürst den Ständen nicht gefalle". Und es wird dieses Streben ausdrücklich ein republicanisches genannt. So heißt es in einem kurz vorher von Prag an den Herzog Maximilian geschriebenen Briefe: „seit Rudolfs Absterben ist unter allen Ständen des Erblandes große Agitation. Ueberall regt sich der Geist des Republicanismus".

Nun waren damals die allermeisten Glieder dieser Stände Protestanten. Und daraus ist denn die Anklage erwachsen: das evangelische Bekenntniß als solches treibe die Völker zu Revolutionen und zum Umsturz der monarchischen Regierungen. Zum weiteren Erweise beruft man sich auf die französischen Reformirten, die immer republicanische Tendenzen gehegt haben sollten, und auf die Holländer.

Sollten wir nun in der That genöthigt sein, die Wahrheit dieser Anklage zuzugeben?

Mit nichten! Ein mal ist das Begehren, wenn der Fürst die den Ständen gegebene Zusage bricht, sich

einen andern zu wählen, kein ſchlechthin republicaniſches. Vielmehr liegt ein Bekenntniß darin, ein monarchiſches Haupt, wenn auch ein ſehr beſchränktes, nicht entbehren zu können. So haben gerade die Böhmen gehandelt, und nicht anders vor ihnen die Nordniederländer. Dieſe kamen nur langſam und zögernd zu dem Entſchluß, Philipp II. den Gehorſam aufzukündigen, und als es endlich geſchehen war, ſuchten ſie noch lange nach einem fremden Fürſten, ihn über ſich zu ſetzen, und erſt als ſie keinen, der ihnen paſſend ſchien, finden konnten, bildete ſich bei ihnen wie zufällig die republicaniſche Staatsform.

Zweitens iſt jede Erhebung proteſtantiſcher Unterthanen gegen katholiſche Landesherrn nur eine Folge der Mißhandlungen, die ſie zu erdulden hatten. Die blutigen Verfolgungen, welche die Fürſten über ſie verhängten, haben ſie zuletzt wol mit dem Gedanken vertraut machen müſſen, wenn alle flehentlichen Bitten, alle Vorſtellungen vergeblich geblieben, alle gütlichen Mittel, das höchſte geiſtige Gut, was nie ein Menſch dem Menſchen ſoll verkümmern dürfen, die Gewiſſensfreiheit, ſich zu erhalten, erſchöpft wären — dann zu ihrem Schirme auch die Waffen zu ergreifen, und politiſche Einrichtungen herbeizuführen, welche dem Mißbrauche der oberſten Gewalt einen Damm entgegenſetzten. Um wie viel geringere Dinge empörten ſich nicht im Mittelalter fortwährend Katholiken gegen katholiſche Oberhäupter! Daß die Proteſtanten in Fer-

dinands urſprünglichen Erblanden ſo gutwillig mit ſich ſchalten ließen, iſt gerade ein Beweis ihrer tiefgewurzelten monarchiſchen Geſinnungen. Allein es war ein furchtbares Beiſpiel, welches die Andern aufſchreckte, und ſie zu Maßregeln trieb, die vorbauen und ſie vor einem ähnlichen Schickſal bewahren ſollten. Aber ſie führten ſie mit ſo vieler Ueberſtürzung und Unklugheit aus, daß ſie ihrem Verhängniß doch nicht entgingen.

Demnach zerfällt die Anklage, daß der Proteſtantismus als ſolcher ein umwälzeriſches und republicaniſches Element enthalte, in ſich ſelbſt. Er iſt ſo conſervativ und monarchiſch wie die alte Kirche. Ja unter ſeinem Einfluß hat ſich in Deutſchland die fürſtliche Gewalt geſtärkt und gehoben.

Siebzehnter Brief.

1856.

Die gefährliche Lage, in der sich Ferdinand anfangs befand, bewog ihn zu dem Anerbieten an die Böhmen, „in Erinnerung des Reverses, den er bei seiner Krönung gegeben, alle Landesprivilegien zu bestätigen“. Abgeordnete der Stände beriethen über die Annahme auf einem Landtage, und die Heftigeren setzten durch, daß nicht einmal eine Antwort gegeben wurde. Denn, hieß es, „annehmen und behalten könne man ihn doch nicht, da die Evangelischen niemals hoffen könnten, unter der Herrschaft eines solchen Hauptfeindes ihrer Religion sicher zu wohnen.“ Dieses Mißtrauen hatte gewiß seine guten Ursachen, aber sie lagen weit weniger in dem, was er nach seiner Wahl zum König von Böhmen, als in dem, was er vorher gethan hatte. Diese Wahl, oder Bestätigung, seiner Erbrechte ist also die Quelle der nachfolgenden Uebel. Mit ihr waren die für Böhmen und ganz Deutschland so verhängnißvollen Würfel gefallen.

So waren denn auch die Gründe, welche die Böhmen für ihren Beschluß der Absetzung Ferdinands angaben, nicht sehr stichhaltig. Doch kam sehr wenig auf diese Gründe, Alles auf wohl berechnete und kräftig durchgeführte Mittel zur Behauptung des gefaßten Beschlusses an. Aber von allem dazu Nothwendigen war das Gegentheil vorhanden.

Die Wahl Friedrichs V. von der Pfalz empfahl sich wegen seiner Familienverbindungen mit den angesehensten protestantischen Häuptern außerhalb des deutschen Reiches und wegen seiner Stellung als Vorstand der protestantischen Union innerhalb desselben. Mehr aber als mit der dadurch eröffneten Aussicht auf auswärtige Unterstützung wäre der immer bedenklichen Unternehmung gedient gewesen mit einem Haupte, welches Herrschergaben, das Talent, die Menschen zu gewinnen und fortzureißen, Muth und Entschlossenheit besaß, Eigenschaften, ohne welche eine große oppositionelle Bewegung nicht zum Siege zu führen ist. Und diese fehlten sämmtlich dem neuen Könige. Er machte die größten Mißgriffe, war leichtsinnig, sorglos, unthätig, verletzte die nationalen Sitten und Gefühle. Was aber der Sache noch verderblicher wurde, und wahrhaft in Erstaunen setzt, ist, daß es den Böhmen selbst, welche ihn herbeigerufen und an ihre Spitze gestellt hatten, an Ernst, Eifer, Rüstigkeit und Thatkraft zur Durchführung ihres gewagten Unternehmens fehlte. Die Meisten von ihnen verfuhren, als ob es sich in dem bevorstehenden Kampfe gar nicht um

ihre Gewiſſensfreiheit, ihr Leben und ihre Güter gehandelt hätte. Sie waren in Parteien zerfallen; als das Heer zuſammen kam, fehlte ihm das Vertrauen zu der eignen Sache, die Führer waren unter ſich uneinig, die Untergebenen voll Trotz gegen ſie, ohne Zucht und Gehorſam. Wer hätte in dieſen Böhmen die Abkömmlinge derer erkannt, die einſt alle Reichsheere vor ſich her gejagt hatten!

Es ging hier, wie es den Proteſtanten auch ſonſt ergangen iſt. Oft ſind ſie der urſprünglichen Uebermacht ihrer Bedränger erlegen, oft haben ſie es aber auch durch Saumſeligkeit, Gleichgültigkeit, Thatenſcheu, Muthloſigkeit ſelbſt verſchuldet, wenn ihnen Millionen ihrer Brüder entriſſen worden ſind. Das letztere iſt leider beſonders in Deutſchland in den letzten Zeiten des ſechzehnten und im erſten Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts der Fall geweſen. Darum ſind dieſe Geſchichten vorzüglich lehrreich; ſie verdienen, daß man ſie, als ein großes Beiſpiel, ſich immer wieder ins Gedächtniß zurückrufe.

Trotz der Kläglichkeit der böhmiſchen Ausrüſtung wäre ihr Ferdinand allein nicht gewachſen geweſen. Man hatte ihm die Kaiſerkrone ſtreitig machen wollen; es war vergeblich geblieben. Er hatte ſie erlangt, und damit keinen geringen moraliſchen Vortheil über die Gegner. Aber die materiellen Machtmittel zur Bewältigung des Aufſtandes fehlten ihm. Indeß wußte er, wo ſie zu finden waren. Auf der Rückreiſe von der Krönung in Frankfurt ſprach er in München bei Maximilian ein. Dieſen hatte ſeine

kluge Berechnung nicht getäuſcht. Er erlebte den Triumph, daß der Kaiſer ihn inſtändig um Hülfe bat, und — ließ ſich erbitten, verſteht ſich unter Bedingungen, welche ihn dagegen ſicherten, bei dieſer Gelegenheit „ein Sklave Oeſterreichs zu werden“. In alle ſeine ausſchweifende Forderungen willigte Ferdinand. Er erhielt die völlige uneingeſchränkte Direction der Liga; Ferdinand entſagte jeder Einmiſchung in ihre Angelegenheiten und verpflichtete ſich, dem Herzog alle ſeine aufgewendete Koſten und allen Schaden den er erleiden könnte, zu erſetzen — wenn es ſein müßte, ſogar durch Abtretung öſterreichiſcher Gebiete. Wie Maximilian auf einen ſolchen Fall längſt vorbereitet war, ſehen wir deutlich daraus, daß er ſchon einige Jahre vorher im Stillen mit den fränkiſchen Biſchöfen eine neue Einung geſchloſſen hatte. Jetzt, nach der erneuerten engen Verbindung mit dem Kaiſer, erſtand die Liga völlig wieder, und mit der großen Thätigkeit, Feſtigkeit und Klugheit, die den Herzog charakteriſiren, wußte er die beſonderen Meinungen der Bundesglieder nach der ſeinen zu lenken, und ſich ihre Kräfte für den Geſammtzweck der Partei dienſtbar zu machen. So kam eine ſtattliche Ausrüſtung wider Friedrich und die Böhmen zu Stande, und der Erfolg war die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, welcher Friedrichs übereilte Flucht folgte, und dieſer eine ſo kopf- und willenloſe Beſtürzung der Prager und der in der Stadt anweſenden übrigen böhmiſchen Häupter, daß ſie allem weiteren Widerſtande entſagten, und auf ihre bereite und raſche

Unterwerfung, die den Siegern viele fernere Mühe und Arbeit erſparte, nicht einmal den Preis einer Amneſtie ſetzten. Allmählich unterwarf ſich das ganze übrige Böhmen, und Mähren folgte dem Beiſpiele.

Das Gebahren der proteſtantiſchen Union bei dieſem Sturz ihres bisherigen Hauptes zeigt, welch eine Verzagtheit den deutſchen Proteſtantismus ergriffen hatte. Schon als Friedrichs Sache in Böhmen noch zu vertheidigen war, hatten die Unirten ihn im Stich gelaſſen; nun, als der Kaiſer dem entflohenen Unglücklichen die Achtserklärung nachſchleuderte, befiel ſie ein ſolcher Schrecken, daß ſie ihren Bund ganz auflöſten. Es war ein ſchlimmes Vergehen an der Sache ihres Glaubens, aber doch nur eine aus Kleinmuth begangene Unterlaſſungsſünde. Was ſoll man aber erſt vom ſächſiſchen Kurfürſten Johann Georg ſagen, der dem Kaiſer half, noch vor der Prager Schlacht in die Lauſitz eindrang, und die Truppen, die dort für Friedrich in den Waffen waren, auseinander trieb? Im Grunde war das allerdings nur eine weitere Durchführung der Politik, welche dieß Regentenhaus ſchon ſeit einem Menſchenalter befolgte; aber ſie auf dieſe Spitze getrieben zu ſehen, hatte man doch nicht erwartet. Aber in Johann Georgs Seele drängten kleinliche Eiferſucht auf Friedrich und leidenſchaftlicher Haß gegen den Calvinismus jede andere Erwägung zurück. Er war verblendet genug, nicht zu ſehen, daß, wenn dieſes Bekenntniß einmal völlig unterlegen wäre, bei der immer höher ſteigenden Macht und dem Vertilgungseifer des Kat[illegible] cismus, die Reihe auch an das Lutherthum kommen w

Ein sächsischer Historiker, K. A. Müller, sagt in seinen Fünf Büchern vom böhmischen Kriege (S. 377) er sei „früher der Ansicht gewesen, welche die Theilnahme Sachsens an dem Kampfe gegen den Böhmenkönig verwerflich findet, er habe darin ein aus beschränktem confessionellem Haß, aus haltloser und feiger Hingebung an die Intriguen eines durch Jesuiten geleiteten fremden Hofes, aus gemeiner Gier nach müheloser Erweiterung des eigenen Besitzthums, hervorgehendes Verlassen der heiligen Sache des evangelischen Glaubens, echter bürgerlicher Freiheit, überhaupt aller höheren Interessen der Menschheit gesehen". Von dieser Ansicht sei er zurückgekommen; er könne jetzt „den Entschluß des Kurfürsten, den Kaiser mit gewaffneter Hand gegen den Pfalzgrafen zu unterstützen, nur billigen". Ich fürchte aber, man wird die frühere Ansicht des Verfassers gegen die spätere in Schutz nehmen müssen. Denn was er für die letztere vorbringt, will nicht viel bedeuten. Wenn er die calvinische Opposition im Reiche ein nur negatives Element nennt, so theilt er damit wesentlich die Anschauung Johann Georgs und seines Hofpredigers, nur in die Vorstellungsweise des neunzehnten Jahrhunderts übersetzt. Wenn er meint für „das aufs äußerste bedrängte, einmüthig erwählte Reichsoberhaupt, das verhöhnte positive Recht", sei das Schwert zu ziehen gewesen, so antworte ich mit dem Klosterbruder in Nathan dem Weisen:

Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt: so thu ich lieber

Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläſſig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

Was man in unſern Tagen auch ſonſt Manchen zurufen könnte, die, aus Vorliebe für das nach ihrer Meinung Conſervative, unterſtützen, was ihnen als das Schlimme erſcheinen ſollte.

Doch hören wir den Vertheidiger weiter. Er ſagt: „die Idee des Proteſtantismus iſt unvergänglich und unüberwindlich, und hat gar einen höheren Schutz als je ein Kurfürſt von Sachſen ihn gewähren können, der ſie wol auch gegen andere Feinde, als gegen Ferdinand und alle ſeine Jeſuiten und Capuziner, Spanier und Bayern zu vertheidigen weiß.“

Die unſterbliche Ausrede der Lauen und Trägen. Mit dieſer Theorie iſt die Unthätigkeit ſowol als die den Widerſachern günſtige Thätigkeit gerechtfertigt, denn die Vorſehung wird zuletzt doch Alles zum rechten Ziele führen. Aber menſchliche Thaten ſind immer nach einem menſchlichen Maßſtabe zu meſſen. In welcher Abſicht die Vorſehung die außerordentliche Verminderung des Proteſtantismus in Deutſchland hat geſchehen laſſen, iſt unſern Blicken verborgen. Für uns bleibt ſie ein nie genug zu beklagendes Verhängniß, und wenn proteſtantiſche Herrſcher dazu mitgewirkt haben, muß die unbeſtechliche Geſchichte ſie zur ernſteſten Verantwortung ziehen.

Sie werden mich heute reich an Nutzanwendungen finden. Aber wozu anders ſchreibe ich dieſe Briefe?

Achtzehnter Brief.

1856.

Böhmen war bezwungen, und Ferdinand zögerte, das große Trauerſpiel des Strafgerichts zu eröffnen. Ob es geſchah, um die Schuldigen ſicher zu machen, muß man dahin geſtellt ſein laſſen; wenn es die Abſicht war, wurde ſie erreicht. Manche, die ſich ſchon gerettet hatten, kehrten aus ihren verborgenen Zufluchtsſtätten hoffnungsvoll nach Prag zurück. Hatten doch ſogar einzelne Befehlshaber Denen, welche die Waffen ſtrecken würden, Gnade zugeſagt. So wenig dachten die in Prag anweſenden Häupter der Erhebung, daß der Kaiſer mit der äußerſten Strenge gegen ſie verfahren würde, daß ſie ein Anerbieten Tilly's, ihnen die Flucht zu erleichtern, von der Hand wieſen. Sie mochten glauben, dadurch ihrer Sache, die ſie für eine rechtmäßige hielten, eine Schmach anzuthun. Aber dieß Vertrauen war eine ſchwere Täuſchung. Drei Monate nach der Prager Schlacht wurden ſie — acht und vierzig an der Zahl — unverſehens überfallen, ins Gefängniß geworfen und durch ein ſumma-

riſches Rechtsverfahren verurtheilt. Auf einer vor dem Rathhauſe der Prager Altſtadt errichteten Blutbühne erlitten ſieben und zwanzig den Tod durch Enthauptung. Und welche Männer! Die meiſten unter ihrem Volke hervorragend durch Seelenſtärke und Geiſtesgaben, wiſſenſchaftlicher Bildung, Ruhm in den Waffen und den Geſchäften. Den letzten Gang verbitterte ihnen die Zudringlichkeit von Jeſuiten und Capuziner, die in ſie drangen, ihren Glauben abzuſchwören. Gar zu gern hätten ſie auf die Unglücklichen auch noch die Schmach der Abtrünnigkeit in der Todesſtunde gewälzt. Es gelang ihnen bei keinem. — Um ſich mit den Dienſten, die Sachſen für das Verderben von Proteſtanten geleiſtet hatte, zu brüſten, hatte man ſächſiſche Reiterei dazu gewählt, am Tage der Hinrichtung das Prager Volk im Zaum zu halten.

Ferdinand, wird erzählt, habe anfangs das Todesurtheil nicht beſtätigen wollen. Auch dem Andringen der beim Ausbruche der Empörung zu Prag aus dem Fenſter geworfenen Räthe, welche dieſen Schimpf blutig gerächt ſehen wollten, habe er widerſtanden, und erſt dem inſtändigen Zureden ſeines berüchtigten Gewiſſensraths, des Jeſuiten Lamormain, nachgegeben. Wenn ſich dieß wirklich ſo verhält, vermindert es die Schuld Ferdinands nicht, ſondern erhöht ſie eher. Ein Fürſt, deſſen Willensſtärke von ſeinen Lobrednern ſo geprieſen wird, hätte ſich am wenigſten da nachgiebig zeigen ſollen, wo es darauf ankam, eine Blutthat zu vollziehen.

Ein neuerer Geſchichtſchreiber, Karl Ludw. v. Woltmann, hat mit Recht geurtheilt, daß dieſe Hinrichtung der edelſten Böhmen nicht nur eine That ſchmählicher Grauſamkeit, ſondern auch ein großer politiſcher Fehler geweſen ſei, da ſie dem Hauſe Oeſterreich einen unauslöſchlichen Haß zuzog. „Die Blutbühne von Prag, ſagt er, vergaßen die ungariſchen Großen nicht bei ihren nachherigen ſtets wiederholten Kämpfen mit Habsburgs Obergewalt".

Und doch war dieſe Blutbühne nur der Anfang des Gerichts über Böhmen. Was weiter geſchah war nicht ſo grauenvoll, aber es ſchlug dem Lande weit tiefere Wunden. Den Führern hatte der Aufſtand das Leben gekoſtet, die übrigen wurden nur zu Bettlern gemacht. „Alle zwar — lautete die kaiſerliche Verfügung — wären jener abſcheulichen und ſchrecklichen Rebellion und folglich eines Majeſtätsverbrechens ſchuldig, darum hätten auch Alle, gleich den mit dem Tode Beſtraften, Privilegien, Ehre, Leben und Güter verwirkt. Es wolle jedoch der Kaiſer, nach der dem Hauſe Oeſterreich angeborenen Milde, das Leben und die Ehre ihnen ſchenken, nur ihre Güter werde er nehmen. Wer jedoch nicht allzuviel verbrochen hätte, ſolle nur einen Theil hergeben dürfen zur Bezahlung der unvermeidlichen Kriegsſchulden. Es habe daher Jeder zu Prag vor dem Stadthalter in Perſon zu erſcheinen, ein ſchriftliches Geſtändniß ſeines Vergehens zu übergeben und ſeine Schuld abzubitten. Wer nicht erſcheine, werde von der Begna-

digung ausgeschlossen.“ Um diese Begnadigung zu erlangen, erschienen denn 728 Herren und Ritter, fast der ganze Adel Böhmens, legten ein demüthiges Bekenntniß ab, und hofften Milderung des harten Befehls. Aber die Ausführung übertraf ihn an Härte noch bei weitem. Denn auch Diejenigen, welche nur einen Theil ihres Vermögens verlieren sollten, mußten ihre Grundstücke ganz abtreten, für das was ihnen bleiben sollte wurde ihnen eine Geldentschädigung verheißen, aber die Wenigsten erhielten sie. Und so geschah, daß die evangelischen Adelsgeschlechter Böhmens, mithin der allergrößte Theil des gesammten Adels, ihres Grundbesitzes beraubt wurden, und eine großentheils neue Aristokratie aufkam, da Vieles an Emporkömmlinge verkauft wurde. Auch wäre fast das ganze Nationalvermögen dadurch an die Krone gekommen, wenn die unermeßlichen Schenkungen an die Geistlichkeit und an Günstlinge und die schweren Kosten der Unterhaltung des Kriegsvolks nicht das Meiste verschlungen hätten.

Ueber Leben und Güter der Protestanten hatte Ferdinand willkürlich verfügt, er würde aber geglaubt haben, die schönste Frucht seines Sieges zu verlieren, wenn er den am Leben gebliebenen ihre Religion gelassen hätte. Papst Gregor XV., der für den heiligen Krieg Subsidien zahlte, verlangte dafür Austilgung der Ketzerei, sein Nuncius, der Bischof Caraffa, selbst von den Jesuiten bestürmt, hörte nicht auf in den Kaiser zu dringen, der willig nachgab, und das große Werk zu beginnen befahl.

Zuerſt wurden die calviniſtiſchen Prediger verwieſen, dann kam die Reihe an die lutheriſchen. Duldung der Lutheraner war freilich dem Kurfürſten von Sachſen für ſeinen Beiſtand ausdrücklich verheißen worden, aber über dieſes Bedenken kam man leicht hinweg. Jeder nichtrömiſch-katholiſche Gottesdienſt wurde zuerſt in Prag, dann im ganzen Lande verboten. Aber die Zahl der darum freiwillig Uebertretenden blieb noch immer ſehr gering. Da ſchritt man denn von einer willkürlichen, alles Recht, alle Freiheit höhnenden Maßregel zur andern. Allen, die ſich nicht gutwillig zum Religionswechſel bequemen wollten, wurde die Betreibung des Handels und jedes Gewerbes unterſagt, ihren Teſtamenten die Gültigkeit entzogen. Wer an Faſttagen Fleiſch aß, wer Sonntags nicht in die Meſſe ging, mußte ſchwere Geldſtrafen erlegen, oder ins Gefängniß wandern. Als auch dieß nichts oder nur ſehr wenig fruchtete, wurde eine ſogenannte Reformationscommiſſion ernannt, die in Prag von Haus zu Haus ging, die Leute fragte, ob ſie durchaus nicht katholiſch werden wollten, und ihre Erklärungen zu Papier brachte. Das Ergebniß der zuſammengeſtellten Antworten war, daß die Allermeiſten ihrem Glauben unter allen Umſtänden treu bleiben zu wollen erklärt hatten. Man erſchrak über die unerwartet große Menge dieſer Beharrlichen, und fand daher eine ſofort anzuordnende allgemeine Gewaltmaßregel für zu gewagt, bis dem Widerſtreben die Kraft genommen ſei. Dieß erreichte man durch allmähliche Ausweiſung der Angeſehe-

nen und Begüterten, und machte dann die hülflos zurückbleibende arme Bevölkerung so mürbe, daß sie sich stumpf wie in ein unabwendbares Schicksal fügte, und in den Schoß der Kirche führen ließ. So verfuhr man in Prag. In den kleinen Städten und auf dem Lande machte man weniger Umstände, und schritt zu argen Gewaltthaten. Hier handelte man nach dem Grundsatze, den Caraffa ohne Scham und Scheu ausspricht: „Die Böhmen mußten durch Qualen zur Einsicht gebracht werden.“ Capuziner, begleitet von Dragonern und Croaten, zogen durch das Land, um die Bekehrung durch Einquartierung zu erzwingen. Bis zu dreißig Soldaten legte man den anfangs Beharrlichsten ins Haus, und erlaubte ihnen, ihre Wirthe nach Herzenslust zu plagen. Diesen und ähnlichen Zwangsmitteln erlag die Standhaftigkeit der Bewohner mancher Städte; sie thaten, was ihre Peiniger begehrten. In anderen blieben die Bürger fest, und zogen mit ihren Weibern, Kindern und tragbaren Habseligkeiten lieber aus dem Lande, als daß sie ihrem Glauben entsagten. In Lissa zündeten sie vorher ihre Häuser an. In noch anderen Städten wagten die Bedrängten Widerstand. Die Stadt Prachatitz mußte die Anstalten zur Gegenwehr gegen einen anrückenden Kriegshaufen durch ein furchtbares Schicksal büßen. Nach einer Vertheidigung von drei Tagen ergaben sich die Bürger und öffneten die Thore. Aber die einziehenden Wüthriche wurden durch diese freiwillige Uebergabe nicht besänftigt, vielmehr hieben sie Alles nieder, was sie erreichen konn-

ten, so daß binnen drei Stunden 1660 Menschen todt auf den Gassen lagen. Durch so drohende Gefahren aufs äußerste gebracht, rotteten sich im Kaurzimer Kreise die Bauern zusammen, griffen die Katholischen an, und begingen ihrerseits Frevel. Hingesandte Truppen dämpften diesen Aufstand bald, und durch grausames Verstümmeln, Hängen, Köpfen und Rädern der eingefangenen Bauern wurde Andern die Lust, Aehnliches zu versuchen, genommen.

Neunzehnter Brief.

1856.

Jahre lang war das Verfahren gegen die böhmischen Proteſtanten das im letzten Briefe beſchriebene wilde und geſetzloſe; erſt 1627 erſchien ein über ihr Schickſal feſt entſcheidendes kaiſerliches Geſetz. Seine Majeſtät, lautete es, werde nach ſechs Monaten Niemand, auch nicht vom Herren- und Ritterſtande mehr dulden, der nicht ihm und der apoſtoliſchen Kirche in dem allein ſeligmachenden katholiſchen Glauben beiſtimme. Wer das nicht wolle, müſſe ſeine Güter an Katholiſche verkaufen und das Land verlaſſen. Das thaten denn gegen ſechs und dreißigtauſend Familien, darunter hundert fünf und achtzig aus dem Herren- und Ritterſtande. Vom alten Landesadel blieben nur achtzehn Geſchlechter zurück. Außer den Edelleuten wanderten auch viele reiche Kaufleute, Künſtler und Handwerker aus. Sie zogen nach nahen und fernen proteſtantiſchen Ländern, wo ſie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Und ſelbſt dieſe Erlaubniß der Auswanderung — eine beweinenswerthe, wie man

ſie mit Recht nennt — erſtreckte ſich nur auf die höheren Stände, dem gemeinen Landvolk war ſie entſchieden verboten. Doch gelang es manchen von Dieſen, heimlich über die Grenze zu entkommen; andere retteten ſich in entlegene Wald- und Gebirgsgegenden, wohin die den Ketzern nachſpürenden Späheraugen nicht drangen. In dieſen Einöden konnten ſie unter harten Entbehrungen ſich ihren Glauben erhalten und ihn fortpflanzen auf ihre Nachkommen, die aus der Verborgenheit hervortraten, als es im öſterreichiſchen Kaiſerreiche kein Verbrechen mehr war, ein evangeliſcher Chriſt zu ſein.

Zu dem unermeßlichen materiellen Schaden, den Böhmen durch die unbarmherzige Austreibung ſo vieler ſeiner Söhne erlitt, kam der geiſtige. Denn es waren unter den Fortziehenden manche in den Wiſſenſchaften ausgezeichnete Männer, Fachgelehrte ſowohl als andere. Der böhmiſche Adel ſtand damals in dem wohlverdienten Rufe der Wiſſenſchaftlichkeit und hoher Bildung. Und nicht der Adel allein; auch auf die geringeren Stände erſtreckte ſich dieß theilweiſe. „Die religiöſen Schutzſchriften der böhmiſchen Brüder, ſagt Palacky, meiſt von ungelehrten Laien verfaßt, geben unerwartete Aufſchlüſſe über die Maſſe von kirchenhiſtoriſchen und anderen Kenntniſſen, die damals unter dem gemeinen Volke in Böhmen und Mähren verbreitet waren. Die böhmiſchen Brüder verſchmähten bei all ihrer frommen Einfalt auch den Schmuck einer feinen humaniſtiſchen Bildung nicht.“ Daß dieſe Bildung mit der Ketzerei aus dem Lande wich, war

den Jesuiten sehr gelegen, da sie sich das Ansehen geben wollten, die Pflege der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit zuerst nach Böhmen gebracht zu haben.

Es ist eine große, thränenreiche Leidens- und Märtyrergeschichte, dieß traurige Schicksal der böhmischen Protestanten. Wenn Sie sie im Detail kennen lernen wollen, so verweise ich Sie auf Peschecks „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen", ein Werk, wo der ganze bisher bekannt gewordene Stoff mit ungemeinem Fleiße gesammelt und zusammengestellt ist.

Ferdinand hatte Böhmen vollkommen zu Grunde gerichtet. Es zählte vor dem dreißigjährigen Kriege drei Millionen Einwohner, nach demselben nicht volle 800,000, also nur ein Viertel war übrig geblieben. Nun ist diese Verminderung zwar allerdings mehr den schrecklichen Kriegsdrangsalen, welche Alle trafen, zuzuschreiben als der Vertreibung der Protestanten. Mehrere ganz evangelische Provinzen Deutschlands haben eine nicht viel geringere Einbuße erlitten, aber kein anderes Reichsland ist so mit den beiden Ruthen der Austreibung der Evangelischen und der Verwüstung durch den Krieg geschlagen worden, wie Böhmen; kein anderes hat so viel, nicht bloß durch die verminderte Zahl der Einwohner, sondern auch durch die Bedeutung der Ausgewanderten, verloren*); kein anderes zeigt daher auch in seinen

*) Nach Kursachsen wandte sich nur ein Theil der Vertriebenen, und doch ist der Gewinn dieses Landes durch sie so groß, daß

geistigen Zuständen, seiner Betriebsamkeit und seinem Wohlstande zwischen der Zeit vor und der nach dem Kriege einen so außerordentlichen Abstand. Die Blüte der Gewerbe, des Handels, der Wissenschaften war dahin, und nicht bloß diese Blüte als Erzeugniß emporstrebender, regsamer Thätigkeit, sondern es war dem Kaiser und seinen Jesuiten gelungen, den Volksgeist, aus dem diese Thätigkeit hervorging, zu lähmen und matt zu

er schon allein einen sicheren Maßstab abgeben kann für den Verlust Böhmens. In einer späteren Schrift desselben Verfassers, dem wir die Geschichte der böhmischen Gegenreformation verdanken, des Zittauer Archidiaconus Peschek „die böhmischen Exulanten in Sachsen" finden sich hierüber authentische, auf die genauesten Forschungen gegründete Nachweisungen. Die sächsische Bevölkerung vermehrte sich durch diese Vertriebenen um 80,000 Köpfe, unter ihnen viele reiche, gebildete, gelehrte Männer, viele seelenstarke Frauen und talentvolle Kinder. Es entstanden durch sie neue Vorstädte, Städtchen, Dörfer, Kirchen. Die Umgebungen der neuen Wohnorte verwandelten sich unter ihren Händen in Getraidefluren und Nutzgärten. Viel Gewerbfleiß in Leinweberei, Tuchmacherei, Blecharbeit, Blaufärberei, Verfertigung musikalischer Instrumente gedieh durch sie. Auch für die Bedeutung der schmählich ausgetriebenen Wissenschaft gibt diese Schrift merkwürdige Belege. Sie führt eine lange Reihe von Beispielen der rasch erfolgten Anstellung jener gelehrten Flüchtlinge als Pfarrer, Superintendenten und Professoren in Sachsen auf. Nicht selten zog man bei der Besetzung höherer Stellen den einheimischen sächsischen Geistlichen die böhmischen vor wegen ihrer größeren Befähigung. (Späterer Zusatz.)

machen, und Dumpfheit zu verbreiten. Eine Grabesruhe war eingetreten, deren ſich die Jeſuiten herzlich freuten. Es iſt der Zuſtand, in dem ſie immer am beſten gedeihen.

Nach anderthalb Jahrhunderten, als es in dem hart geprüften Lande zuerſt wieder erlaubt war, von dieſen tiefen Schäden mit einiger Freimüthigkeit zu reden, unter Joſeph II., ſchrieb der Böhme Franz Martin Pelzel eine Ueberſicht der Geſchichte ſeines Volkes. Nicht ſo ganz entſchieden wagt er es auszuſprechen, daß die Ausrottung des Proteſtantismus die wahre Quelle und Urſache des Verfalls ſeines Vaterlandes iſt; aber deutlich genug bezeichnet er, in der von den bitterſten Gefühlen eingegebenen Standrede, die er der zu Grabe getragenen böhmiſchen Volkskraft beim Schluſſe der Regierung Ferdinands II. hält, dieſen Kaiſer als den Verderber der Nation. „Unter der Regierung Ferdinands II. ſagt er, wurde die ganze böhmiſche Nation umgeändert und umgeſchmolzen. Kaum findet man in der Geſchichte ein Beiſpiel, daß ein ganzes Volk in etwa funfzehn Jahren ſo ſehr verändert und umgekehrt worden wäre. Im Jahre 1620 war noch ganz Böhmen proteſtantiſch, einige vom Adel und die Mönche ausgenommen. Beim Tode Ferdinands war es, wenigſtens dem Scheine nach, ganz katholiſch. Dieſe Bekehrung eines ganzen Landes in ſo kurzer Zeit ſchrieben ſich die Jeſuiten allein zu. Als ſie ſich deſſen zu Rom in Gegenwart des Papſtes einſt rühmten, ſagte der anweſende berühmte Capuziner Valerianus Magnus, der an der Leitung der Dinge in Böhmen ſelbſt Antheil ge-

nommen hatte: heiliger Vater, gebt mir Soldaten, wie man sie den Jesuiten gegeben hat, und ich will euch die ganze Welt zum katholischen Glauben bekehren."

„Die böhmischen Stände waren bis zur Schlacht auf dem weißen Berge fast mehr als das englische Parlament. Sie wählten sich die Könige, hielten eigene Truppen, gaben die Gesetze, bestimmten die Steuern, schlossen Bündnisse. Alle diese Vorrechte verloren sie in jenem Zeitraum. Bis dahin erschienen sie in den Schlachten als ein Volk für sich und erwarben Nationalruhm. Jetzt wurden sie unter andere Völker geschoben, und ihr Name wurde auf den Schlachtfeldern nicht mehr gehört. Bis dahin waren sie ruhmbegierig, unternehmend, unerschrocken, kühn; jetzt hatten sie allen Muth, allen Unternehmungsgeist, den Nationalstolz verloren. Sie flohen vor den Schweden in die Wälder wie Schafe, oder ließen sich von ihnen mit Füßen treten. Ihre Tapferkeit lag auf dem weißen Berge begraben. . . . So hoch die Böhmen unter Maximilian und Rudolf in den Wissenschaften gestiegen waren, so tief sanken sie jetzt hinunter. Die meisten Schulen im Königreich waren jetzt in den Händen der Jesuiten und anderer Ordensgeistlichen; es wurde wenig mehr darin gelehrt als ein schlechtes Latein. . . . Es war der Grundsatz der Jesuiten, daß man das Volk nicht aufklären, sondern in der Unwissenheit erhalten müsse. Sie allein wollten Gelehrsamkeit besitzen, und nicht nur die Laien sondern auch alle übrigen Mönchsorden an Kenntnissen übertreffen. Um das Volk noch mehr in der Fin-

ſterniß zu erhalten, nahmen ſie ihm, wenn ſie von Stadt zu Stadt als Miſſionare zogen, die Bücher weg. Bücher beſitzen und ſie nicht in ihre Wohnung bringen, erklärten ſie für eine Todſünde, welcher die Strafe der ewigen Verdammniß folge".

Ein ſolches Bild entwirft ein Böhme von den Folgen der Katholiſirung ſeines Vaterlandes. Das gleiche Schickſal traf Mähren, und ein ähnliches das Erzherzogthum Oeſterreich. So rückſichtslos war auch hier die Anwendung roher Gewalt, ein ſolcher Schrecken lähmte auch hier die Proteſtanten, daß ihr Bekenntniß in kurzer Zeit vertilgt war, als habe es in dieſem Boden nie Wurzel geſchlagen. Die in die böhmiſchen Händel am ſtärkſten verwickelten Adelichen mußten ſich durch die Flucht retten. So finden wir jenen Tſchernembl, der unter ſeinen Glaubensgenoſſen in Oeſterreich ein ſo großes Anſehen genoſſen, dann in Böhmen während der kurzen Regierung Friedrichs eine bedeutende Rolle geſpielt hatte, nach deſſen Sturze als Flüchtling in Genf, wo er 1626 in Dürftigkeit ſtarb.

So waren denn Ferdinands weite Gebiete von der Ketzerei gereinigt, bis auf Schleſien und Ungarn. In dieſen Ländern hatte ihre ſo gewaltſame und raſche Vertilgung große Schwierigkeiten, aber arge Drangſale hatten die Einwohner nichts deſtoweniger auszuſtehen, Drangſale, die noch mehr als ein Jahrhundert nach Ferdinands Tode dauerten, und auch da die Zahl der Evangeliſchen außerordentlich verminderten, worauf ſpäter zurückzukommen ich mir vorbehalte.

Befriedigt mit dem unſeligen Wahn, durch ein erzwungenes Bekenntniß mit dem Munde das Seelenheil ſeiner Unterthanen in einem künftigen Leben gefördert zu haben, gewahrte Ferdinand nicht, wie viele herrliche Lebenskeime für das gegenwärtige er zerſtört hatte. Da läßt ſich denn wieder der leidige Troſt vernehmen: Proteſtanten habe Ferdinand vernichten können, aber nicht den Proteſtantismus. Ideen können freilich nicht vernichtet werden, denn ſie ſind unſterblich. Aber vielen Tauſenden ihre Wirkſamkeit verſchließen, das kann der auf Erden Mächtige, meiſtens ohne damit einem andern Gericht zu verfallen, als dem gerechten und unbeſtechlichen der Geſchichte.

Aber die unglücklichen Folgen des böhmiſchen Aufſtandes beſchränkten ſich nicht auf Ferdinands eigene Lande. Der Eifer der Reaction fand in ihm den willkommenſten Anlaß, weit darüber hinauszugehen. Friedrichs Aechtung bot dem Kaiſer und der Liga den Vorwand dar, ſich auch ſeiner Erblande zu bemächtigen, und dort zugleich die alte Kirche durch Gewaltmittel auszubreiten. Daß Maximilian nicht unterließ, die ihm zugewieſene Oberpfalz durch die wohlbekannten Maßregeln zu katholiſiren, verſteht ſich von ſelbſt. In der Unterpfalz thaten die Spanier und Tilly ihr Beſtes. „Mit Entzücken, ſagt Ranke, ſah der Nuncius in Heidelberg, „„von wo die Norm der Calviniſten, der berufene Katechismus ausgegangen ſei““, die Meſſe celebriren und Bekehrungen geſchehen. Indeſſen reformirte Kurfürſt Schweikhard [von Mainz] die Bergſtraße, die er in Beſitz genommen, Mark-

graf Wilhelm Oberbaden, das ihm nach langem Proceß zuerkannt worden, obwohl sein Herkommen kaum ehelich, geschweige denn ebenbürtig war; er hatte es dem Nuncius Caraffa schon vorher ausdrücklich versprochen. Auch in Landschaften, welche von den politischen Ereignissen nicht unmittelbar berührt waren, setzte man die alten Bestrebungen mit verjüngtem Eifer fort; in Bamberg, Fulda, auf dem Eichsfelde, in Paderborn, wo zwei mal nach einander katholische Bischöfe zum Besitz gelangten, vorzüglich im Münsterschen, wo Meppen, Vechta, Halteren, viele andere Bezirke 1624 katholisch gemacht wurden. Erzbischof Ferdinand errichtete beinahe in allen Städten Missionen, in Coesfeld, „„zur Wiederbringung der uralten, bei vielen erkalteten katholischen Religion"" ein Collegium der Jesuiten.... Mit Gewalt, sehen wir, ergießen sich die katholischen Bestrebungen von dem obern Deutschland nach dem niedern, von dem Süden nach dem Norden."

Und so verlor das evangelische Bekenntniß in Deutschland eine Kirche nach der andern, ein Land nach dem andern. Immer mehr schrumpfte die Zahl seiner Bekenner zusammen. Stets habe ich mich gewundert, daß die allermeisten protestantischen Geschichtschreiber davon sprechen, nicht wie von einer für das Schicksal der Nation hochwichtigen Angelegenheit, sondern, wie von einer ziemlich gleichgültigen, kalt und mit geringer Theilnahme. Wir haben solche, die an an den Kämpfen des Buddhismus mit dem Brahmanenthum ein weit regeres Interesse bezeigen.

Zwanzigster Brief.

1856.

Ich habe schon in einem früheren Briefe der von Ferdinand dem Kurfürsten von Sachsen gegebenen Verheißung erwähnt, daß der Duldung der Lutheraner in Böhmen kein Eintrag geschehen solle. Dieß Versprechen hatte Ferdinand, als er Johann Georg für ein Bündniß gegen das aufgestandene Böhmen gewinnen wollte, mündlich geleistet und es dann in einem Schreiben bestätigt. Er versichere, hieß es darin, dem Kurfürsten kaiserlich, deutsch und aufrichtig, daß Allem, was er ihm versprochen, nachgekommen werden solle. Ich mache Sie auf die feierliche Bestimmtheit dieser Ausdrücke aufmerksam. Denn es drängt sich Dem, der viel in den Originalurkunden jener Tage lies't, die Meinung auf, daß die damalige ungemein geschraubte, pedantische, weitschweifige, unbehülfliche, verworrene Ausdrucksweise leicht Mißverständnisse entstehen ließ, was denn auch wol angewandt worden sein mag, hinter der Unklarheit der Worte eine beabsichtigte Täuschung zu verbergen. Hier soll offenbar

der Kurfürſt über eine mögliche Zweideutigkeit beruhigt werden.

Trotz dem mußte er nach zwei Jahren, zu ſeinem nicht geringen Schmerz und Verdruß, aus Böhmen vertriebene lutheriſche Geiſtliche durch Dresden ziehen ſehen. Er hielt dem Kaiſer den Bruch der mit ſo bindenden Ausdrücken ertheilten Zuſage vor, und bat um Abſtellung des Verfahrens, wurde aber abſchläglich beſchieden mit der Ausflucht, der Kaiſer habe nur die Böhmen im Sinn gehabt, die ſich ohne Schwertſtreich ergeben würden, ſie hätten aber alle mit den Waffen unterworfen werden müſſen. Eine höchſt kahle Beſchönigung des Wortbruchs, denn von einer ſolchen Unterſcheidung war gar nicht die Rede geweſen, nicht die Perſonen waren unterſchieden worden, ſondern die Bekenntniſſe, die nach bezwungenem Aufruhr im Königreich noch eine geſicherte rechtliche Exiſtenz haben ſollten. Der Kurfürſt wiederholte ſeine Vorſtellungen, und der Kaiſer fürchtete ſchon eine Aenderung der Politik dieſes wichtigen Bundesgenoſſen, aber der Nuncius Caraffa benahm ihm dieſe Sorge, wie er ſelbſt in ſeiner Germania sacra restaurata (p. 138) erzählt, durch einen vorgezeigten Brief eines ſächſiſchen Miniſters an deſſen katholiſchen am Wiener Hofe angeſtellten Bruder, der des Nuncius Freund war (ex litteris cuiusdam ministri Ducis Saxoniae, qui fratrem Catholicum, meum amicum, in aula habebat). Der Kurfürſt, heißt es darin, ſei gar nicht ſo zornig über die Ausweiſung der Prediger (non fuisse Electorem adeo exacerbatum propter eiectos

praedicantes); er werde darüber gewiß keinen Sturm gegen den Kaiſer erregen, er habe ſich nur für ſie einigermaßen verwenden müſſen, ſeiner Glaubensgenoſſen wegen, damit er von ihnen nicht der Fahrläſſigkeit beſchuldigt werde. Man muß ſich dieſer unbefangenen Aufrichtigkeit Caraffa's freuen. Sie gibt einen merkwürdigen Wink über die Schleichwege, deren ſich katholiſche Prieſter und Staatsmänner bedienten, um an proteſtantiſchen Höfen Einfluß zu üben. Vielleicht haben ſie noch heut zu Tage Analogieen, dieſe Schleichwege.

Damals war der dadurch geübte Einfluß am ſächſiſchen Hofe vollkommen ſiegreich. Jener Miniſter hatte nicht zu viel geſprochen. Gleich nachher verſchaffte nämlich Johann Georg dem Kaiſer vom oberſächſiſchen Kreiſe eine Hülfe von 8000 Mann, worauf denn ſeine feierliche Einſetzung in den Beſitz beider Lauſitzen, vorläufig als Pfandſchaft, erfolgte, und von einer Verwendung für das Lutherthum in Böhmen war nicht mehr die Rede.

Was damals ſchon zur Rechtfertigung Johann Georgs, daß er ſeine Glaubensgenoſſen Preis gegeben, von ſeinen Rathgebern und Anhängern geſagt worden iſt, finden Sie auch von Neueren vorgebracht, namentlich auch von einem proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber, Karl Adolf Menzel, der zu verſchiedenen malen darauf zurück kommt, und mit der Befriedigung, die ein ſchlagendes Argument gewährt. Der Kaiſer habe da nämlich nur gehandelt wie auch proteſtantiſche deutſche Fürſten gegen ihre katholiſchen Unterthanen, beide dem Augsburgiſchen Religionsfrieden

vollkommen gemäß, welcher die Reichsſtände nur verpflichtete, ihren andersgläubigen Unterthanen die Auswanderung zu geſtatten, keineswegs freie Religionsübung. Wenn ein proteſtantiſcher Geſchichtſchreiber ſo urtheilt, iſt es nicht zu verwundern, daß ein katholiſcher ſich triumphirend darauf beruft, wie Mailath es in ſeiner Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats gethan hat. Seitdem haben noch andere Proteſtanten dieſen Ton angeſtimmt und die Gräuel der Unduldſamkeit Ferdinands mit einer verſchleiernden Milde dargeſtellt, die ſie ihren Glaubensgenoſſen bei weit geringerer Abweichung vom Wege des Rechts und der Menſchlichkeit angedeihen zu laſſen, weit entfernt ſind.

Eben darum will ich dieſer Frage, die ich ſchon in einem früheren Briefe berührt habe, hier noch einige Worte widmen. — Da der Religionsfriede nun einmal die das Gefühl einer fortgeſchrittenen Zeit höchſt verletzende Beſtimmung enthielt, daß das Bekenntniß nur den Obrigkeiten frei gegeben war, ſo mußte es den weltlichen katholiſchen Fürſten frei ſtehen, zu thun, was die proteſtantiſchen thaten; darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Aber bei der Beurtheilung von Handlungen, welche in die geſchichtliche Entwickelung eingreifen, kommt es weit weniger auf die abſtracte Schärfe des rechtlichen Princips an, als auf deſſen Verhältniß zu dem realen Zuſtande und auf die Art, wie das Princip zur Ausführung gebracht wird. In Bezug auf den erſtern Punkt hatten die evangeliſchen Fürſten, welche die Einheit des

Glaubens in ihren Gebieten durchführen wollten, gar keinen Zwang oder nur einen sehr geringen anzuwenden; denn die Gesinnung fast aller ihrer Unterthanen kam ihnen entgegen; sie bekannten sich von freien Stücken fast sämmtlich zur neuen Lehre; die ganze Strömung der Zeit ging dahin. Und was das Zweite betrifft, so kamen Amtsentsetzungen und Vertreibungen, die man wahrlich nicht billigen kann, auch vor, aber es waren fast nur Geistliche, welche dieß Loos traf, und — so antikatholisch war der Zeitgeist — diese Willkür fand meistens nur Statt gegen andersdenkende Protestanten, wenn ein Land durch den Willen des Fürsten von den calvinischen Formen und Lehrsätzen zu den lutherischen oder von den letzteren zu den ersteren gebracht wurde. Da kamen Härten vor, zumal in der Pfalz. Manche Geistliche, welche sich dem Bekenntnisse des Landesherrn nicht fügen wollten, wurden da allerdings ausgewiesen und zum Theil in sehr rücksichtsloser Weise. Verschwindet dieß aber nicht fast gegen die Einquartierungen, Dragonaden, Kerkerqualen, Stäupungen, Hinrichtungen und Metzeleien, durch welche Ferdinand, ja gegen die ausgeklügelten Peinigungen, durch welche Maximilian die Unterthanen zu einer Seligkeit, welche sie nicht begehrten, zwingen wollen? Und doch meint man beides, dort die Austreibung einiger Prediger, hier die Mißhandlung von Millionen in dieselbe, Religionsdruck genannte Kategorie bringen zu können, weil man sich dort wie hier auf dasselbe abstracte Rechtsprincip berief.

Erlauben Sie mir, bei dieſer Gelegenheit ein Wort einzuſchalten, über das Werk, welches mir den Anlaß gegeben hat zu dieſer Parallele zwiſchen den Behandlungen andersgläubiger Unterthanen durch katholiſche und durch proteſtantiſche Fürſten. Karl Adolf Menzels Neuere Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte in dreizehn Bänden iſt ein Werk, dem wir kein ähnliches an die Seite zu ſetzen haben. Die gedrängte Kürze, welche Viele in hiſtoriſchen Werken ſo ſehr lieben, weil ſie dadurch raſch und mit geringem Zeitaufwand ein ausreichendes Maß von geſchichtlichem Wiſſen erlangen zu können glauben, iſt eine ſchöne Sache, aber ſie kann dem Leſer wenig mehr geben als Umriſſe, welchen die Färbung fehlt, und bei denen die ohnehin immer vorhandene Gefahr, ſtatt der objectiven Thatſachen und Zuſtände die ſubjective Auffaſſung des Verfaſſers oder ſeiner Vorgänger zu erhalten, die größte iſt, weil die Operation, die das Beſondere in ein Allgemeines verwandelt, dem eigenen Urtheil und den eigenen Gedanken des Darſtellers nothwendig das Uebergewicht gibt. Die Kenntniß, welche aus einem anſchaulichen und möglichſt treuen Bilde von den Dingen ſelbſt ſtammt, iſt nur durch eine ausführliche Darſtellung zu erlangen, und da iſt jene Gefahr die bei weitem geringere. In dem Werke K. A. Menzels finden wir eine ſolche Ausführlichkeit; die Anſchaulichkeit wird erhöht durch häufiges Anſchließen an die Worte der Quellen ſelbſt, die innere Geſchichte der Nation wird über die äußere geſetzt, indem, wie es ſich gebührt,

den Schickſalen des ſtaatlichen Lebens, den religiöſen und kirchlichen Verhältniſſen mehr Raum gewidmet wird als den Kriegsbegebenheiten, und Alles iſt gehoben durch geiſtige Durchdringung der Thatſachen, der eine geſchickte, lebendige ſtiliſtiſche Form entſpricht. Wie ſehr verdiente dieß Werk eine große Verbreitung, die es auch gewiß gefunden haben würde, wenn der Verfaſſer ihr nicht ſelbſt den Weg verſperrt hätte durch eine Auffaſſung des confeſſionellen Gegenſatzes, die man eine ſchiefe nennen muß! Nicht das iſt zu tadeln, daß er ſich fern hält von der oft ſchroffen Parteilichkeit, der oft ganz apologetiſchen Haltung proteſtantiſcher Darſtellungen der Reformation und der durch ſie veranlaßten Kämpfe, ſondern daß er in dem Beſtreben, gerecht zu ſein gegen den Katholicismus, die Herrſchſucht und Geiſtesknechtung der Hierarchie ohne die ſittliche Indignation ſchildert, die ſie auch bei dem kaltblütigen Beurtheiler erweckt, und die edlen und großen Kämpfer für Glauben und Geiſtesfreiheit ohne die Wärme, welche ſchon die Dankbarkeit Denen, welche ihre Früchte genießen, einflößen muß. Zu jener übermäßigen Milde und zu dieſer Kälte iſt K. A. Menzel durch zweierlei gekommen. Er fand die Befugniß der Reformation, ſich gegen eine in anerkannter Geltung ſtehende menſchliche Autorität zu erheben, ſehr zweifelhaft, weil er ſie in irgend einem äußerlich vorhandenen juridiſchen Verhältniß ſuchte und ſie darin natürlich nicht finden konnte, und ſtellte ſich für den weitern Verlauf der Dinge auf den ganz oberflächlichen rationaliſtiſchen Standpunkt, wo die Verſchie-

denheit der beiden Kirchenthümer gleichgültig erſcheint, ſo daß man dem Frieden zu Liebe, ohne ſein Gewiſſen zu beunruhigen, das eine mit dem andern vertauſchen kann. Beides — die juridiſche und die rein rationaliſtiſche Auffaſſung — offenbar zum entſchiedenen Vortheil der alten Kirche, welche nach Gelegenheit die eine zur Verlockung der Conſervativen, die andere zu der der lauen Geiſter in Anwendung zu bringen gewußt hat. Daher iſt es denn auch gekommen, daß ſich die Mehrzahl der Proteſtanten von dem Werke, ohne Beachtung ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften, der intereſſanten, ſonſt ziemlich unbekannten, hier zur Sprache gebrachten Dinge, der vielen treffenden Urtheile, der anziehenden Darſtellung, zurückgeſtoßen gefühlt hat, während viele Katholiken und katholiſirende Proteſtanten es, beſonders anfangs, mit Siegesjubel begrüßt haben. Ueber die letzten, das achtzehnte Jahrhundert behandelnden Bände haben ſich dieſe Triumphgeſänge nicht ſonderlich mehr vernehmen laſſen, da die Wahrheitsliebe des Verfaſſers hier an manchen Stellen nicht umhin konnte, die ſegensreichen Wirkungen des proteſtantiſchen Geiſtes für die Fortſchritte der Bildung und des ganzen Gebiets der Humanität anzuerkennen.

Einundzwanzigſter Brief.

1856.

Man kann nicht mehr Unglück haben, als der deutſche Proteſtantismus mit ſeinen Schirmherren hatte. Kurſachſens Fürſten, am natürlichſten dazu berufen, aber verlaſſen von dem Geiſte, dem Muthe und der Staatsklugheit, durch welche Moriz ſeinem Hauſe dieſen Beruf errungen hatte, folgten einer kleinlichen, ängſtlichen, verzagten Politik. Kurpfalz war durch das Streben, an den von Sachſen aufgegebenen Platz zu treten, an den Rand des völligen Untergangs gekommen, und der Verſuch eines Halbfremden, Chriſtians von Dänemark, ſeine deutſchen Glaubensgenoſſen in den Kampf für die Freiheit ihres Glaubens zu führen, endete mit Niederlagen und Schmach. Wie ſehr ſteigerte dieſer letzte Erfolg das Selbſtvertrauen und die Rückſichtsloſigkeit des Kaiſers! Erſt jetzt wagte er die letzten Schritte zur Vernichtung des evangeliſchen Bekenntniſſes in Böhmen.

Aber nicht auf Deutſchland allein beſchränkten ſich damals die Verluſte des Proteſtantismus. Auch in

andern Ländern war es im Niedergang begriffen. Es ſchien eine zuſammenhängende Kette von Unfällen.

Vorzüglich wichtig waren die Religionsverhältniſſe in Frankreich. Gleich im Anfange dieſer Betrachtungen wies ich hin auf die wichtige Thatſache, daß die dortigen Reformirten nach der Bartholomäusnacht nie wieder wurden, was ſie vorher geweſen waren. Sie wehrten ſich, wenn ſie angegriffen wurden, noch oft mit Erfolg, aber mit allmählich abnehmenden Kräften. Man würde ſich ſehr irren, wenn man annehmen wollte, es ſei Heinrichs IV. Abſicht geweſen, ſich auf ein Gleichgewicht beider Confeſſionen zu ſtützen. Er verſtand ſich zu dem Edict von Nantes nicht gerade gern, und eine Verſöhnung der Religionsparteien wurde dadurch nicht herbeigeführt. Beide beobachteten ſich fortwährend mit großem Mißtrauen. Die antiöſterreichiſchen Pläne Heinrichs waren den Reformirten allerdings günſtig; als aber nach ſeiner Ermordung der politiſche Wind ſich drehte, der ſpaniſche und der päpſtliche Einfluß wieder mächtig wurden, ſtrebte die Regierung, ſie in jeder Weiſe zu ſchwächen und zu unterdrücken. Man hat es ihnen oft verdacht und vorgeworfen, daß ſie nicht nur eine religiöskirchliche ſondern auch eine politiſche Vereinigung ſein wollten, wodurch ſie ein Staat im Staate wurden, den eine geordnete Regierung nicht dulden könne. Wenn ſie aber für ihre religiöſe Freiheit keine Schutzwehr ſahen als das Ergreifen einer politiſchen Partei und Waffenrüſtung, ſo war das nicht ihre Schuld. Die Abſicht

vieler mächtiger Männer im Prieſter- und im Laienſtande, ihnen die freie Religionsübung wieder zu nehmen, war deutlich genug. Auf der 1614 berufenen Ständeverſammlung mußten ſie hören, daß ihre Prediger verurtheilte, nur mit einer Friſt begnadigte Miſſethäter ſeien. Auf eben dieſer Verſammlung forderte man, daß ſie die Kirchengüter in Bearn, die ſie ſeit Menſchenaltern beſaßen, an die Katholiken herausgeben ſollten. Der Staat wollte ihnen dafür zwar einige Entſchädigung zahlen, aber ſie verwarfen dieß mit Recht, denn wenn in einem ſolchen Hauptſitze ihrer Macht, wie Bearn es war, ihre Kirche keinen Grundbeſitz mehr hatte, ſo war dieß ein großer Schritt zu ihrer gänzlichen Beſeitigung.

So ſahen die Reformirten ihre Sicherheit immer mehr bedroht, ſie mußten auf Abwehr ſinnen, die gegenſeitige Spannung und Erbitterung ſtieg, und trieb wieder zur Waffenentſcheidung. Binnen wenigen Jahren brachen drei Kriege aus, durch zwei kurze Friedenszeiten unterbrochen, die nur für Waffenſtillſtände gelten können. Dieſe Kriege, im Ganzen unglücklich für die Reformirten, ſind wieder, wie die im Jahrhundert vorher, durch unmenſchliche Grauſamkeiten bezeichnet. Ein mal ſtreckten funfzehn hundert Reformirte nach einer verlorenen Schlacht die Waffen, und wurden dennoch ſämmtlich mit kaltem Blute niedergemacht.

Doch nicht bloß im Felde erlitt die Partei empfindliche Verluſte; ſie hatte auch den Abfall hochgeſtellter Männer zu beklagen. In den Tagen Coligny's be-

ſtand ihr Kern im Adel. Der Edelmann, der den evangeliſchen Glauben ergriffen hatte, hielt es auch für einen Ehrenpunkt, ihn feſt und unwandelbar zu verfechten. Dieß fing ſchon mit der Bekehrung Heinrichs IV. ſich zu ändern an, und das ſchlimme Beiſpiel wirkte verderblich fort. Der Standesgeiſt wandte ſich gegen das reformirte Bekenntniß. So Manche wollten lieber als Katholiken mit dem Hofe und vielen Vornehmen im Einvernehmen und geſelliger Verbindung leben, wie ſich als Reformirte auf Vereinigung und Freundſchaft mit dem Bürgerſtande angewieſen ſehen. Dazu kam nun das Mißgeſchick im Kriege. An beſſeren Erfolgen verzweifelnd, widerſtanden Mehrere um ſo weniger den Lockungen des Goldes und hoher Würden, die ihnen der Hof für ihre Bekehrung und für die Auslieferung feſter Plätze anbot. So ließ, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, der Herzog von Lesdiguières ſich verleiten, erſt gegen ſeine Glaubensgenoſſen zu fechten, dann, ſchon achtzig Jahre alt, für die Connetablewürde katholiſch zu werden. Zu gleicher Zeit wirkten auf den Mittelſtand die Predigten umherziehender Mönche. Jeſuiten, Capuziner und Franciscaner rühmten ſich vieler Bekehrungen.

Am Ende dieſer Kämpfe concentrirt ſich das Intereſſe an dem Widerſtande der ihrem Glauben ſtandhaft treu gebliebenen Proteſtanten auf die heldenmüthigen Vertheidiger von La Rochelle, dem ſtärkſten ihrer Bollwerke. Nachdem der Stadt alle Zufuhr abgeſchnitten war, mußten die meiſten Einwohner mit Wurzeln,

Kräutern, Seemuscheln, aufgeweichtem Pergament und Leder sich das Leben zu fristen suchen. Erst als auch diese ungesunden und widerwärtigen Nahrungsmittel erschöpft waren, und eine große Zahl von Menschen (einer wol etwas übertriebenen Angabe nach mehr als 15,000) den Hungertod gestorben war, ergab sich La Rochelle auf Bedingungen, die man billig nennen muß. Da die wenigen festen Orte, welche die Reformirten noch inne gehabt hatten, sich nach dem Falle des allerwichtigsten nicht mehr halten konnten, hatten sie keine Sicherheitsplätze mehr und konnten auch keine wieder erlangen. Durch diese glänzenden Erfolge hatte Richelieu dem fast siebzigjährigen politischen Religionskampfe ein Ende gemacht. Die gesonderte politische Stellung war den Reformirten genommen. Ihre Gewissensfreiheit blieb noch unangetastet. Daß sie aber künftige Angriffe auf diese durch keine materiellen Schutzmittel mehr abwehren konnten, war ein schwerer Verlust.

Die Versuche, welche England gemacht hatte, den bedrängten Rochellern beizustehen, hatten sich als unzureichend erwiesen. Was war überhaupt von den Stuarts für die Sache des Protestantismus zu erwarten! Sie wurden immer gleichgültiger für ihn. Karls I. Abneigung gegen die Presbyterianer und die Besorgniß, die sie ihm einflößten, machten ihn für Rathschläge empfänglich, die ihn zwar nicht zur römischen Kirche, aber doch zu Anschauungen, welche ihr sehr verwandt sind, führten.

Wir sehen demnach den Protestantismus in Deutsch-

land und Frankreich von ſchweren Schlägen betroffen, in England ſeine Vertretung höchſt lau und matt. Und wie es zuweilen geſchieht, daß eine ſiegreich anſchwellende geſchichtliche Strömung plötzlich auch da hervorbricht, wo ſie am wenigſten erwartet worden iſt, zeigte ſich damals in einem Staate, deſſen ganzes Daſein aus den Bewegungen der Reformation hervorgegangen war, in den vereinigten Niederlanden, eine große Zunahme der katholiſchen Bevölkerung durch die Miſſionen.

Mit allen erdenklichen Mitteln, mit Güte, Ueberredung, Gewalt führten die Jeſuiten, wohin ſie nur dringen konnten, ihren Krieg gegen das evangeliſche Bekenntniß. Nie glaubten ſie ſeine völlige Unterdrückung und Ausrottung in Deutſchland näher, als in dieſen Tagen gleichzeitiger Siege ihrer Kirche in verſchiedenen Ländern.

In dem Jahre, in welchem La Rochelle fiel, 1628, wurde das Reſtitutionsedict beſchloſſen und entworfen, im nächſtfolgenden publicirt. Die darin den Proteſtanten befohlene Herausgabe aller ſeit dem Paſſauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter und der in ihre Hände gekommenen Hochſtifte, ließ ſich, was den letzten Punkt betrifft, nicht ein mal durch den Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts rechtfertigen, denn dieſer ſprach nur von Biſchöfen, die zum evangeliſchen Glauben übertreten würden, und dann ihre Würden und Einkünfte verlieren ſollten, nicht von Männern, welche als Evangeliſche durch die Wahl der Domcapitel erhoben waren.

Aber, abgesehen von der falschen Auslegung eines von den wahrhaft protestantisch gesinnten Ständen nie anerkannten Gesetzes, war das Edict eine schwere Verletzung des Rechts der unzweifelhaftesten Verjährung, der geschichtlichen. Diese stammt aus thatsachlichen Zuständen, die tiefe Wurzeln haben, und nicht wer diese Zustände vertheidigt, sondern wer sie mit dem tödtenden Buchstaben angreift, ist der Revolutionär, d. h. der gewaltsame Zerstörer gesunder, dem Wohle des Ganzen und der Entwickelung förderlicher Zustände. Solche Wurzeln hatte das Lutherthum im Leben des norddeutschen Volkes geschlagen, und die bedeutendsten der von dem Edict getroffenen Erzbisthümer und Bisthümer lagen im Niedersächsischen Kreise. Dieser Kreis bildete einen Hauptsitz des Lutherthums. Die ganze mit ihm eng verbundene Welt- und Lebensanschauung war dort seit einem Jahrhundert recht in das geistige Blut der Menschen eingedrungen. Von diesem geistigen Leben und seiner Bedeutung hatte Ferdinand, der ein Kaiser des deutschen Volkes sein wollte, freilich nie eine Ahnung gehabt. Nichts konnte seinen fanatischen Bekehrungseifer abkühlen als höchstens die Berechnung des Widerstandes, den er finden konnte. Aber von der Kraft eines Widerstandes, wie er ihn damals noch allein für möglich hielt, dachte er sehr gering. Er und die katholischen Kurfürsten, die ihn anfeuerten, wußten ja aus Erfahrung, wie sehr es den protestantischen Häuptern an Eintracht, Entschlossenheit und Willensstärke fehlte. Und sollten sie

diesmal etwa zu einem etwas kräftigern Widerstand sich ermannen, nun, so waren ja zwei erprobte Feldherren da, die, an der Spitze ihrer sieggewohnten, fast über ganz Deutschland ausgebreiteten Heere, bereit waren, jede Erhebung sofort niederzuschlagen.

Unermeßlich waren die Hoffnungen, welche sich an die Durchführung des Restitutionsedicts knüpften. Waren die Herren jener Bisthümer wieder Katholiken, und verfuhren sie dann mit den Einwohnern, wie Ferdinand mit seinen erbländischen Unterthanen, so war dem Protestantismus ein Lebensnerv durchschnitten. Die Sache des evangelischen Glaubens hatte dann im Reiche keine Stützen mehr, als eine Anzahl von Fürstenhäusern. Verlockte man einige der bedeutendsten von diesen durch Gewährung oder Vorspiegelung großer Vortheile zu einem freiwilligen Uebertritt (und wir finden, daß die Jesuiten schon damals starke, erst zwei Menschenalter später in Erfüllung gegangene Hoffnungen des Gelingens bei dem kursächsischen Hause hegten), und fegten dann diese, wie es ihnen der Buchstabe des Religionsfriedens gestattete, das evangelische Bekenntniß aus, so war nur noch eine nicht sehr bedeutende Anzahl Unbeugsamer vorhanden. Diese konnte man durch willkürliche Auslegung des Restitutionsedicts zu ruiniren anfangen, wozu man denn auch gleich die nöthigen Anstalten machte, und sie dann weiter herunterbringen. Mit den Halsstarrigen, die zuletzt noch übrig blieben, verfuhr man als mit Ketzern. Wirklich erwartete auch schon der Papst

die gänzliche Aufhebung des Religionsfriedens mit Sicherheit.

Mit dieſem Zeitpunkt der vollſten Blüte ſo ſchöner Hoffnungen ſchließt der Biſchof Caraffa, der als päpſtlicher Nuncius den Kaiſer immer zu den heftigſten Maßregeln trieb, ſein Buch von den großen Siegen ſeiner Kirche im deutſchen Reiche ab. Der ſtolze Titel, den er ihm gab, Germania sacra restaurata, zeigt, daß er die Aufgabe für gelöſ't hielt. Am Schluſſe führt er unter den Erfolgen, die Niemand zu hoffen gewagt hätte, die Wiederherſtellung der römiſchen Kirche in den norddeutſchen Bisthümern auf. So wenig zweifelte er an der gänzlichen Vollſtreckung des kaiſerlichen Machtgebots.

Begonnen hatte ſie allerdings ſchon, dieſe Vollſtreckung, und mit großem Eifer. Daß die Jeſuiten dabei beſonders thätig, und ſie für Bekehrungen zu nutzen bemüht waren, braucht kaum erſt geſagt zu werden. Da ſie immer auf die andern Orden neidiſch waren, und ihnen, worin ſie freilich Recht hatten, die Liſt und das Geſchick nicht zutrauten, mitten unter Proteſtanten mit einem Erfolge wie der ihrige zu wirken, nahmen ſie frühere Kloſtergüter für ſich in Anſpruch, in deren Beſitz nach dem Edict andere Mönche hätten geſetzt werden müſſen. Die römiſche Curie, ihren Anſprüchen wie faſt immer günſtig, war auch gleich bereit zu verfügen, daß ihnen wegen der großen Verdienſte, welche ſie ſich um den kaiſerlichen Beſchluß erworben hatten, ein Theil der zu reſtituirenden Güter überwieſen werde zur Gründung

von Collegien, Seminarien und Schulen. Solche Gründungen zu bewerkſtelligen, erſchienen ſie auch ſchon an Orten, wo man ſie nie geſehen hatte, in Magdeburg, Halberſtadt, Altona und andern Städten.

So groß und weit das von dem Edict für die Wiederherſtellungen bezeichnete Gebiet auch war, der unerſättlich gierigen Partei genügte es nicht, ſie wollte dabei nicht ſtehen bleiben, ſelbſt nicht für die erſte Zeit. Sie ſtreckte ſofort die Hände nach Gütern aus, deren Einziehung jenſeits des von der Verordnung ſelbſt beſtimmten Termins lag, und verletzte alſo gleich das von ihr ſelbſt aufgeſtellte Recht. In unſeren Tagen, wo eine lauwarme, vertuſchende, übertünchende, oder geradezu verfälſchende Geſchichtſchreibung den Eindruck ſolcher Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten möglichſt abzuſchwächen bemüht iſt, wird es doppelt nöthig ſein, die äußerſte Haſt, mit welcher die eroberungsſüchtige römiſche Kirche ſchon im Augenblicke des Erringens über das Errungene hinausſchreitet, ins Licht zu ſtellen. Ich will Ihnen darum Beweisſtellen herſetzen aus einem Schriftſteller, eben ſo ausgezeichnet durch gründliche Kenntniß des in Betracht kommenden Rechtspunkts als durch parteiloſes hiſtoriſches Urtheil. Ich meine Spittler, der in zweien ſeiner Werke, in der Geſchichte Würtembergs und in der Hannovers, von dieſem Unfuge zu handeln Gelegenheit hatte. Im erſtern dieſer Bücher heißt es:

„Offenbar war das Reſtitutionsedict auf Würtemberg gar nicht anzuwenden, und wenigſtens auch nur zum

Schein hätte man mit der Unterſuchung anfangen ſollen, in welchen Klöſtern zu den Zeiten des Augsburger Religionsfriedens Mönche und Nonnen geweſen ſeien — aber die Beute war ſchon gar zu lang von den oberſchwäbiſchen Prälaten erwartet worden. Der Biſchof von Coſtnitz hatte ſich das Kloſter Denkendorf ſchenken laſſen, der Abt von Kaysheim lauerte auf den Beſitz der Klöſter Bebenhauſen, Maulbronn und Königsbronn. Ferdinands Beichtvater erhielt zwar ſeine verlangten Fäſſer Neckarwein, aber dennoch ging es fort, wie es angefangen war, das Kloſter Lorch wurde dem Abt zu St. Blaſi geſchenkt, das Kloſter Adelberg dem Abt zu Mönchsrod. Die Erwartung der Beute ſchien in der That auch den Reichthum derſelben vergrößert zu haben, und da ohne weitere rechtliche Unterſuchungen durch die Wallenſteiniſchen Soldaten ſogleich Beſitz genommen wurde, ſo dehnte man ohne Rückſicht auf Recht oder Unrecht die angefangene Occupation ſo weit aus, bis ſie den vorgefaßten Hoffnungen entſprach. Es war doch jämmerlich anzuſehen, wie das ſchöne Herzogthum, das mühſam allmählich vier Jahrhunderte lang zuſammen erſpart und errungen worden war, in einem halben Jahre zerſplittert und recht mit ſchwelgeriſcher Grauſamkeit unter Pfaffen und Soldaten, wer nur Luſt zu nehmen haben mochte, vertheilt werden ſollte."

Und in der Geſchichte von Hannover ſagt der Verfaſſer:

„Die Pfaffen, die ſchon lange von Hildesheim her

auf die Calenbergiſchen und Wolfenbüttelſchen Klöſter lauerten, griffen noch vor dem Lübecker Frieden überall ſo begierig zu, daß ſie ſelbſt in der erſten Eile nicht unterſcheiden konnten, was etwa zum fürſtlichen Amte gehöre, oder was altes Kloſtergut ſei. Das kaiſerliche Reſtitutionsedict, das ſich in Anſehung der mittelbaren Kirchengüter auf die verkehrteſte Deutung des Religionsfriedens gründete, wurde im ganzen Lande vollzogen, treuloſe Apoſtaten, die des Landes Gelegenheit wußten, halfen zur parteiiſchen Aufſuchung der Renten und Güter, Tilly's Soldaten ſtanden auf jeden Wink bereit, und die härteſte ungerechteſte Sentenz des Kammergerichts traf auch gerade ſo zur rechten Zeit ein, daß es faſt Plan zu ſein ſchien, mit einer unerbittlichen Execution den Ruin des braunſchweigiſchen Hauſes zu vollenden und den mächtigſten Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes bis zur abhängigſten Unbedeutſamkeit herabzuſetzen. Was das braunſchweigiſche Haus über ein Jahrhundert lang beſeſſen, was bloß ein Erſatz der auf kaiſerlichen Befehl aufgewandten Achtexecutionskoſten ſein ſollte, was Kaiſer Ferdinand ſelbſt erſt noch vor vier Jahren dem Herzog ohne den geringſten Vorbehalt zu Lehen gegeben, was Vater und Großvater und Urgroßvater des Herzogs von vier Kaiſern nach einander ohne den geringſten Vorbehalt zu Lehen erhalten, was ehedem ſelbſt der Papſt bekräftigt hatte, ſollte nun, ſelbſt mit Erſtattung der genoſſenen Einkünfte, dem Biſchof von Hildesheim eingeräumt werden. Die Bitte des Herzogs um Reviſion des Proceſſes

wurde nicht gehört, ſein Kanzler, den er eilends nach Wien ſchickte, abgewieſen, die Execution folgte der Sentenz, und bei der Execution ſelbſt verfuhr man ſo willkürlich, als ob bloß die Frage wäre, was man noch Luſt hätte, dem braunſchweigiſchen Hauſe zu laſſen."

Habe ich nun zu viel geſagt, wenn ich oben behauptete, man habe ſich des Reſtitutionsedicts zugleich bedient, um angeſehene proteſtantiſche Fürſtenhäuſer zu Grunde zu richten? Die religiöſe Abſicht mußte zur Durchführung einer politiſchen, und die politiſche zur Durchführung einer religiöſen dienen.

Späterer Zuſatz.

In einem Aufſatze von Herrn Onno Klopp, „Das Reſtitutionsedict im nordweſtlichen Deutſchland" im kürzlich erſchienenen erſten Heft der „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte" ſind merkwürdige aus Urkunden geſchöpfte Thatſachen über die Vergewaltigung enthalten, welche in dieſen Zeiten des höchſten katholiſchen Uebermuths die Stadt Osnabrück durch den harten, unbarmherzigen, fanatiſchen Biſchof und Cardinal Franz Wilhelm erfuhr. Die Stadt, welche proteſtantiſch war, mußte 1628 achtzehnhundert Mann Tillyſcher Truppen aufnehmen. Auf dieſe ſich ſtützend fing der Biſchof die Gegenreformation damit an, daß er dem evangeliſchen Gottesdienſt in den beiden Pfarrkirchen ein Ende machte, und ſtatt

deſſelben katholiſchen darin halten ließ. Indeß machte dieß auf den Rath und die Bürger wenig Eindruck, ſie blieben ihrem Glauben treu. Der fortdauernde Zwang der Einlagerung ſollte dieſen Willen brechen. Der Rath wandte ſich in ſeiner Noth um Hülfe an proteſtantiſche Fürſten, und dieſe an den Kaiſer; es blieb vergeblich. Die Laſt wurde unerträglich, die Koſten waren nicht mehr zu erſchwingen. Immer dringender wurden die Klagen der unglücklichen Stadt, der Biſchof blieb taub. Er wollte ſie lieber völlig zu Grunde gerichtet, als evangeliſch ſehen. Endlich hatte Tilly ein Einſehen; er erleichterte die Stadt einigermaßen, indem er einen Theil der Beſatzung herauszog.

Man iſt Herrn Onno Klopp für die Mittheilung dieſer und einiger anderer Details über die ſchreiende Willkür, mit der das Reſtitutionsedict vollzogen wurde, um ſo mehr verpflichtet, da er ſelbſt zur katholiſchen Auffaſſung der unter den Religionsparteien ſtreitigen Punkte ganz hinneigt. Zwar hält es das Edict für unzweckmäßig. Es klingt ihm „wie Ironie, daß der Kaiſer in demſelben ſagt, er wolle dadurch das Reich zur Ruhe bringen". Weiter ſagt er: das Werk ſchien gelingen zu müſſen. Ich ſetze hinzu: und es wäre ohne Zweifel gelungen ohne die unerwarteten Veränderungen in der großen Politik, da die Proteſtanten auf ihre eigenen Kräfte beſchränkt außer Stande geweſen wären, der rückſichtsloſen, brutalen Gewalt, die man gegen ſie anwandte, zu widerſtehen, und durch ihre eigene Schuld waren ſie in dieſen

wehrlosen Zustand gekommen. Das aber will Hr. Onno Klopp nicht zugeben. Er bekennt sich vielmehr für die voraufgegangenen Verwickelungen zu der miserablen kursächsischen Politik. Als ob aus dieser, wenn das Geschick dem Reiche ein mal einen Ferdinand beschеert hatte, das Edict nicht so nothwendig hätte hervorgehen müssen wie der Baum aus seiner Wurzel. Ja, Hr. Klopp will den dreißigjährigen Krieg bis zum Edict gar nicht für einen Religionskrieg erkennen. Namentlich habe Tilly „mit äußerster Geflissenheit jeglichen Schein eines Religionskrieges zu vermeiden gesucht". Die Beweise dafür habe er in einem früheren Aufsatze „Zur Charakteristik Tilly's im dreißigjährigen Kriege" in Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften gegeben. Diese Beweise beruhen auf öffentlichen Schriften Tilly's, in welchen dieser alle Pfarrer und Geistliche der Augsburgischen Confession auffordert, zu sagen, „ob irgend Jemand von ihnen vertrieben worden, oder in der Verwaltung seines Amtes und Kirchendienstes von ihm jemals die geringste Behinderung erfahren habe". Folglich, schließt Hr. O. Klopp, hat Tilly keinen Religionskrieg geführt. Wie aber? Sollte der gelehrte Mann nicht wissen, daß in Folge der von dem ligistischen Heere gemachten Eroberungen in der Unterpfalz und an vielen anderen Orten katholische Restitutionen im Großen vorgenommen worden sind? Und ein Krieg, in welchem die Waffengewalt dem Protestantismus solche Wunden schlägt, sollte kein Religionskrieg sein? Das Räthsel lös't sich sehr leicht, wenn man nur die

Worte Tilly's ein wenig näher anſieht. Die Geiſtlichen der **Augsburgiſchen Confeſſion** mögen in der That keine „Behinderung" erfahren haben, von den reformirten aber ſagt Tilly wohlweislich kein Wort. Und doch iſt er dabei weit ehrlicher als ſein und der alten kurſächſiſchen Politik unbedingter Bewunderer Hr. O. Klopp, der uns weiß machen will, ein Krieg zur Vertilgung des reformirten Bekenntniſſes ſei kein Religionskrieg. Die Bekämpfung ſolcher handgreiflichen Blendwerke zur Bethörung der nicht prüfenden Leſer wäre wahrlich der Mühe nicht werth, wenn wir nicht in Tagen lebten, wo auch von Proteſtanten jedes Körnchen von Wahrheit oder Unwahrheit, welches zur Rechtfertigung der römiſchen Kirche in ihrer Anfeindung der evangeliſchen mit einigem Scheine zu verwenden iſt, gleich eifrig benutzt wird.

Wie politiſche und religiöſe Abſichten ſich bei Hrn. O. Klopp verketten, zeigt auch wieder ſein Buch über Friedrich den Großen. Schon die Flagge, unter der er hier ſegelt „Schafhauſen, Verlag der Fr. Hurterſchen Buchhandlung" verkündet es der Welt auf das unzweideutigſte. Denn wer weiß es nicht, daß die vergifteten Pfeile, die von da aus verſendet werden, zugleich Preußen und den Proteſtantismus zum Ziele haben. Die faſt 500 Seiten ſtarke, ingrimmige, von Entſtellungen ſtrotzende Schmähſchrift hat ihre Hauptquelle in dem bittern Schmerze über das Emporkommen Preußens, als der die auf ganz Deutſchland gehenden Herrſchaftspläne Oeſterreichs durch-

kreuzenden Macht. In dieſer Stimmung des Verfaſſers liegt auch der Schlüſſel zu ſeiner, damit ſcheinbar in Widerſpruch ſtehenden Mißbilligung des Reſtitutionsedicts. Nicht an und für ſich tadelt er es, ſondern als eine unvorſichtige Uebertreibung, ohne welche die Proteſtanten nicht zu einem verzweifelten Widerſtande gereizt, ſomit jene dem vollen Gelingen ſchon ſo nahen Pläne nicht noch im letzten Augenblick vereitelt worden wären.

Zweiundzwanzigster Brief.

1856.

Die letzte Stunde des deutschen Proteſtantismus ſchien nahe herbeigekommen; da zeigten die Uebergriffe des Kaiſers vom religiöſen Gebiete auf das ſtaatliche einen für alle Welt ſo bedrohlichen Charakter, daß ſich hieran die Rettung des evangeliſchen Bekenntniſſes in Deutſchland innerhalb der ihm noch gebliebenen Grenzen knüpfte.

Von der großen Zeitſtrömung, die am Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch einen großen Theil von Europa ging, die Throne hob und die Vaſallen demüthigte, hatte in Deutſchland zwar das Kaiſerthum gegen die Fürſten keinen Vortheil gezogen; wol aber hatte ſie auch in unſerm Vaterlande ihren Einfluß bewährt, indem manches Fürſtenhaus die Macht ſeiner Landſtände beſchränkte und die eigene kräftigte. Weniger wol als ſonſt wo, war dieß bisher den Habsburgiſchen Herrſchern in ihren Erblanden gelungen. Nachdem aber Ferdinand ſeinen Adel vom Erzgebirge bis zum adriatiſchen Meere bezwungen und dem niedergeworfenen mit der Gewiſſensfreiheit auch

den Muth und die Kraft zu politiſchem Widerſtande geraubt hatte, wurden ſeine Pläne noch hochfliegender. Ja, das Ziel auch im Reiche eine der in den Erblanden gewonnenen Stellung ähnliche zu begründen, konnte faſt erreicht ſcheinen. Wallenſteins gewaltiges Heer hatte im größten Theile von Deutſchland ſchon ein Regiment kaiſerlicher Allgewalt aufgerichtet; warum ſollte der Schrekken, der vor ihm herging, nicht die Fürſten zu einer Anerkennung bringen, der dem thatſachlich ſchon vorhandenen Zuſtande das Siegel einer rechtlichen Gültigkeit aufdrückte? In den eine Zukunft von ſolchem Glanze umfaſſenden Plänen vermiſchten ſich, wie kirchliche und ſtaatliche Zwecke, ſo kaiſerliche und Habsburgiſche Familienintereſſen. Die letzteren traten deutlich hervor in der Ernennung eines noch im Knabenalter ſtehenden Sohnes des Kaiſers, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, zum Erzbiſchof von Magdeburg und Biſchof von Halberſtadt. Damit theilte ſich das Haus Habsburg das anſehnlichſte Stück von der Beute der ſogenannten Wiederherſtellung zu.

Aber durch dieſe Abſichten und Schritte entfremdete ſich der Kaiſer zwei Kurfürſten, die ſeine beſten Verbündeten im Reiche waren, der eine durch ſeine Neutralität, der andere durch ſeine eifrige Thätigkeit und wirkſame Hülfe. Johann Georg ſah zunächſt nur einen Plan ſeiner Habſucht durchkreuzt, denn er wollte Magdeburg für ſeinen zweiten Sohn; Maximilian faßte die Sache von einem höhern Standpunkt auf; es erwachte in ihm die alte Beſorgniß, ein Sklave Oeſterreichs zu werden mit um ſo

größerer Stärke, da Oeſterreich ſo ſehr viel mächtiger geworden war. Er hütete ſich aber wol, mit dem Kaiſer offen zu brechen, und wandte vielmehr den großen Einfluß, den er fortwährend auf ihn hatte, dazu an, ſeinen Plänen ihr gefährlichſtes Werkzeug zu nehmen, indem er ihn zur Entlaſſung Wallenſteins bewog. Damit glaubte er ſich nicht nur aller Sorge entledigt, ſondern auch ſeine eigene Macht bedeutend gehoben zu haben, da Ferdinand doch das ligiſtiſche Heer nun wieder nicht entbehren könne. Daß dieſer nachgab und damit den großen Plan wieder fallen ließ, zeigt, daß er Feſtigkeit und Conſequenz nur beſaß, wenn er durch katholiſchen Fanatismus geſtachelt wurde. Doch hatte er auch wol ſchon angefangen, ſeinen eigenen Feldherrn zu fürchten.

Auf die Wendung in der Politik Maximilians hatte keinen geringen Einfluß Richelieu geübt. Denn dieſer ſuchte der öſterreichiſch-ſpaniſchen Macht, die er bekämpfen wollte, Gegner zu erwecken, damals weniger in der Abſicht, dem franzöſiſchen Reiche, das er mit ſo großer Klugheit und Standhaftigkeit verwaltete, Vergrößerungen zu verſchaffen, als um es gegen die europäiſche Dictatur zu ſchützen, welcher jenes Haus nahe ſchien. Er ſtrebte die enge Verbindung, in der Bayern mit Oeſterreich ſtand, wenigſtens zu lockern, und es gelang ihm. Aber dabei konnte er nicht ſtehen bleiben; denn was er von den katholiſchen Fürſten Deutſchlands im beſten Falle zu erwarten hatte, war doch nur Neutralität. Wollte er mehr, ſo durfte er es nicht ſcheuen, das religiöſe Intereſſe dem

politiſchen unterzuordnen und ſich mit proteſtantiſchen Herrſchern zu verbinden. Es gab aber nur noch Einen, von dem ein kräftiges Einſchreiten zu erwarten ſtand, den Schwedenkönig. Auf dieſen warf er ſein Auge. Ohne ſeine Anregung und Unterſtützung hätte Guſtav Adolf wahrſcheinlich nie den deutſchen Boden betreten. Aber es ſtand ihm für ſeine antiöſterreichiſchen Pläne auch ein katholiſches Haupt zur Seite, von dem man es am wenigſten hätte erwarten mögen — der Papſt Urban VIII.

Dieß hat Ranke in ſeinen Päpſten vortrefflich ins Licht geſtellt. Mit ſeiner Meiſterhand hat er ein Bild dieſes Papſtes entworfen, daß wir ihn lebendig vor uns zu ſehen glauben. Mit großer und entſchiedener Abneigung betrachtete Urban das ſpaniſch-öſterreichiſche Haus. Wenn das Uebergewicht, das es ohnehin ſchon beſaß, noch höher ſtieg, fürchtete er eine wahre Abhängigkeit des römiſchen Stuhles von den beiden verbündeten Linien. Dieſe ſchien ihm ſo unerträglich, daß er ſein Gewicht in die andere Wagſchale legte, auf die Gefahr hin, die großen Fortſchritte gegen den Proteſtantismus auf einige Zeit gehemmt zu ſehen. Seine Nuncien waren in einem geheimen Einverſtändniß mit dem Kurfürſten von Bayern, und unterſtützten Richelieu's Abſichten. Sie hatten nichts gegen deſſen Verbindung mit proteſtantiſchen Staaten.

Dieſe Entzweiung unter den katholiſchen Mächten ließ den Proteſtantismus wieder zu Athem kommen. Aber ſeine Rettung wäre eine ſehr kümmerliche geblieben ohne das Genie des großen Schwedenkönigs. Er war gelandet.

Noch hatte es der Kaiser in seiner Hand, die Kriegsflamme, ehe sie mit neuer Stärke emporloderte, zu ersticken. Darüber sagt Ranke in einem andern Werke, der französischen Geschichte:

„Man sieht die deutschen Geschicke zwischen zwei großen Aussichten schwanken. Wenn das Kaiserthum auf die gemäßigte Politik zurückkam, welche es unter Maximilian II. beobachtet hatte, so konnte es noch die deutsche Nation zusammenhalten. Man konnte die Schweden entfernen und die Franzosen in ihre Schranken zurückweisen. Wenn das aber nicht geschah, so durfte man nicht zweifeln: die Fürsten traten zu dem König von Schweden; die Protestanten sammt und sonders erklärten sich für ihn: es mußte über die schon ein mal im langjährigen Streit durchgekämpfte Frage zum zweiten mal und unter der Mitwirkung fremder Mächte durch Kriegsgewalt entschieden werden. — Die katholischen Kurfürsten schienen von allem Dem nichts zu bemerken; sie ließen sich in der religiösen Sache zu keinerlei Nachgiebigkeit vermögen. Viel zu eng waren sie mit dem römischen Stuhle verbunden, als daß sie die besonderen Anliegen der Nation hätten berücksichtigen mögen."

Kann nach diesem wohl begründeten und trefflich ausgedrückten Urtheil wohl noch ein Zweifel darüber obwalten, wem die Schuld zufällt, daß der Krieg von da an noch achtzehn Jahre, und die schlimmsten und zerstörendsten seines ganzen Verlaufs, wüthete?

Und dabei betont Ranke gar nicht einmal, wie viel

leichter es jetzt auch einem eifrig katholischen Kaiser wurde, die Politik Maximilians zu befolgen, als ein Menschenalter früher. Der Früchte der unermeßlichen, seitdem von der römischen Kirche erfochtenen Siege, oder doch der allermeisten derselben, hätte ein solcher Kaiser ungestört genießen können, denn an eine vollkommene Wiederherstellung des Standes von 1576 dachte wol auch der in seinen Hoffnungen kühnste Protestant damals nicht mehr. Es charakterisirt aber diese Bekehrer, daß sie nicht eher ruhen zu dürfen glauben, als bis Alles bekehrt ist.

Gustav Adolfs Siegeslauf war leider ein kurzer, aber doch auch in seinen Nachwirkungen so bedeutend, daß die Sache des Protestantismus nicht wieder völlig herabgedrückt werden konnte, so harte Schläge sie auch erfuhr.

Der Kurfürst von Sachsen wurde ihr bald wieder untreu. Er folgte, indem er den Prager Frieden schloß, dem Zuge seines Herzens, welches ihn nicht länger in einer dem verehrten Erzhause feindlichen Stellung ließ, und dem nicht minder starken seines besondern Interesses. Er scheute sich nicht, mit dem Kaiser, ohne seine bisherigen deutschen Bundesgenossen und ohne die Schweden, die ihn zwei mal gerettet hatten, zu verhandeln. Was der Kaiser den Protestanten in jenem Frieden einräumte, bestand in einem einstweiligen Aufschub der Vollstreckung des Restitutionsedicts. Die streitigen Stifter sollten die Protestanten, in so fern sie dieselben 1627 besessen hätten, noch vierzig Jahre behalten dürfen. Nach Ablauf dieser Zeit solle ein Vergleich versucht werden. Komme

er nicht zu Stande, ſo ſolle der Beſitzſtand von 1627 fortdauern, und kein Theil wider den andern zu den Waffen greifen dürfen. Doch wollte ſich der Kaiſer „für den Fall der Nichtvergleichung oder weiterer Streitigkeiten die gebührende Jurisdiction und Erörterung der ſtreitigen Fälle zwiſchen den Parteien vorbehalten haben.“ Für ſein und ſeines Hauſes beſonderes Intereſſe hatte Johann Georg beſſer zu ſorgen gewußt. Die Lauſitz, die er bis dahin nur als Pfand beſeſſen, wurde ihm jetzt förmlich abgetreten, das Erzſtift Magdeburg ſeinem zweiten Sohn auf Lebenszeit zugeſprochen.

Für dieſe Zugeſtändniſſe trennte ſich Johann Georg nicht etwa von ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen um neutral zu bleiben, ſondern wandte ſeine Waffen gegen ſie für den Kaiſer.

Ein proteſtantiſcher Geſchichtſchreiber von der Gattung, die den Forderungen der römiſchen Kirchengern möglichſt entgegen kommt, F. W. Barthold, nennt in ſeiner Geſchichte des großen deutſchen Kriegs den Prager Frieden einen aus redlicher, deutſcher, wohlthätiger Geſinnung hervorgegangenen, und beklagt es tief, daß ſich nicht alle deutſchen Proteſtanten ihm gefügt haben. In Bezug auf die Stifter meint er, daß er „den Ständen ihren Erwerb von der Kirchenverbeſſerung ſo ziemlich auf immer geſichert habe“. Alſo doch nur ſo ziemlich. Ich meine dagegen, daß dieſe Sicherung eine höchſt unſichere war, und dieß iſt der faule Fleck des Friedens. Auf den erſten Blick ſcheinen ſeine Beſtimmungen allerdings den

Proteſtanten günſtig genug. Es ſcheint, daß, wenn ſie die Stifter nach vierzig Jahren nicht gütlich herausgaben — und wer konnte das glauben? — ſie ihnen bleiben ſollten. Wenn dieſer endliche Ausgang aber die wahre, redliche Meinung des Kaiſers war, wozu die ganze Friſt? Warum nahm er dann das Edict nicht ohne alle Umſchweife zurück? Ohne Zweifel wäre dieß in Verbindung mit einer ausgedehnten Amneſtie der Weg geweſen, einen wirklichen Frieden herbeizuführen. Denn die Schweden waren in einer bedrängten Lage, und würden ſich damals mit weit weniger als Dem, was ihnen im Osnabrücker Frieden bewilligt werden mußte, begnügt haben. Wenn der Kaiſer alſo jenen einfachſten Weg nicht wählte, mußte er wol ſeine beſondern Gründe dazu haben, und was für welche es waren, liegt nahe genug. Gelang es nämlich — und man glaubte zuverſichtlich es dahin zu bringen — mit Hülfe Sachſens und anderer deutſchen Proteſtanten die Schweden zu verjagen und die Franzoſen zurückzuſchrecken; ſo war der Kaiſer wieder auf den Standpunkt gekommen, den er um die Zeit des Lübecker Friedens eingenommen hatte; und wenn er den Plan, die kaiſerliche Gewalt zu einer wahrhaft monarchiſchen zu erheben, nicht wieder aufnahm, ſo war er des vollkommenen Uebergewichts des Katholicismus um ſo ſicherer. Dieſer ſtieg, wie eine einmal zum Siege gekommene Macht naturgemäß immer mehr anwächſt, höher und höher, und nach Ablauf der feſtgeſetzten vierzig Jahre war der Proteſtantismus ſo verkommen und ohnmächtig, daß er ſich

der Herausgabe der Bisthümer, auf die ihm ja kein klares Recht zuerkannt war, nicht mehr entziehen konnte. Für eine ſcheinbare Rechtsform war durch den Vorbehalt der kaiſerlichen Jurisdiction hinlänglich geſorgt.

Vermöge der verweigerten Sicherheit für einen feſten Rechtsbeſtand und des zweideutigen Vorbehalts konnte die Prager Abkunft einen wahren Friedensſtand nicht herbeiführen. Darum hatte die unglückliche deutſche Nation noch unſägliche Leiden zu beſtehen, für die Ferdinand und Johann Georg die Verantwortung zu tragen haben.

Sie war dicht an den Rand des völligen Verderbens gekommen, als der weſtphäliſche Friede den Proteſtanten endlich gab, was ihr die Halsſtarrigkeit Oeſterreichs ſo lange verweigert hatte. Ging die Gewährung auch nicht jenſeits des Beſitzſtandes von 1624 zurück, ſo war der errungene doch ein feſter. Daß die Proteſtanten die in dieſem Frieden beſiegelte Verkleinerung Deutſchlands und die ihm folgende Ohnmacht und Schmach verſchuldet haben, weil ſie es geweſen, welche die Fremden, die ihren Lohn begehrten, herbeigerufen hätten, iſt eine häufig vorgebrachte aber völlig unbegründete Rede. Denn erſtens iſt es nicht wahr, daß ſie die Fremden herbeigerufen haben. Man muß die erſten Anfangsgründe der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges nicht kennen, wenn man nicht weiß, daß die deutſchen proteſtantiſchen Fürſten Guſtav Adolfs Unternehmen anfangs ſo wenig förderten, daß ſie ihm vielmehr Hinderniſſe in den Weg legten. Wenn ſie aber ſpäter in den Ausländern ihre

Retter ſahen, ſo iſt das Denen beizumeſſen, welche ſich des längſt beſiegten böhmiſchen Aufſtandes bedienten, um die weitgehendſten Pläne daran zu knüpfen, und lieber Deutſchland in eine Wüſte verwandelt ſehen wollten, als ablaſſen von ihrer Abſicht, die evangeliſche Lehre möglichſt herab zu drücken, um ſich den Weg zu ihrer völligen Ausrottung zu bahnen.

Späterer Zuſatz.

Die zuletzt erwähnte Anklage iſt oft auch gegen den Kurfürſten Moriz und ſeine Verbündeten erhoben worden, weil ſie die Bundesgenoſſenſchaft König Heinrichs II. von Frankreich, deren ſie gegen die Willkür Karls V. unumgänglich bedurften, dadurch erkauften, daß ſie ihm geſtatteten, die zum Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray, in denen nicht deutſch geſprochen wurde, unter Vorbehalt der Reichshoheit, als Reichsvicar beſetzen und behalten zu dürfen.

Darüber bemerkt vollkommen richtig Johannes Voigt in einer Abhandlung: „Der Fürſtenbund gegen Kaiſer Karl V.“ in Raumers Hiſtor. Taſchenb. 3. Folge 8. Jahrg.: „Es muß den Deutſchen jetzt tief ſchmerzen, daß deutſche Fürſten in ſolcher Weiſe, das Vaterland faſt leichtſinnig hintanſetzend, fremdländiſchen Intereſſen und Gelüſten huldigten und ihre Pflichten gegen ihren Kaiſer und das Reich vergaßen. Aber ſie hatten dieſen Kaiſer in ſeinem Weſen und Streben gegen Alles, was ihnen

das Theuerſte und Heiligſte war, gegen die Freiheit des Glaubens und des Vaterlandes vollkommen kennen gelernt. Konnte ihnen da im Augenblick der Verluſt einiger Städte ſchmerzlicher ſein als der der höchſten Güter des Menſchen, der Freiheit in weltlichen und des Glaubens in göttlichen Dingen? Man verdamme ſie nicht in den Nöthen und Gefahren, in die des Kaiſers hochgetriebene Zwingherrſchaft ſie ſeit Jahren gebracht hatte."

Wenn dieſe Betrachtung Moriz rechtfertigt, wie viel mehr nicht erſt die in der Mitte der Bedrängniſſe des dreißigjährigen Krieges ſtehenden Proteſtanten!

Im nächſtfolgenden Jahrgang des eben angeführten Hiſtoriſchen Taſchenbuchs findet ſich ein Aufſatz von K. G. Helbig in Dresden: „Der Prager Friede; nach handſchriftlichen Quellen des königl. ſächſiſchen Hauptſtaatsarchivs", welcher über die dem Frieden vorangegangenen Unterhandlungen ein neues höchſt dankenswerthes Licht verbreitet, freilich aber kein für Johann Georg günſtigeres. Vielmehr erſcheint die Politik dieſes Fürſten hier erſt recht als eine klägliche. Wieder wirkten auch hier ſein bornirter Widerwille gegen die Calviniſten und die Furcht, eine kräftige Fortſetzung des Krieges könne dieſen zur freien Uebung ihrer Religion im Reiche helfen. Mit einem nur einigermaßen freiern Blick und einigem Muthe würde er ſich an die Spitze der beiden ſächſiſchen Kreiſe geſtellt und mit den vier obern verbunden haben. Mit dieſer vereinten Macht würde er den Kaiſer zu einem

günſtigen Frieden haben nöthigen und, durch das damit zu erlangende Uebergewicht der deutſchen Waffen über die der Schweden, dieſe vom Reichsboden mit einem geringen Opfer entfernen können. Da er aber jene Hülfe verſchmähte, und ſich ohne imponirende Macht mit dem Kaiſer in Unterhandlungen einließ, in dem naiven Glauben, dieſer würde, wenn man ihm vertrauensvoll entgegenkomme, bereit ſein, die Beſchwerden der Proteſtanten zu erledigen, konnte das Reſultat nur ein beklagenswerthes ſein. Je unentſchloſſener und muthloſer der Kurfürſt ſich zeigte, je übermüthiger wurde das kaiſerliche Cabinet. Statt der auf einer Zuſammenkunft zu Pirna ſchon zugeſtandenen Punkte legte man in Prag viel härtere Bedingungen vor, und Johann Georg ging auch auf dieſe ein. Er zitterte vor Ferdinand dermaßen, daß er auch die Schleſier der Rache deſſelben preisgab, obſchon er ſelbſt ſie zu dem Widerſtande gegen den Kaiſer, für den ſie nun beſtraft wurden, veranlaßt und ermuntert hatte. Einen ſolchen Frieden widerrieth dem Kurfürſten ſein General Arnim nachdrücklichſt. Als es vergebens blieb, bat er um ſeine Entlaſſung. Wider ſeine Glaubensverwandten, ſchrieb er einem Freunde, wolle er ſein Blut „ohne genugſame hocherhebliche und unumgängliche Urſachen“ nicht vergießen.

Daß Ferdinand in dem Frieden den Kurfürſten überliſten wollte, daß namentlich die Beſtimmungen über das nach Ablauf der vierzig Jahre einzuſchlagende Verfahren abſichtlich auf Schrauben geſtellt waren, um ſie zu Gun-

ſten der katholiſchen Anſprüche deuten zu können, beweiſen die von dem Verfaſſer aus einer ſeltenen Druckſchrift mitgetheilten Aeußerungen eines Kölner Jeſuiten in einem Troſtſchreiben an bedenklich gewordene Ordensgenoſſen. Der Kurfürſt, heißt es hier, werde durch den Frieden ſeine Reputation verlieren, und die Verbündeten würden durch die Lockſpeiſe getrennt. Es werde Alles in den Pacten wohl verclauſulirt werden, die Zugeſtändniſſe ſeien nur ſcheinbar. Latet ubique anguis in herba; nihil concessum, nihil conclusum, quod a nostris non fuerit ponderatum et in recessu aliquid non habeat.

Derſelbe verdiente Forſcher hat in Sybels Hiſtor. Zeitſchr. Jahrg. II. Heft 3. die ſich auch auf den Prager Frieden beziehenden abſurden, mit aller Wahrheit ſtreitenden Behauptungen des Hrn. Hofr. v. Hurter in deſſen „Friedensbeſtrebungen Kaiſer Ferdinands II.“ gebührend zurückgewieſen. Und doch hat er — mit jenem zu weit getriebenen Billigkeitsgefühl vieler Proteſtanten unſerer Tage, jener allzu gewiſſenhaften Beſorgniß, nicht parteiiſch zu erſcheinen — die Schuld der Gegner Ferdinands größer dargeſtellt, als ſie deſſen glaubenswüthiger Verblendung gegenüber in der That war.

Dreiundzwanzigster Brief.

1858.

Meine Briefe zur Auffrischung Ihres Gedächtnisses für die Leiden unserer Glaubensgenossen haben eine lange Unterbrechung erlitten. Ich wußte nur, daß Sie in der Fremde waren, nicht, wohin man Briefe an Sie mit Sicherheit richten könne. Nun, da ich es endlich in Erfahrung gebracht, will ich nicht säumen, den Faden da wieder aufzunehmen, wo ich ihn fallen ließ.

Es geschah in der Epoche des westphälischen Friedens. Wie oft ist es nicht gesagt worden, daß mit diesem Frieden ein Gleichgewicht der Macht der beiden Hauptbekenntnisse und ein nicht mehr verrückter Stand des Verhältnisses ihrer Anhänger Statt fand. Und doch ist es ein großer Irrthum. In den nächstfolgenden Menschenaltern wurden die alten Mittel gegen den evangelischen Glauben angewandt, und Millionen seiner Bekenner gezwungen, zur Rettung ihres Lebens dahin zu flüchten, wo es allein noch sicher war, in den Schoß der römischen Kirche.

Der Schauplatz dieſer Unthaten war nicht Frankreich allein, aber hauptſächlich Frankreich.

Als im Jahre 1628 La Rochelle gefallen war, wäre es ſo ſchwer nicht geweſen, mit dem franzöſiſchen Proteſtantismus zu verfahren, wie um dieſelbe Zeit Kaiſer Ferdinand II. mit dem böhmiſchen. Und es wäre mit einem bei weitem größeren Scheine des Rechts geſchehen als ein halbes Jahrhundert ſpäter; es wäre weit natürlicher geweſen, weil es ſich geltend gemacht haben würde als das Schlußergebniß eines erbitterten Kampfes, wo der Unterliegende ſo oft das Härteſte über ſich ergehen laſſen muß. Aber die Sieger machten von ihrem Erfolge einen ſolchen Gebrauch nicht; ſie ließen den Reformirten die Gewiſſensfreiheit und in gewiſſen Schranken die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes. Dieſe Milde war das Werk Richelieu's. Voltaire hat die Meinung verbreitet, daß der Cardinal ſo gehandelt habe, weil er nach dem Ruhm geſtrebt, dem Calvinismus durch gütliche Mittel ein Ende gemacht zu haben. Allmählich ſollten die Reformirten gewonnen und herübergeführt werden. In der That finden wir einen Anlauf zur Ausführung eines ſolchen Planes. Es iſt die Rede von Beſtechungen, mit denen man die proteſtantiſchen Geiſtlichen gewinnen, von ſcheinbaren Conceſſionen, die man machen wollte. Aber ſehr ernſt kann es Richelieu damit nicht gemeint haben, ſonſt würden wir bei einem Manne von ſeiner Energie eine viel kräftigere und deutlichere Betreibung ſolcher Maßregeln ſehen.

Richelieu war nicht bloß dem Namen nach Cardinal der römiſchen Kirche, er war ihr aufrichtig zugethan. Gewiß hat er den Wunſch gehegt, ihre Gegner wieder mit ihr auszuſöhnen. Aber die Intereſſen des Staats ſtanden ihm doch höher als die des Prieſterthums.

Da iſt erſtens die auswärtige Politik. Durch Bündniſſe mit auswärtigen proteſtantiſchen Staaten hob er Frankreichs Macht wieder empor. Durfte er die Rückſicht auf dieſe Verbündeten ſo aus den Augen ſetzen, daß er ernſtliche Schritte zur Austilgung des reformirten Bekenntniſſes in Frankreich that? Im zweiten Bande der franzöſiſchen Geſchichte ſagt Ranke: „Unter allen Nicht-Proteſtanten, die jemals gelebt haben, hat keiner ein größeres Verdienſt um den Proteſtantismus, als dieſer Cardinal, der ſeine politiſche Macht in Frankreich brach. — Im Kampfe gegen die kirchliche Uebermacht der durch Spanien geförderten katholiſchen Reſtauration erſcheint er als der Nachfolger nicht allein Heinrichs IV., ſondern ſelbſt der Königin Eliſabeth.“

Aber auch die innere Politik hat er bei jener Milde gewiß nicht außer Acht gelaſſen. Wenn er rückſichtsloſe Gewalt und Strenge gegen Alle, welche ſich gegen das von ihm repräſentirte königliche Anſehen erhoben, für unumgänglich nöthig hielt, folgt daraus, daß es ihm für den Staat auch erſprießlich ſchien, wenn die Geiſter gewaltſam unter eine und dieſelbe äußere Autorität gebeugt wurden? Sollte einem Staatsmann, wie er es war, nicht das Beiſpiel Spaniens eine große Warnung geweſen ſein?

Spaniens, deſſen Herabſinken mit der Zeit beginnt, wo es ſich rühmt den letzten Ketzer den Flammen übergeben zu haben.

So ſtanden die Dinge denn auch in der nächſten Zeit nach dem Tode Richelieu's noch günſtig genug für die Proteſtanten. Im Jahre 1644 waren unter neun Marſchällen von Frankreich fünf Reformirte.

Aber nach zwei Jahrzehenden änderte ſich Alles; dem wachſenden Gelüſt des Hofes, die Reformirten zu bekehren, kam die Stimmung der Nation entgegen. Nicht in religiöſen Antrieben wurzelte dieſe, ſondern in der Richtung, welche damals die herrſchende geworden war, der Einheit nämlich und mit ihr der Einförmigkeit. Die alles Andere bedrückende und vernichtende monarchiſche Centraliſation, welche ſich in der Perſon Ludwigs XIV. mächtiger und glänzender als je entfaltete, wurde die Idee, welche die Allermeiſten beſeelte und durchdrang; in dem Ruhme, welcher von der einheitlichen Königsgewalt ausging, beſpiegelten ſich die Franzoſen; er ſchien auf Alle zurückzuſtrahlen; ſeinetwegen auf die Rechte, auf die freie Entwickelung des individuellen Lebens zu verzichten, war man bereit, mit einer merkwürdigen Verblendung über die Folgen, welche dieß nothwendig nach ſich ziehen mußte. Wie Sitten, geſellſchaftlicher Ton, die Erzeugniſſe der Kunſt, der Poeſie, der ganzen Litteratur, die Sprach- und Ausdrucksformen genau dieſelben werden ſollten, ganz ſo, wie ſie dem Hofe gefielen und von ihm begünſtigt wurden, ſollte auch das religiöſe Bekenntniß für alle Fran-

zoſen eines und daſſelbe werden. Ueberzeugung, Gewiſſen, das ganze Innere des Menſchen kamen dabei nicht in Betracht.

Ich habe Sie ſchon in einem frühern Briefe darauf aufmerkſam gemacht, daß die Religionsänderung Heinrichs IV. für Einzelne, beſonders aus den Reihen des Adels, das ſchlimmſte Beiſpiel gab, den religiöſen Glauben der Eintracht, den Staatsintereſſen, wie man ſie auffaſſen zu müſſen glaubte, der Ruhe des Friedens im eigenen Lande zum Opfer zu bringen, in der That aber mehr als dieſem Allem dem eigenen Nutzen. „Solche, ſagt ein franzöſiſcher reformirter Schriftſteller, welche früher dem Blutgerüſt getrotzt hatten, ließen ſich jetzt durch die Hofgunſt verlocken; ſie fanden, in die Fußtapfen ihres Königs tretend, daß Ehrenſtellen und hohe Aemter wol eine Meſſe werth wären.“ So ging es unter den großen Familien fort während der folgenden Regierungen, noch vor der grauſamen Ausrottung des reformirten Bekenntniſſes. Ein Beweis von der ſittlichen Ausartung des franzöſiſchen Adels.

Keine dieſer Bekehrungen machte ein ſo großes und ſo erklärliches Aufſehen, als die des bei weitem berühmteſten unter jenen fünf Marſchällen, des größten franzöſiſchen Heerführers des Jahrhunderts, Turenne's. Längſt hatte man dieſen zu bewegen geſucht, ſich der Religion ſeines Königs zuzuwenden, auf deſſen Gunſt er einen außerordentlichen Werth legte. Noch hielt ſeine wahrhaft fromme Frau ihn zurück; als dieſe geſtorben war, gab

er dem verstärkten Andringen nach und trat 1668, sieben und funfzig Jahre alt, zur römischen Kirche über. Wahrscheinlich war er schon seit geraumer Zeit in den Stürmen des Kriegs- und des Hoflebens für die Unterschiede der Bekenntnisse gleichgültig geworden. Er selbst und mit ihm die öffentliche Meinung schrieben seine Bekehrung den Unterredungen mit Bossuet und dessen, wie man behauptet, zu diesem Zweck eigends verfaßten Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse zu, die er erst später herausgab.

Diese berühmte Schrift enthält die möglichst feinste und gefälligste Darstellung der wichtigsten Streitpunkte und ist ganz darauf berechnet, durch ein reichlich über sie gegossenes mildes Oel, Protestanten, die zu zweifeln angefangen haben, die Einkehr in den Schoß der Kirche annehmlich zu machen, wie sie denn diese Wirkung, wenn auch vielleicht nicht auf Turenne selbst, doch gewiß auf manche Andere gehabt hat, besonders auf Solche, die an ihre Lesung mit dem stillen Wunsche gingen, in ihr Anlaß zu ihrer Bekehrung zu finden. Hat es doch sogar das Ansehen, als ob der Fundamentalsatz des Protestantismus, die Rechtfertigung durch den Glauben allein, hier so aufgefaßt sei, daß ein evangelisches Gemüth sich dabei allenfalls beruhigen könnte. Daran wird aber die Nothwendigkeit der genugthuenden Werke so geschickt geknüpft, daß Ablaß und Fegfeuer daraus abgeleitet werden können, und manches Andere, worauf zwar nicht die ausdrückliche Lehre der Kirche, aber die priesterliche Praxis oft

ein ſolches Gewicht zu legen weiß, daß ſich dem großen Haufen die Religion des Geiſtes unvermerkt in Magie verwandelt. Bei allem Dem hat Boſſuet den Eiferern in ſeiner Kirche ſchon viel zu viel nachzugeben geſchienen. Ohne ihn geradezu zu nennen, haben zwei Jeſuiten gegen das Buch geſchrieben und ihm mit Bitterkeit vorgeworfen, daß es die wahre Kirchenlehre durch zweideutige mildernde Ausdrücke abſchwäche und verfälſche. Andererſeits ſind auch reformirte Geiſtliche dem Verfaſſer die Antwort nicht ſchuldig geblieben, indem ſie ihren Lehrbegriff gegen ihn vertheidigt haben.

Ich finde bei einem der Lebensbeſchreiber des Marſchalls aus ſeinen Unterredungen mit Boſſuet einen Satz an die Spitze geſtellt, der wol den größten Eindruck auf ihn gemacht haben mag: „daß der große Haufe, unfähig, ſelbſt zu unterſuchen, durch Autorität geleitet werden müſſe" — ein Satz, der immer und in allen Bekenntniſſen als eine Waffe gegen die freie Unterſuchung gebraucht worden iſt, mochten nun Diejenigen, die ſich ihrer bedienten, es mit der Religion aufrichtig meinen, oder ſie heuchleriſch nur als ein Mittel betrachten, den Haufen zu zügeln.

Mit nicht geringem Schrecken erfüllte Turenne's Bekehrung die Gemüther der franzöſiſchen Reformirten; ſie ſahen in dieſem Abfall das traurigſte Vorzeichen. Des Königs übler Wille gegen ſie wurde täglich einleuchtender. Eine große Schutzwehr gegen dieſen war ihnen hier geraubt.

Die Ausrottung des reformirten Bekenntniſſes durch

Ludwig XIV. ist nicht etwa nur ein Nachhall, ein schwächerer Schluß des Trauerspiels der Religions- und Bürgerkriege ein Jahrhundert vorher; sie ist in manchem Betracht etwas viel Schlimmeres. Damals hatten sich zwei mächtige Parteien gegenüber gestanden; die Katholiken hatten überredet werden können, daß ihrer Religion, dem Hofe, dessen rechtmäßiger Gewalt von den Reformirten Gefahr drohe; eingebildete Furcht und erhitzte Leidenschaft hatten einen Grad erreichen können, in dem selbst der Frevel der Bartholomäusnacht wie eine Art von Nothwehr erschien. Jetzt waren die Reformirten längst weder eine religiös vorauschreitende Partei, noch eine politisch gefährliche, sie waren gar keine politische Partei mehr; sie hatten sich seit einem halben Jahrhundert ganz in den Frieden hineingelebt, und waren die ruhigsten, gehorsamsten Unterthanen. Sie hatten allen Lockungen widerstanden, im Aufruhr der Fronde gegen den Hof Partei zu ergreifen. Als Heinrich IV. den Kampf um die ihm gebührende Krone begonnen hatte, waren sie es, und sie fast allein, die das Banner der Legitimität hoch emportrugen. Das lohnte den Enkeln dieser Männer der Enkel jenes Königs durch die grausamsten Verfolgungen. Denn thöricht und ganz erfolglos ist die Bemühung französischer Schriftsteller, Voltaire's an der Spitze, den König selbst von dieser Schmach zu reinigen, und Alles auf seine Rathgeber, auf seine unwürdigen Werkzeuge zu schieben, welche ihm die begangenen Unmenschlichkeiten verhehlt

hätten. Einem Ludwig XIV. hätte man verbergen können, was Jahre hindurch durch seine Truppen fast in allen Landschaften seines Reiches geschah? „Ein wohlunterrichteter Mann, sagt Raumer, hörte in Versailles täglich von Personen, die den König sahen, in den Vorzimmern desselben laut und heftig von den aller Orten begangenen Gewaltthaten reden" — und dem Fürsten allein soll davon nichts zu Ohren gekommen sein?

Vierundzwanzigſter Brief.

1858.

In den kürzeren Handbüchern, aus welchen die Meiſten ihre hiſtoriſche Belehrung ſchöpfen, finden ſich die Mittel, durch welche Ludwig und ſeine Helfer den reformirten Glauben in Frankreich zerſtörten, häufig mit viel zu ſchwachen und unzulänglichen Farben gemalt. Man ſpricht von allerhand Plackereien und Beläſtigungen, von der Wegnahme und Zerſtörung von Kirchen, von Dragonereinquartierungen mit ihren Quälereien, die bis zu körperlichen Mißhandlungen ſtiegen, von Einſperrungen, von Galeerenſtrafen gegen beſonders Widerſpenſtige verhängt, von Hinrichtungen vertriebener Prediger, welche Rückkehr wagten, und erzwungen Bekehrter, die wieder abfielen. Das Alles iſt freilich ſchlimm genug, aber doch noch lange nicht das Schlimmſte. Es gibt kein Bild von dem Entſetzlichen dieſer Verfolgungen, von dem Schrankenloſen der Gewaltthaten, welche allein die erſtaunlich raſche Vernichtung der reformirten Kirche in Frankreich erklären.

Wenn man von den Einkerkerungen spricht, müßte man doch auch von dem Zustande dieser Gefängnisse etwas sagen. Die Armen, die nichts verbrochen hatten, als daß sie durch keine Art von Drohung zur Abschwörung ihres Glaubens zu bringen waren, wurden mit dem Auswurf der Galeerensklaven in dieselben engen Kerker gesteckt; man versagte ihnen ein wenig Stroh zum Nachtlager.

Wenn man der Hinrichtungen von Predigern gedenkt, sollte man doch die ausgesuchte Grausamkeit, mit der sie vollzogen wurden, nicht unerwähnt lassen. Einer dieser Prediger, Homel, wurde, noch vor der förmlichen Aufhebung des Edicts von Nantes, zu Tournon lebendig gerädert, in einem Alter von zwei und siebzig Jahren, wo man sonst auch die ärgsten Verbrecher dieser barbarischen Strafe nicht mehr unterwarf, und der Henker machte sich eine Freude daraus, die Qualen des unglücklichen Greises möglichst zu verlängern.

Vor Allem aber dürften compendiarische Darstellungen, aus welchen unsere Jugend oft fast allein Geschichte lernt, nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergehen, wie über große Scharen von Reformirten, welche, nachdem man ihre Kirchen niedergerissen, sich im offenen Felde versammelten, um Gottesdienst zu halten, die Soldaten herfielen und Metzeleien unter ihnen anrichteten.

Sonst gehören Austreibungen, Verbannungen aus dem Vaterlande zu den härtesten und empfindlichsten Strafen. Hier machte sie die raffinirte Unmenschlichkeit der Verfolger zu einer Wohlthat, die nur durch ein kühnes

Wagniß, durch große Gefahren, denen man ſich ausſetzte, zu erlangen war, da auf Auswanderung die härteſten Strafen geſetzt waren, weil Ludwig die Reformirten zwar bekehren, aber ihre Perſonen, ihre Thätigkeit, ihr Vermögen nicht für Frankreich verloren gehen laſſen wollte. Daß indeß Viele den Muth hatten, dieſen Gefahren entgegenzugehen, und Viele ihnen glücklich entgingen, iſt die bekannteſte Thatſache in der Geſchichte dieſer Verfolgung. „Der Heroismus des Bekenntniſſes, ſagt Ranke, zeigte ſich diesmal nicht im Widerſtande, ſondern, wenn man das paradoxe Wort ausſprechen darf, in der Flucht.“

Genauer würde er geſagt haben: mehr in der Flucht als im Widerſtande. Denn auch von den Zurückbleibenden ſtarben viele als Märtyrer ihrer theuerſten Ueberzeugung, wenn auch eine weit größere Zahl die Rettung ihres Lebens in der erzwungenen Abſchwörung ſuchte. Der Muth des Märtyrerthums, wenn die Zwangsmittel den höchſten Grad erreichen, iſt nicht Jedermanns Sache. „Der Mann, ſagt Leſſing, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergibt ihm ſeine Untreue um ſeiner Liebe willen.“ Und wer kann ohne Rührung leſen, was die Einwohner von Orange — einer Stadt, die Ludwig gar nicht einmal gehörte — ſagten, als der General, der ſie an der Spitze von zwei Regimentern bedrängte, ihnen nur ein paar Stunden Bedenkzeit laſſen wollte! „Hab' und Gut würden ſie gern aufopfern, aber das Beiſpiel anderer Ortſchaften zeige, daß, nachdem

der Beſitz zu Grunde gerichtet ſei, perſönliche Mißhandlungen angewendet würden, ſo lange Jemand von ſeinem Bekenntniſſe nicht weiche."

Die Zahl der gewaltſam Bekehrten ſteigt auf mehr als eine Million. Daß ſie im Herzen Proteſtanten blieben, war der katholiſchen Geiſtlichkeit gleichgültig. Wußte ſie doch, daß die folgenden Generationen ihr ganz gehören würden. Auf drei- bis viermal hunderttauſend kann man die glücklich Entkommenen anſchlagen, die ſich über die verſchiedenen proteſtantiſchen Länder Europas zerſtreuten, und Sismondi hat gewiß Recht, wenn er die Anzahl Derer, welche durch die Soldaten, auf der Flucht, in den Gefängniſſen, den Hospitälern, den Galeeren und auf den Blutgerüſten umkamen, eben ſo hoch annimmt. Geſteht doch ein katholiſcher Berichterſtatter, daß in der Provinz Languedoc allein während dieſer Verfolgung zehntauſend Menſchen verbrannt, gehängt und gerädert wurden.

Die Idee einer ſich über Alles erſtreckenden, Alles durchdringenden Einheit, auf die ich ſchon im vorigen Briefe hinwies, hatte die Köpfe der Franzoſen ſo eingenommen, daß die Unterwerfung auch der religiöſen Ueberzeugung, auch der Gewiſſen der Einzelnen, als eine Nothwendigkeit erſchien. Und als nun der Hof die confeſſionelle Einheit mit rückſichtsloſer Gewalt durchführte, zeigte ſich jenes Gefühl in einer Erbarmungsloſigkeit mit den Seelen- und Körperleiden der proteſtantiſchen Mitbürger, die in Erſtaunen ſetzen müßte, wenn

man nicht wüßte, wie weit die Macht von Vorurtheilen geht, wenn sie von einem Fanatismus unterstützt werden, den anzufachen, der vereinigte Einfluß der Regierung und der Priesterschaft nur zu sehr in seiner Gewalt hat. Die große Mehrzahl der katholischen Franzosen aller Stände zollte der Aufhebung des Edicts von Nantes vollen und lauten Beifall. Statt des Mitleids erfuhr das Unglück noch Verspottung; Caricaturen mit satirischen Versen legten eine höhnische Freude über das Ende des Calvinismus an den Tag. Man sieht aus diesen Versen, daß es den Priestern gelungen war, dem Volke einzureden, das calvinische Bekenntniß sei nichts als Heuchelei.

Daß Schmeichler Ludwig in Lobgedichten in die Wolken hoben wegen seines vollständigen Sieges über die Ketzerei, ist eine Erscheinung, wie sie in solchen Fällen immer vorkommt. Aber es muß in Erstaunen setzen, daß Bossuet und Fléchier, Männer von einem so bedeutenden geistigen Range, sich nicht scheuten, den Kanzler Le Tellier, der eines der vorzüglichsten Werkzeuge des berüchtigen Widerrufs gewesen war, der ihn mit einem wüthenden Eifer betrieben hatte, in ihren Trauerreden auf ihn deswegen zu preisen, wie Einen, der ein frommes Werk, ein Werk Gottes vollendet habe.

Ich bringe Ihnen, liebster Freund, diese traurigen Thatsachen aus keinem andern Grunde in Erinnerung, als aus dem ich Ihnen diese Briefe überhaupt schreibe. Ich sage Ihnen nur Dinge, aus denen sich wichtige und fruchtbare Lehren und Erfahrungen ziehen lassen für

ſpätere Zeiten. So aus den Verfolgungen der Reformirten durch Ludwig XIV. und unter ihm:

daß man ſich nicht täuſchen laſſen darf durch eine lange Zeit friedlicher Ruhe und ſcheinbarer Verſöhnung, indem auch der durch keinen neuen Anlaß aufgeregte Fanatismus plötzlich hervorbrechen kann wie ein verheerendes Ungewitter;

daß der aufrichtigſte politiſche Gehorſam dagegen nicht ſchützt, weil die Anklage aufrühreriſcher Gedanken und Beſtrebungen nichts iſt, als ein bloßer Vorwand;

daß ſelbſt erleuchtete Prälaten, die ſonſt Alles von frommer Ueberredung zu erwarten vorgeben, die ſchändlichſten Grauſamkeiten billigen und preiſen können, wenn die Kirche dadurch nur Seelen gewinnt.

Als man ſich im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich der finſtern, unmenſchlichen Intoleranz, welche gegen das eigene Fleiſch und Blut ſo gewüthet hatte, ſchämte und die wahre Bedeutung der ruchloſen That erwog, zählten franzöſiſche Schriftſteller die Wunden auf, welche ſich Ludwig damit ſelbſt geſchlagen habe: daß er eine Maſſe ſeiner beſten Unterthanen mit ihren Reichthümern und ihrem Gewerbfleiße in fremde Länder gejagt, daß er die Heere ſeiner Feinde durch Franzoſen, doppelt tapfer durch ein natürliches Rachegefühl, vermehrt, daß er ſich den Haß von halb Europa zugezogen habe, den er nur zu ſehr habe fühlen müſſen.

Allerdings iſt die nie ausbleibende Nemeſis auch für dieſe Unthat über Frankreich gekommen, und die aufge-

zählten Umstände sind sehr wichtige Stücke derselben; aber die allerwichtigste, wirkungsreichste und tiefste Folge ist von jenen Franzosen und den Schriftstellern anderer Völker, die ihnen nachschrieben, doch nicht genannt.

Diese bestand in der Aufhebung des nothwendigen Gegensatzes gegen die unbedingte Herrschaft der Autorität, welche keine Freiheit im religiösen und allem sonstigen damit in unmittelbarer Verbindung stehenden geistigen Leben gestatten will. In der reformirten Kirche war dieser Freiheit ein Spielraum gestattet, aber ein auch auf der Grundlage eines positiven Glaubens ruhender, der Maß, Gesetz und Regel in sich trägt und mit dem recht verstandenen Katholicismus ein gemeinsames christliches Bewußtsein theilt. Die geistige Welt ruht auf Gegensätzen, und wenn der eine als Sieger den entgegenstehenden aus seiner rechtmäßigen Stellung verdrängt, befördert er die Erzeugung einer extremen verderblichen Richtung, denn die Uebertreibung auf der einen Seite ruft sie mit innerer Nothwendigkeit auch auf der anderen hervor. So geschah es in Frankreich. Nach der Vernichtung der für die katholische Kirche selbst heilsamen, mit conservativen und gläubigen Bestandtheilen durchdrungenen Freiheit im Protestantismus fand sich die ungläubige, gesetz- und schrankenlose Opposition ein. Durch das Extrem der alles Denken in eine feste Regel zwängenden Richtschnur bildete sich sehr rasch das Extrem der alles Heiligen spottenden Frivolität, des Materialismus und Atheismus. Den Anstoß dazu gab allerdings die englische Frei-

geisterei, aber wie mäßig erscheint diese Opposition gegen Voltaire und die Encyklopädisten! Kein Wunder! In England herrschte der Protestantismus; in Frankreich wurde die strebsame Jugend in die Schulen der Jesuiten geschickt und stürzte sich von da aus in den vollsten Unglauben.

Die geschichtliche Entwickelung hat eine unerbittliche Consequenz, sie wirft die Folgen der Sünden auf die Häupter der Urheber zurück. Aber eben weil es eine geschichtliche Entwickelung ist, muß der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen, und der ungläubige Luftstrom, der in Frankreich seinen Ursprung genommen, hat auch über die Grenzen dieses Landes hinaus vielen Schaden gestiftet und dem unabhängigen Denken eine grundfalsche Richtung beigemischt.

Fünfundzwanzigſter Brief.

1858.

In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt England die Burg des Proteſtantismus in Europa. Ohne England würde es nach menſchlichem Ermeſſen ſchlimm mit ihm geſtanden haben, und in dieſem England hatte er die größten Gefahren von der eigenen Herrſcherfamilie zu beſtehen, die ſich dem Wahne hingegeben hatte, daß der römiſche Katholicismus, oder ein ſich ihm möglichſt nähernder Proteſtantismus, eine feſte Stütze des Thrones ſei und ihm das Uebergewicht über Volksrechte und Volksfreiheiten gebe.

Die beiden Männer, welche den Widerſtand gegen dieſe verderbenſchwangeren Abſichten befeuerten, betrieben und ihm zum Siege verhalfen, ſind Cromwell und Wilhelm III.

Je höher ein Menſch geſtanden hat und je mehr er den Platz, auf dem er ſtand, ſich ſelbſt und einem Kampfe mit den größten Schwierigkeiten verdankt, deſto abweichender pflegen die Urtheile der Geſchichte über ihn zu lau-

ten. Dieß ist ganz besonders bei Cromwell der Fall. Sie werden nicht erwarten, liebster Freund, hier eine Erwägung dieser Frage zu lesen. Was sich in Cromwells politischen Thaten rechtfertigen läßt, und was darin verdammt werden muß, bis zu welchem Grade brennender Ehrgeiz in ihm herrschte, ihn verleitete und verblendete — auf diese Zweifel kommt es uns heute nicht an. Nur das, wozu ihn das achtzehnte Jahrhundert, dem das Verständniß religiöser Antriebe abhanden gekommen war, gern stempeln wollte — ein religiöser Heuchler — das war er gewiß nicht.

Mag man die Schriftsteller, welche in den letzten Jahrzehenden den großen Umschwung in der öffentlichen Meinung Englands zu Gunsten Cromwells hervorgerufen haben, eines zu weit getriebenen politischen Liberalismus beschuldigen — auch darüber will ich nicht streiten. Wol aber verdient — und gerade für den Zweck dieser Briefe — unsere Aufmerksamkeit ein Nichtengländer, der in einem eigenen 1848 erschienenen Buche als ein begeisterter Lobredner Cromwells aufgetreten ist, ein Mann von ganz conservativen Gesinnungen und der entschiedensten christlichen Gläubigkeit — Merle d'Aubigné. Ich möchte keineswegs alle seine Sätze unterschreiben; er scheint mir in der Verherrlichung seines Helden viel zu weit zu gehen. Daß man aber den Eifer für die Sache des Protestantismus als die diesen von Anfang seiner Laufbahn an vor allen andern Rücksichten bestimmende und befeuernde Idee betrachten muß, gebe ich ihm gern zu, wie dieß denn auch

um die Zeit, wo jener Umſchwung in der öffentlichen Meinung über ihn vorging, ſelbſt von Schriftſtellern der toryſtiſchen Farbe anerkannt worden iſt. Cromwell wurde der Retter des Proteſtantismus in ſeinem Vaterlande, in ſo fern er der eigentliche Beſieger des Königs war, und damit deſſen Streben, die engliſche Kirche der katholiſchen zu nähern, völlig zu Boden ſchlug, wobei der weitere politiſche und perſönliche Gebrauch, den er von ſeinem Siege machte, ganz aus dem Spiele bleibt. Was aber ſeine religiöſen Kämpfe und Siege zu univerſalhiſtoriſchen macht, iſt, daß er dieſes ſein Leben durchdringende Streben zur Rettung des Proteſtantismus nicht bloß auf England beſchränkte. „Im ſiebzehnten Jahrhundert, als die proteſtantiſchen Fürſten überall eingeſchüchtert, kraftlos, ſtumm waren, und einige unter ihnen ſich auf einen traurigen Glaubensabfall vorbereiteten, war Cromwell der Einzige, der ſich zum Beſchützer des evangeliſchen Chriſtenthums in ganz Europa erklärte". So Merle d'Aubigné. Mit Anſpielung auf die doppelte Bedeutung des Titels Protector für Cromwell hat er ſein Buch Le Protecteur genannt.

Es waren beſonders die ſchrecklichen, die Waldenſer in Piemont in Cromwells Tagen treffenden Verfolgungen, welche ihm Gelegenheit gaben, ſeinen Eifer für auswärtige Proteſtanten zu bethätigen. Jene Waldenſer hatten ſich durch ihren ſtreng ſittlichen Wandel und ihren Fleiß ſehr vermehrt. Ihre Wohnplätze, drei Thäler an den Grenzen der Dauphiné, waren ihnen zu eng geworden;

ſie hatten angefangen, Grundſtücke außerhalb derſelben anzukaufen und ſich dort auszubreiten. Genug für den katholiſchen Klerus, ihre gewaltſame Vertreibung anzuregen. Die römiſche Congregation de propaganda fide et exstirpandis haereticis, welche durch das große Jubelfeſt von 1650 mit erneuertem heiligem Eifer erfüllt war, trieb den Turiner Hof zu den härteſten Maßregeln. Im Januar 1655 befahl Herzog Karl Emanuel II. allen Reformirten, die ſich außerhalb jener Thäler befanden, bei Lebensſtrafe binnen drei Tagen dahin zurückzukehren. Die Unglücklichen mußten ſich mit ihren Familien mitten im härteſten Winter aufmachen und über den Schnee und das Eis der hohen Berge den Weg antreten. Aber durch Hunger und Mangel an Obdach dem größten Elende Preis gegeben, wurde ein Theil von ihnen genöthigt, ſich ihren menſchlichen Drängern zu widerſetzen. Da fielen piemonteſiſche Kriegsvölker über ſie her und begingen, von den Prieſtern aufgehetzt, Grauſamkeiten an ihnen, deren Erzählung das Gemüth mit Entſetzen erfüllt. Je répugne — ſagt Guizot in ſeiner kürzlich erſchienenen Geſchichte Cromwells — à en retracer les hideux détails. — Mir geht es eben ſo.

Unterrichtet von dem Ungewitter, welches ſich über die Häupter der Waldenſer zuſammenzog, hatte Cromwell ſchon angefangen, ſich für ſie zu verwenden, als die Nachricht von den Metzeleien nach England kam. Unwille und Mitleid bewegten die ganze Nation. Die Stärke der Theilnahme zeigte ſich in der ſehr anſehnlichen Geldſumme,

welche zur Unterstützung der bedrängten Glaubensgenossen zusammenkam. Bei Cromwell war der namhafte Beitrag, den er dazu spendete, natürlich das Geringste, was er that. Er schrieb an die protestantischen Regierungen Europas, Fürsten und Freistaaten, um ihnen die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens für bedrängte Protestanten in ganz Europa vorzuhalten, in Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit und vermöge ihrer Pflicht als Christen. Er schickte sofort einen außerordentlichen Gesandten nach Turin und Paris mit Briefen an den Herzog von Savoyen, an Ludwig XIV. und an Mazarin, worin er des Ersten Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen, des Letzten Beistand zur Erfüllung seines Begehrens in Anspruch nahm. Wie sehr auch die Seele des Protectors von Schmerz und Zorn erfüllt war, der Ton seiner Briefe war zwar fest und bestimmt, aber gemäßigt. Desto entschiedener war ihr Eindruck. Den größten machte Cromwells Haltung auf Mazarin. In dem schon seit zwei Jahrzehenden dauernden Kriege zwischen Frankreich und Spanien hatte man sich von beiden Seiten eifrig um ein Bündniß mit dem mächtigen Haupte Englands bemüht und sich, um es zu erlangen, zu bedeutenden Opfern bereit gezeigt. Cromwell hatte mit der Entscheidung gezögert, endlich war er bereit gewesen, mit Frankreich einen Vertrag zu unterzeichnen; da kam die Nachricht von den Vorgängen in Piemont, und nun schob er den Abschluß wieder auf, bis man sich in Paris entschlossen haben würde, seine Bemühungen zu Gunsten der Waldenser zu

unterstützen. Das Schicksal dieser Unglücklichen war dem Cardinal sehr gleichgültig, aber an dem Bündniß mit England war ihm Alles gelegen. Als er nun vollends erfuhr, daß Cromwell in die vereinigten Niederlande und die protestantischen Cantone der Schweiz drang, um im äußersten Falle ihre Waffen mit den seinigen zu verbinden, und eine Erscheinung von englischen Schiffen und Truppen an den Küsten Italiens, wie sie von Cromwells Entschlossenheit und Ernst wol zu befürchten war, ihm höchst bedenklich schien, da gab er dem französischen Gesandten in Turin die Weisung, mit allem Nachdruck auf eine rasche Abstellung der protestantischen Beschwerden zu dringen. Bei den Rücksichten, die man in Turin auf Frankreich zu nehmen hatte, konnte der beabsichtigte Erfolg nicht fehlen. Eine herzogliche Verordnung vom 18. August 1655 verbot alle weiteren Verfolgungen und gab den Waldensern ihre alten Rechte zurück.

So hatte Cromwell seinen edlen Zweck erreicht, ohne daß es der Waffen oder auch nur dessen, was man heut zu Tage das Abbrechen der diplomatischen Verbindung nennt, bedurft hätte. Ein Beweis von dem wirksamen Eindruck eines großen Charakters, einer fest auftretenden, männlichen Entschlossenheit. Und er hatte dabei nicht etwa gefragt, ob die Waldenser auch in der Lehre und den Gebräuchen ganz übereinstimmten mit den englischen Presbyterianern.

Das große Princip, welches ihn bei dieser seiner schönen That geleitet hatte, verlor er nie aus den Augen.

Es lag ihm ganz besonders am Herzen; er wünschte, es den Engländern als einen der wichtigsten leitenden Grundsätze ihrer Politik zu hinterlassen. Davon ist die vorletzte Rede, die er in seinem Todesjahre an das Parlament hielt, erfüllt. Er geht aus von dem Gedanken, daß Sicherheit für den Protestantismus und Sicherheit für die Freiheit und die Wohlfahrt Englands eng verknüpft sind. „Ich glaube, sagt er, daß, wer recht um sich sieht und den Stand des Protestantismus in der ganzen Christenheit betrachtet, sagen und anerkennen muß, daß die große jetzt schwebende Frage, in Vergleichung mit welcher alle andern Fragen gering sind, die ist: ob die gesammte christliche Welt Papisterei werden soll, oder ob Gott die Sache aller protestantischen Christen in der Welt liebt, und wir daher auch Liebe zu ihr tragen und ein brüderliches Mitgefühl hegen sollen." Er zeigt hierauf, wie überall in Europa der Protestantismus bedroht und gefährdet sei, in Italien, der Schweiz, Polen, Deutschland, wo Leopold von Oesterreich, der Enkel des Fürsten, der in seinen Erblanden den Protestantismus ausgerottet, im Begriff sei, den erledigten Kaiserthron zu besteigen. „Meint ihr vielleicht, fährt er dann fort, es seien das weit entlegene Dinge, die euch nichts angingen? Ich sage auch, sie gehen euch an, sie stehen in Zusammenhang auch mit euren religiösen Verhältnissen, mit allen wahren Interessen Englands."

Heutzutage meint man wol: vor zweihundert Jahren mag Cromwell gute Gründe gehabt haben, so zu

ſprechen, jetzt iſt das Alles anders geworden; der Gegenſatz von römiſcher und evangeliſcher Lehre hat auf die Politik, auf die Verbindungen der Staaten, auf die Bildung, auf den Wohlſtand, auf alle materiellen Verhältniſſe und Vortheile der Völker wenig oder gar keinen Einfluß mehr. — Hat man Recht, ſo zu meinen? Zur Antwort auf dieſe Frage ſollen meine weiteren Briefe Beiträge liefern.

Sechsundzwanzigster Brief.

1858.

Ich muß auf meine Behauptung zurückkommen: die Vorstellung, daß mit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das Ende des Kampfes der Confessionen und ein Gleichgewicht unter ihnen eingetreten sei, ist ein gefährlicher, die Evangelischen noch heut zu Tage einschläfernder Wahn, der mit allen Mitteln, welche die wahre Ueberzeugung gewährt, bekämpft werden muß. Man müßte denn das Ende eines Kampfes nennen, wo nur eine Partei siegreich fortschreitet und Boden gewinnt, die andere weicht und verliert, höchstens ihren Besitz mit Mühe behauptet. Von den Zeiten Kaiser Rudolfs II. und der Bartholomäusnacht an ist der Protestantismus im Großen und Ganzen der verfolgte, verlierende, der die empfindlichsten Einbußen erleidende Theil. In großen Ländern, wo er früher herrschte, d. h. das volle Uebergewicht hatte, ist er entweder ausgerottet, oder durch Treulosigkeiten, den Bruch beschworener Rechte und durch Gewaltthaten, die er erduldet, zu einem wenig bedeutenden Reste zu-

ſammengeſchrumpft. Von einem Stillſtand in dieſen Angriffen, dieſem Vordringen des Papſtthums kann man allenfalls ſprechen für die Zeiten, wo Humanität und wahre Toleranz endlich den Sieg errungen zu haben ſchienen. Aber nur zu bald ging ſie vorüber, dieſe ſchöne Zeit. Dann ſind die alten, von den Liſtigen nur vertagten Pläne wieder aufgenommen worden, und die letzten zwei Jahrhunderte haben — nicht für die auffallenden Erfolge, wol aber für die kleineren von denſelben leitenden und treibenden Gedanken hervorgebrachten — im Grunde nur eine und dieſelbe Geſchichte.

Und es iſt keineswegs die Religion allein, es ſind keineswegs allein die Gewiſſen, die Beſeligung des Einzelnen, welche durch das Vordringen des römiſchen Katholicismus unermeßlichen Schaden litten; es ſind nicht minder das geiſtige, das litterariſche, das politiſche Leben, die innere und äußere Wohlfahrt der Völker, welchen dadurch die empfindlichſten Wunden geſchlagen wurden, Wunden, an denen ſie hinſiechten, die ihnen die beſten Kräfte, ſchweren Schickſalsſchlägen zu widerſtehen, entzogen.

Kein Land gibt davon ein ſchlagenderes Beiſpiel als Polen.

Leſen Sie, um ſich davon zu überzeugen, die lehrreiche Geſchichte der Reformation in Polen vom Grafen Kraſinsky, von der 1841 auch eine deutſche Bearbeitung nach dem engliſch geſchriebenen Original erſchienen iſt.

Mit dem wärmſten und edelſten Eifer für ſein unglückliches Vaterland erfüllt und voll des tiefſten Schmerzes über den Verluſt ſeiner Unabhängigkeit, forſcht der Verfaſſer nach den Urſachen dieſes traurigen Falles und findet ſie — dieß iſt der rothe Faden, der durch ſein etwas ungleichartig gearbeitetes Buch hindurchgeht — hauptſächlich in der Unterdrückung der freien Geiſtesentwickelung. Und als die ſchlimmen Werkzeuge dieſer Unterdrückung begegnen ihm immer und überall die Jeſuiten. Die Ausdehnung und den verderblichen Erfolg ihrer Thätigkeit hat er in einer großen Reihe ſchlagender Beiſpiele nachgewieſen.

Den Jeſuiten wurde durch den Biſchof und Cardinal Hoſius der erſte Sitz in Polen 1565 gegründet, zu einer Zeit, wo der größte Theil des Adels proteſtantiſch geworden war, und der Klerus ſich nicht mehr getraute, ohne die wirkſame Hülfe jener dazu beſonders organiſirten Geſellſchaft den Fortſchritten der Evangeliſchen Schranken zu ſetzen. Die ſittlichen Grundſätze, zu denen ſich Hoſius bekannte, lernt man zur Genüge aus einem Briefe kennen, den er an Heinrich von Valois während der kurzen Zeit, wo dieſer auf dem Throne von Polen ſaß, ſchrieb. Er ermahnt darin den König, den von ihm geſchworenen Krönungseid, die Rechte aller Kirchen im Reiche zu ſchützen, **nicht** zu halten; zum Bruche eines ſolchen Eides bedürfe es keiner beſonderen Abſolution.

Unter den Anhängern der verſchiedenen von der römiſchen Kirche zurückgetretenen Bekenntniſſe, Lutheranern,

Calviniſten, böhmiſchen Brüdern, Socinianern, fehlte es an Streitigkeiten nicht, und ſo legten ſich auch in Polen dem Frieden und Gedeihen des Proteſtantismus ſeine beiden ſchlimmſten Feinde, die ihm überall den größten Abbruch thaten, in den Weg: die Jeſuiten und der Hader in ſeinem eigenen Schoße.

Der König, unter welchem der überwiegende Einfluß der Jeſuiten gegründet wurde, war Stephan Bathori, auf den die Stimmen der Wähler fielen, obgleich er Proteſtant war. Unglücklicherweiſe aber ließ er ſich bereden, zu ſeiner Befeſtigung auf dem Thron ſei der Uebertritt zur römiſchen Kirche erforderlich, ſo daß er nicht nur einer Krone wegen vom Glauben abfiel, ſondern es ſogar that, ohne daß ein Geſetz dieß Erforderniß ausgeſprochen hätte. Eine Folge davon war, daß er, gegen ſeine beſſere Einſicht und widerſtrebend, doch zuweilen Wege betrat, auf die ſeine katholiſchen Rathgeber ihn drängten.

Den größten Einfluß auf ihn hatte der päpſtliche Nuncius Cardinal Bolognetto. Es iſt erſtaunlich wie viel dieſer Mann zum Schaden der Proteſtanten durchzuſetzen wußte. Ranke hat aus einer Relation darüber an den päpſtlichen Hof merkwürdige Umſtände mitgetheilt. Ich will nur des einen erwähnen, daß Bolognetto einen vom engliſchen Hofe angetragenen, für Danzig ſehr vortheilhaften Handelsvertrag hintertrieb, weil die Engländer das Verſprechen verlangten, daß ſie beim Aufenthalte in Polen ihrer Religion wegen nicht beläſtigt werden ſollten. Wie

gering nun auch die Gefahr war, welche einige Anglicaner der römiſchen Kirche bringen konnten, ſie war anmaßend genug, dem polniſchen Staatsintereſſe auch dafür ein Opfer zuzumuthen, und der König gleich bereit, es zu bringen.

Polen hat das Unglück gehabt, zwei Jahrhunderte hindurch meiſtens von Proſelyten oder Söhnen von Proſelyten regiert zu werden, und man weiß, wie übereifrig dieſe für den Glauben zu ſein pflegen, dem ſie zugeführt worden ſind. Stephan Bathori hatte die Gelüſte des Klerus zur Ketzerunterdrückung noch in Schranken gehalten, aber anders wurden die Dinge, als nach ihm Siegmund III., der erſte König aus dem Hauſe Waſa, den polniſchen Thron beſtieg. Dieſen hatten ſeine Eltern, der König Johann von Schweden und die polniſche Prinzeſſin Katharina, öffentlich zum Schein zum Lutheraner, heimlich und in Wahrheit zum eifrigen Katholiken erzogen, in spem utriusque regni, wie der Vater ſagte, obſchon dieſe Doppelzüngigkeit ihren Zweck verfehlte. Unter dieſem Siegmund ſchritt in Polen die katholiſche Reaction durch Verlockungen und Gewaltthaten von Sieg zu Sieg. Siegmund machte von dem einzigen wirkſamen und bedeutenden Rechte der Könige von Polen, der Verleihung von Ehrenſtellen und einträglichen Aemtern, nur zu Gunſten ſeiner Glaubensgenoſſen Gebrauch und den ausgedehnteſten — er bekleidete keinen Proteſtanten damit. Dieſem Köder widerſtanden viele Adliche nicht. Angeſehene Familien wuchſen raſch an Einkünften und Ein-

fluß, weil ſie übergetreten waren; ihr Beiſpiel reizte andere, ihnen zu folgen.

So geſchah es, daß — da bei der Thronbeſteigung dieſes Siegmund der größere Theil der Senatoren, d. h. ſämmtlicher hoher geiſtlicher und weltlicher Reichsbeamten, aus Proteſtanten beſtand — bei ſeinem Tode alle, bis auf zwei, Katholiken waren. In den Städten, wo man über jene Mittel nicht verfügen konnte, ſcheute man die Gewalt nicht. Man nahm den Proteſtanten faſt überall die Pfarrkirchen, unter dem Vorwande, daß ſie doch von katholiſchen Stiftungen herrührten. Die lange Regierung dieſes Königs iſt die conſequente Durchführung eines Syſtems, welches Roms Obergewalt in allen Verhältniſſen förderte mit gänzlicher Mißachtung der Volksintereſſen. „Dieſes beklagenswerthe Syſtem — ſagt Kraſinsky — hat Polens Wohlfahrt untergraben und die Keime aller Uebel gelegt, die den Verfall und den Sturz des unglücklichen Landes herbeigeführt haben.“ Welch ein Spiegel wäre auch hier für die Gegenwart in Polen vorhanden, wenn die Menſchen nur in die Spiegel der Vergangenheit ſchauen wollten.

Siegmund verdiente den Namen des Jeſuitenkönigs, den man ihm gab, mit vollem Rechte; denn er war ganz ein Werkzeug in den Händen dieſes Ordens, deſſen Gunſt der einzige Weg zu Beförderungen war; und das Hauptmittel, dieſe Gunſt zu erlangen, waren reiche Geſchenke, daher die Einkünfte des Ordens bald eine außerordent-

liche Höhe erſtiegen. Und beſonders reifte die Ernte, auf die er immer ein vorzügliches Abſehen gerichtet hat: er bekam die Erziehung, vorzüglich die des Adels, ganz in ſeine Hände. Das Land wurde mit ſeinen Schulen bedeckt. Wir finden, daß das Jeſuitencollegium in Pultusk allein vierhundert Zöglinge zählte, alle von Adel. Und was trug die adliche Jugend, d. h. die Jugend der alleinigen Staatsbürger, aus dieſem Unterrichte davon? Nichts als eine gewiſſe Fertigkeit in ſchlechtem Latein. Sonſt wurde die Geiſtesentwickelung der Schüler unterdrückt und aufgehalten, ihre Seelen wurden mit Aberglauben und Bigotterie erfüllt.

„Die Jeſuiten, ſagt Kraſinsky, ſahen ein, daß es zur Ausrottung der ſchriftmäßigen Glaubenslehren kein zuverläſſigeres Mittel geben könnte, als den Verſtand des Volkes durch ein verkehrtes Erziehungsſyſtem zu feſſeln, und in dieſer Abſicht führten ſie ein ſolches Syſtem in den öffentlichen Schulen ein, die lange faſt ausſchließend von ihnen geleitet wurden. Dieſe Maßregel hatte ihre natürlichen Folgen; Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit wurden beinahe vernichtet, und Polen, das während des ſechzehnten Jahrhunderts raſche Fortſchritte faſt in allen Theilen geiſtiger Veredlung gemacht hatte, ging eben ſo raſch zurück. Um einen ſolchen Preis wurde der Romanismus in Polen gerettet, und kein Land in der Welt gibt vielleicht eine ſo eindringliche Erläuterung der Segnungen, die ein Staat durch die Einführung ſchriftmäßiger Glaubenslehren erlangt, und der Drangſale, welche die

Unterdrückung derſelben einem Volke bringt, da Polen während der Fortſchritte der Reformation an Wohlfahrt und Ruhm zunahm und in gleichem Verhältniſſe ſank, als die Herrſchaft des bibliſchen Chriſtenthums der römiſch katholiſchen Gegenwirkung weichen mußte."

Derſelbe Schriftſteller führt über das Erziehungsweſen der Jeſuiten eine merkwürdige Stelle an aus der Schrift eines gelehrten Polen, Brozek oder Broscius, der ein eifriger Katholik war. „Die Jeſuiten, ſo lautet ſie, unterrichten ihre Zöglinge nach Alvars Sprachlehre, die ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und es wird viel Zeit damit zugebracht. Sie thun dieß aus vielen Gründen. Sie wollen den Zögling lange in der Schule behalten, um ſo lange als möglich die anſehnlichen Geſchenke zu ziehen, die ſie von den Eltern der Kinder erhalten, obgleich ſie unentgeltlich zu unterrichten vorgeben. Sie behalten die Kinder lange Zeit in ihrer Schule, um mit der Geiſtesrichtung derſelben genau bekannt zu werden, und ſie ganz nach ihren eigenen Plänen und für ihre Zwecke erziehen zu können. Wünſchen nun die Angehörigen eines Zöglings, ihn wieder aus der Schule zu nehmen, ſo haben die Lehrer einen Vorwand, ihn länger zu behalten. Laßt ihm doch, ſagen ſie, wenigſtens Zeit, die Grammatik zu lernen, die Grundlage aller anderen Kenntniſſe. Sie wünſchen ihre Zöglinge bis zu den reiferen Jugendjahren in ihrer Schule zu behalten, um diejenigen, die große Geiſtesanlagen beſitzen oder anſehnliche Erbſchaften zu erwarten haben, für ihren Orden zu ge-

winnen. Hat aber ein Zögling keine Anlagen oder kein Erbe zu erwarten, ſo wollen ſie ihn nicht behalten. Und was bleibt ihm übrig? Er weiß nichts, iſt zu jeder nützlichen Beſchäftigung untauglich und muß die Väter bitten, für ihn zu ſorgen, die ihm dann eine geringe Stelle in dem Hauſe eines ihrer Wohlthäter verſchaffen, um ihn ſpäter als ein Werkzeug für ihre Abſichten und Zwecke gebrauchen zu können."

Oft wußte der Orden ſeine Anhänger, die Verbrechen begingen, vor den darauf ſtehenden Strafen zu ſchützen. Mußte da nicht das Anſehen der Geſetze tief erſchüttert werden?

Was konnten die Jeſuiten in Polen ſich Kühneres träumen, als einen aus ihrem Orden auf dem Throne zu ſehen? Auch dieß ging in Erfüllung. Der dritte König aus dem Hauſe Waſa, Johann Kaſimir, war, ehe er die Krone erhielt, einige Jahre ein Glied des Ordens geweſen und Cardinal der römiſchen Kirche geworden. Wie ſchlecht würde er den Geiſt der Geſellſchaft Jeſu repräſentirt haben, wenn weitere Fortſchritte der Reaction ſeine Regierung nicht bezeichnet hätten! Viele Proteſtanten gab es zwar immer noch im Lande, aber ein Element des Volkslebens war der Proteſtantismus nicht mehr. Der Geiſt der Geſetzgebung unter Johann Kaſimir wird durch nichts ſo entſchieden ausgedrückt, als durch die Androhung der Todesſtrafe für Alle, welche die römiſche Kirche verlaſſen würden.

Siebenundzwanzigſter Brief.

1858.

Nach zwei Zwiſchenregierungen von ſechsundzwanzig Jahren wurde der Thron wieder durch einen Uebergänger, den ſächſiſchen Auguſt, beſetzt. Da es ihm, dem die Bekenntnißfrage gleichgültig war, nur darauf ankam, politiſche Abſichten zu erreichen, ſo opferte er dem Klerus willig ſeine früheren Glaubensgenoſſen und ließ es ſich als förmliche Wahlbedingung gefallen, keinem Proteſtanten ein Amt oder eine Würde von Bedeutung zu verleihen. Zu welchem Landesverrath die Biſchöfe geneigt waren, wenn ſie dadurch nur ihrer den Proteſtanten feindſeligen Glaubenswuth genügen konnten, geht aus einem Vertrage hervor, den die polniſche Republik 1716 mit Peter dem Großen ſchloß. Auf Betrieb des polniſchen Hauptunterhändlers, des Biſchofs Szaniawski von Cujavien, garantirte der Zar neue große Beſchränkungen, welche den nicht katholiſchen Polen auferlegt wurden; dafür wurde ihm die Reduction des polniſchen Heeres von 80000 Mann auf 18000 zugeſtanden.

Unter dieſer Regierung, die ſich zu einem willenloſen Werkzeuge des jeſuitiſchen Fanatismus erniedrigte, wurde der polniſchen Geſchichte das unauslöſchliche Schandmal des Thorner Blutgerichts aufgedrückt, welches Europa mit Entſetzen erfüllte. Auch in dem damals der Krone Polen unterworfenen Thorn hatten die Jeſuiten ſich eingeniſtet und ein Collegium erbaut. Durch ein freches, beleidigendes Betragen gegen die Einwohner der deutſchen faſt ganz evangeliſchen Stadt, beſonders von ihren Zöglingen gegen die Schüler des lutheriſchen Gymnaſiums verübt, hatten ſie die Gemüther erbittert. Dieſe Stimmung kam zum Ausbruch, als im Sommer 1724, bei Gelegenheit einer Proceſſion, ein polniſcher Jeſuitenſchüler einige evangeliſche Zuſchauer, welche nicht niederknieen wollten, mißhandelte. Der Pöbel nahm Rache durch einen Angriff auf das Collegium, wobei Geräthe und einige Marien- und Heiligenbilder zerſtört und verbrannt wurden. Dieſer Unfug verdiente allerdings Beſtrafung der Urheber, und ſie hätte immerhin eine ſehr ſtrenge ſein mögen; aber die Jeſuiten wollten die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, die Evangeliſchen ihren Haß noch ganz anders fühlen zu laſſen. Es wurde der Stadt bei dem Aſſeſſorialgerichte zu Warſchau ein Proceß angehängt, in Folge deſſen der erſte und zweite Bürgermeiſter, obſchon ihnen mit Fug und Recht nichts zur Laſt gelegt werden konnte, als höchſtens, daß ſie gegen den Auflauf nicht ſofort und nachdrücklich eingeſchritten wären, ſo wie neun andere Bürger zum Tode verurtheilt wurden. Und dieſer furcht-

bare Justizmord wurde vollstreckt; der, welcher damals König von Polen hieß, der Abkömmling glorreicher Fürsten, die Gut und Blut an die Aufrechthaltung der evangelischen Lehre gesetzt hatten, ließ es geschehen, obschon sich andere Höfe, auch katholische, für die unglücklichen Schlachtopfer nachdrücklich verwendet hatten. August schützte vor, daß ihm nach der polnischen Verfassung das Begnadigungsrecht nicht zustehe; indeß wird man schwerlich glauben können, daß er nicht vermocht hätte, die Schmach eines solchen Frevels von sich und von Polen abzuwenden, wenn er einigen Muth besessen und nicht in der steten Besorgniß gelebt hätte, durch irgend eine bei einer mächtigen Partei mißliebige That seine Krone einzubüßen. Der zweite Bürgermeister wurde begnadigt, der erste, der alte, ehrwürdige, hochverdiente Rößner, und die neun Andern wurden enthauptet, Einige erst, nachdem ihnen vorher die Hände abgehauen worden waren. Eine große Anzahl anderer Personen wurde ihrer Aemter entsetzt oder verwiesen oder mit schweren Geldbußen belegt. Die evangelische Hauptkirche mußte den Katholischen abgetreten werden, „zur Versöhnung der in ihren Bildern an ihrer Ehre gekränkten Mutter Gottes", wie es in dem Urtheile heißt. Der Stadt wurde die Zahlung einer ungeheuern Summe an die Jesuiten als Schadenersatz auferlegt.

So stand es in einer deutschen Stadt um die Sicherheit von Leben und Gut der Evangelischen. Daß die Jesuiten aus einem rohen, Cannibalen würdigen Blutdurst so gehandelt haben, wird man schwerlich annehmen

können. Der Zweck, den sie bei diesen Unmenschlichkeiten verfolgten, kann kein anderer gewesen sein, als der, alle Gleichgültigen, ja selbst ihre Gegner zu ihren Werkzeugen zu machen. Denn wer sollte nicht eilen, die Partei des Ordens zu ergreifen, auch die kleinste Beeinträchtigung von ihm abzuwenden, wenn selbst Protestanten den Mangel am thätigsten Eifer zum Schutz eines vom Pöbel überfallenen Jesuiten-Collegiums mit dem Leben büßen mußten?

Ein so großes in die Augen fallendes Unglück wie über die Protestanten Polens brachte die Jesuitenherrschaft über die Katholiken der Nation allerdings nicht, aber innerlich genommen war ihr verderblicher Einfluß auf die letzteren sogar noch weit größer, dadurch, daß sie die geistige Entwickelung und Bildung zurückhielten. Kaum war auch ihr Orden aufgehoben, so wurde der Grund zur Verbesserung der Universitäten zu Krakau und Wilna gelegt, die Gelehrtenschulen wurden reformirt, viele neue Lehranstalten gestiftet. In der kurzen Zeit von 1775 bis 1791 — bemerkt Krasinsky — hat Polen größere Fortschritte in den Wissenschaften gemacht, als während der zwei Jahrhunderte, wo die Erziehung in den Händen der Jesuiten war.

Die Leidensgeschichte der ungarischen Protestanten ist noch trauriger als die der polnischen. In der letzteren war das blutige Märtyrerthum selten; die Unterdrückung des evangelischen Glaubens, das traurige Zusammenschmelzen der Zahl seiner Bekenner, ward meistens durch Mittel anderer Art bewirkt. Dagegen zeigt die Geschichte

des Proteſtantismus in Ungarn ſeit den Zeiten Kaiſer Ferdinands II. nicht bloß Kirchen zu Hunderten weggenommen und die Prediger vertrieben, ſondern Foltern, Hinrichtungen mit ausgeſuchter Grauſamkeit, Kerkerhaft, deren Art die Gefangenen zu Tode quälte, Galeerenſklaverei — wobei wiederum die Jeſuiten die hitzigſten Anſtifter und Anſchürer des Fanatismus waren. — Merle d'Aubigné führt einen Ausſpruch ſeines Landsmannes Sismondi an: „Wenn man die Verfolgungen der Proteſtanten in Ungarn kennen lernt, ſieht man, daß ſie die der Hugenotten unter Ludwig XIV. übertreffen.“

Dieſe Stelle findet ſich in der Einleitung, die Merle einem Buche vorgeſetzt hat, welches vor einigen Jahren in deutſcher Sprache erſchienen iſt, unter dem Titel: „Geſchichte der evangeliſchen Kirche in Ungarn vom Anfange der Reformation bis 1850, mit Rückſicht auf Siebenbürgen“. Lieſ't man das Buch durch, ſo findet man den Ausſpruch Sismondi's vollkommen beſtätigt. Die gewiſſenhafteſte Benutzung der Quellen und Urkunden, Treue und Wahrheitsliebe leuchten aus jeder Seite hervor. Schade, daß der Verfaſſer ſich nicht mehr darauf verſtanden hat, den Leſer auch durch die Darſtellung zu feſſeln, daß ihm die Kunſt des Geſchichtſchreibers mangelt, Detail und überſichtliches Zuſammenziehen des weniger Weſentlichen und Bedeutenden, mit einander abwechſeln zu laſſen.

Unter Maria Thereſia hörten die Hinrichtungen auf, aber keineswegs mannichfaltige Verfolgungen, Bedrückun-

gen und Qualen. Jesuiten, von Bewaffneten begleitet, gingen von Haus zu Haus, raubten die Kinder aus gemischten Ehen und erzogen sie in Güte oder mit Gewalt zum Katholicismus. Einige katholische Gräfinnen ließen ihre evangelischen Unterthanen in finstere Kerker werfen und so lange peitschen, bis sie ihren Glauben abgeschworen hatten.

Die Jesuiten haben immer nur zu gut gewußt, daß eines der vorzüglichsten Erhaltungs- und Stärkungsmittel des Protestantismus in der Trefflichkeit seiner Unterrichtsanstalten besteht. Seine Schulen verderben, war so viel wie eine seiner wichtigsten Lebensquellen verstopfen. In Ungarn waren diese daher auch ein vorzüglicher Gegenstand systematischer Verfolgungen und Beeinträchtigungen. Sie mußten dadurch immer mehr zusammenschmelzen und verkümmern, während die katholischen sich jeder Begünstigung und Förderung zu erfreuen hatten. Welch ein Zeugniß für den unter den Protestanten gepflegten Geist ist es nun, daß die Zöglinge ihrer Anstalten dennoch die der katholischen an Kenntnissen und Tüchtigkeit für das bürgerliche Leben bei weitem übertrafen! So sehr, daß einst ein vornehmer katholischer Ungar, als man ihm den Uebertritt eines Protestanten meldete, sagte, „er kenne keine größeren Thoren als die Katholiken, die sich über die Bekehrung eines Lutheraners freuen, denn wenn alle Protestanten katholisch würden, bliebe von den jetzt lebenden Katholiken Niemand im Amte".

Achtundzwanzigſter Brief.

1858.

In meinem letzten Briefe haben mich die Leiden der polniſchen Proteſtanten auf ein kurzes Wort über das Jammergeſchick der ungariſchen, und dieſes ſchon auf eine Erwähnung der Kaiſerin Maria Thereſia geführt, während ich doch mit einer Hinweiſung auf die Entwickelung der Religionsverhältniſſe Deutſchlands ſeit dem dreißigjährigen Kriege noch im Rückſtande bin. Dieſes Verſäumniß nachzuholen will ich heute anfangen, wenn man es anders ein Verſäumniß nennen kann. Denn oft laſſen ſich ſehr verſchiedene Dispoſitionen eines hiſtoriſchen Stoffes rechtfertigen, und Sie erinnern ſich wol aus früheren Geſprächen meiner Behauptung, daß die Anordnung des Stoffes eine der ſchwierigſten Aufgaben für den Geſchichtſchreiber iſt.

Der weſtphäliſche Friede wollte eine Gleichheit des Rechts für Katholiken und Proteſtanten begründen, und ſprach es in den deutlichſten Worten aus. Gleichwohl ſuchten viele katholiſche Stände, wo ſie es nur wagen und

durchführen zu können hofften, dieſe Rechtsgleichheit zu brechen, und die Proteſtanten waren in der Regel die alten; ſie klagten viel und handelten wenig.

Gleich an der Schwelle der neuen Periode finden wir den nun fünfundſiebzigjährigen bayeriſchen Kurfürſten Maximilian den klaren Beſtimmungen des Friedens trotzen. Durch dieſe war den evangeliſchen Unterthanen katholiſcher Landesherren der Gottesdienſt, den ſie im Jahre 1624 gehabt, für die Zukunft unbedingt zugeſtanden. In dieſem Jahre hatte aber Maximilian ſein Bekehrungswerk in der Oberpfalz eben erſt begonnen, die allermeiſten Einwohner waren da noch evangeliſch geweſen. Darauf fußend verlangte nun das Land in Vorſtellungen über Vorſtellungen die Wiedereinrichtung des lutheriſchen Kirchenthums. Die ſchwediſche Regierung unterſtützte dieſe Bitten nachdrücklich, ja, ſie drohte mit Feindſeligkeiten, wenn das gerechte Begehren nicht erfüllt würde. Aber Maximilian blieb beharrlich bei ſeiner Weigerung, und erklärte, er würde an die Erhaltung der katholiſchen Religion in der Oberpfalz ſein Land, ja Leib und Leben ſetzen. Den kaum beendeten fürchterlichen Krieg ſofort wieder zu erneuern, fanden doch die Schweden allzu bedenklich, und Maximilian hatte am ſpäten Abend ſeines Lebens, wie ſo oft im Laufe deſſelben, offenbares Unrecht ertrotzt.

Es war ein ſchlimmes Vorzeichen für eine Zukunft, von der man Gerechtigkeit und Frieden erwartete, und leider ging es in Erfüllung. Unter den Reichsländern war es vornehmlich die Rheinpfalz, wo vom Ende des

Jahrhunderts an die Proteſtanten ſchwere Bedrängniſſe erfuhren. Als dort mit dem Enkel jenes Friedrich, der den kurzen Freudenrauſch auf dem böhmiſchen Königsthron mit langer Verbannung hatte büßen müſſen, die Simmernſche Linie der Wittelsbacher 1685 erloſchen war, ging die pfälziſche Kur über auf die durch Wolfgang Wilhelm katholiſch gewordene Neuburger Linie. Da aber Ludwig XIV. unbegründete Anſprüche auf das Land erhob, worüber der Krieg ausbrach, der ſich durch die hunniſchen von den Franzoſen verübten Verwüſtungen dem Gedächtniß der Menſchen tief eingeprägt hat, gelangten die Neuburger erſt durch den Ryswicker Frieden zum ruhigen Beſitze. Sofort erließ der von Jeſuiten geleitete Hof Anordnungen, durch welche das katholiſche Kirchenthum vor dem reformirten begünſtigt, auf deſſen Koſten ausgeſtattet und bereichert wurde. Obſchon die Katholiken kaum den ſechſten Theil der Bevölkerung ausmachten, zwang man doch die Reformirten, die Kirchen und Kirchengüter mit ihnen zu theilen. Auch an Druck anderer Art fehlte es nicht. Seitdem waren die pfälziſchen Beſchwerden ein unaufhörlicher Gegenſtand in den Reichstagsverhandlungen. Die proteſtantiſchen Fürſten nöthigten der Regierung zuweilen einige Erleichterung für die Bedrängten ab. Das war aber dann nur von kurzer Dauer.

So ins Volle wie hier in der Mitte einer faſt ganz evangeliſchen Bevölkerung konnten die Jeſuiten im Reiche faſt nirgends wirken. Die goldenen Zeiten der unermeßlichen Ernte für ſie unter Rudolf II. und ſeinen näch-

ſten Nachfolgern waren dahin. Doch verzweifelten ſie darum nicht an der Erreichung ihres großen Zieles, ganz Deutſchland wieder römiſch zu machen, nur daß es in eine weitere Ferne gerückt war, und daß es jetzt galt, leiſe aufzutreten, allmähliche Schritte zu thun, und milde Mittel anzuwenden. Waren ſie denn aber nicht in jeder Art der Bekehrungskunſt vollendete Meiſter? Ihre reiche Erfahrung hatte ihnen gelehrt, daß der große Haufe in der Regel folge, wenn nur erſt die Hervorragenden gewonnen ſeien. Auf dieſe, auf fürſtliche und Standesperſonen, auf Gelehrte und höher Gebildete, auf die immer viel wirkenden Frauen der vornehmen Geſellſchaft, war ihre Abſicht gerichtet. Ein weſentliches Stück ihrer Methode beſtand darin, daß die zu Gewinnenden gar nicht wiſſen mußten, wer ſich ihnen nähere. Schleichend und zugleich kühn traten ſie auf unter allerlei Masken und Verkleidungen, als Cavaliere, Aerzte, Architekten, Kaufleute, Secretaire, in jeder Geſtalt, die ihnen paſſend und bequem ſchien. Man wählte zu dieſem Komödienſpiel die Geſchickteſten und Gewandteſten, die nicht aus der Rolle fielen, bis es Zeit war. Meiſterlich war das zu befolgende Verfahren in ein Syſtem gebracht. Leſen Sie die geheimen Inſtructionen für deutſche Miſſionen aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die in einem ſchwäbiſchen Jeſuitencollegium gefunden und im Sophronizon Band VII Heft 5 publicirt ſind. Die Aufmerkſamkeit der Sendlinge wird darin beſonders auf die proteſtantiſchen Univerſitäten gelenkt, ſie ſollten auf dieſen, unter

dem Vorwande (praetextu) Vorlesungen über Rechtswissenschaft und Arzneikunde zu hören, vertraute Verbindungen mit den Studirenden anknüpfen und ihnen Liebe zur katholischen Religion einflößen; ältere Ordensglieder, von denen nicht glaublich sein würde, daß der Collegienbesuch ihr Zweck sei, sollten unter dem Vorwande, neuere Sprachen zu lehren, dem Seelengewinn nachgehen. An den fürstlichen Höfen würden sie als Mathematiker und Historiker am leichtesten Zutritt gewinnen. Aber, schließt die merkwürdige Instruction, es bedarf der Freigebigkeit des apostolischen Stuhles und der Sammlungen im katholischen Deutschland; denn ohne Geld haben diese Dinge keinen Fortgang.

Das Hauptaugenmerk der für die Rettung verlorener Seelen so besorgten Väter blieben die Bekehrungen deutscher Herrscher und anderer Glieder fürstlicher Geschlechter. Diesem Geschäft lagen sie mit der Hülfe anderer Orden und sonstiger Gesinnungsgenossen mit einer Thätigkeit, einem Eifer, einer Anstrengung ob, die ihres Gleichen suchen. Und ganz erstaunlich sind die Erfolge dieser Betriebsamkeit. Pütter gibt im 2. Theile seiner Entwickelung der Staatsverfassung des deutschen Reichs ein chronologisches Verzeichniß der von 1614 bis 1769 aus reichsständischen Häusern Bekehrten, welches zweiundvierzig derselben aufzählt. Aber es ist sehr unvollständig und läßt die Frauen ganz weg. Fügt man diese hinzu, und ergänzt die sonstigen Lücken, so wird man

jene Zahl mehr als verdoppeln müſſen. Die Geſchichte dieſer Bekehrungen iſt eine ungemein intereſſante, und eine umfaſſende Darſtellung derſelben, die noch fehlt, würde jetzt, wo weit mehr ungedruckter Stoff als ſonſt zugänglich iſt, eine ſehr dankenswerthe Arbeit ſein. Nur über einige dieſer Fälle haben wir ein ſehr gründliches kritiſches Buch: „Dreißig Jahre des Proſelytismus in Sachſen und Braunſchweig“ von W. G. Soldan. Es iſt mit proteſtantiſcher Glaubenswärme und zugleich in Hinſicht auf die Indignation, welche die angewandten Mittel erwecken, mit Mäßigung geſchrieben.

Vom Religionswechſel eines Fürſten konnte der erzwungene ſeines Landes nach den Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens nicht mehr erwartet werden. Auch verlangten die erſchreckten Landſtände faſt immer Reverſalien über die unveränderte Fortdauer der kirchlichen Zuſtände von den übergetretenen Landesherren, welche dieſe zu verweigern nicht wagten, um nicht eine bedenkliche Unzufriedenheit hervorzurufen. Aber weder die Stände noch die evangeliſche Geiſtlichkeit konnten die Bildung einer Propaganda in der Umgebung des Fürſten verhindern. Daß die Rückſicht auf ſeine Gunſt oder Ungunſt weitere Bekehrungen nach ſich ziehen würden, hofften die Jeſuiten mit gutem Grunde. Als in Hannover der katholiſch gewordene Herzog Johann Friedrich 1665 zur Regierung gelangte, ſiedelte ſich dort alsbald eine Capuzinercolonie an, und mehrere Hofleute eilten ſich bekehren zu laſſen, ehe noch der Herzog daran dachte, Proſelyten

zu machen. Der Fürſt ſelbſt war vierzehn Jahre vorher auf einer Reiſe vermocht worden, in die römiſche Kirche zu treten. Jedermann wußte, daß die Jeſuiten den Fürſtenſöhnen in der Ferne Fallſtricke legten; um den Prinzen Johann Friedrich davor zu ſchützen, hatte man ihm den Profeſſor Blum, einen Helmſtädtiſchen Theologen, als Wächter mitgegeben. Aber gerade dieſer wurde ein Werkzeug für den Abfall des Prinzen. Ihn, den proteſtantiſchen Profeſſor, gewannen die liſtigen Seelenfänger zuerſt; er ſpielte mit ihnen unter einer Decke, und wurde gegen das Verſprechen eines Jahrgeldes von zweitauſend Thalern ſelbſt katholiſch. Sie haben hier eine Probe von den Mitteln, die zu gebrauchen man nicht anſtand. Kein Trug wurde verſchmäht, die beginnenden Wirkungen der Ueberredung zu unterſtützen. Zuweilen mußten Wunder und Viſionen die vorher künſtlich aufgeregten Sinne des Einzuweihenden blenden. Gewöhnlich wurde deren Aufenthalt in Frankreich, Italien, Wien benutzt, um den imponirenden Eindruck einer großen, glänzenden katholiſchen Welt, der Pracht ihres Gottesdienſtes, zu Hülfe zu rufen. Man liebte es, an ſolchen Orten das Werk zu vollenden. Es gewährte dieß den Vortheil, das Geſchehene für einige Zeit geheim halten zu können, damit nicht in der Heimath ſofort Mittel ergriffen würden, weiteren Folgen vorzubauen.

Und die Gründe, welche fürſtliche und andere deutſche Proteſtanten bewogen, dem Glauben, in dem ſie geboren

waren, abzusagen? Sie sind sehr mannichfacher, äußerer, innerer und aus beiderlei Bestandtheilen gemischter Art. Einige gaben sich dabei völlig den Ueberredenden hin, Andere kamen ihnen mit eigenen Antrieben, Leidenschaften, Gefühlen, Erfahrungen, die sie in ihrem Innern gemacht zu haben glaubten, entgegen. Einige glaubten in der That die Ueberzeugung von den Vorzügen der römischen Kirche, von ihrer allein seligmachenden Kraft, gewonnen zu haben. Ein die höchsten Angelegenheiten des Menschen leitendes, persönliches, sichtbares Oberhaupt, dessen Aussprüchen jeder Zweifel sich beugt, schien eine Beruhigung zu gewähren, für die kein zu zahlender Preis zu hoch war. Wir haben an der berühmten Christine von Schweden ein Beispiel, daß eine Königin, die Alles bei der evangelischen Lehre hätte halten sollen, da ihr großer Vater für sie in den Tod gegangen, und die Macht und Verfassung ihres Reiches auf sie gebaut war, eine Frau von einer staunenswerthen geistigen Begabung, der kein menschlicher Geistesflug zu hoch war — daß diese aus der Unruhe philosophischer Zweifel, aus Furcht vor einem daraus entspringenden völligen Unglauben, Rettung suchte in dem Schirm der päpstlichen Untrüglichkeit. Können wir uns da noch wundern, daß schwache Geister, die nichts so scheuen als die Anstrengung des Denkens, sich in dasselbe Asyl flüchteten? Und welchen Vorschub leistete dieser Denkfaulheit der Zustand von Starrheit, Verknöcherung und Buchstabendienst, in welchen die protestantische Orthodoxie gesunken war. Sie betonte den Un-

terſchied zwiſchen Geiſteskuechtſchaft und Geiſtesfreiheit, dieſen Angelpunkt der Frage zwiſchen beiden Bekenntniſſen, ſo wenig, daß die Uebergänger nur Eine äußerlich vorhandene Autorität mit der andern zu vertauſchen meinten. Waren nun dieſe geiſtig Unmündigen noch überdies von Lüſten Entnervte und von Gewiſſensbiſſen Gequälte, ſo glaubten ſie der Verſicherung gern, daß die katholiſche Kirche für die Sündenvergebung weit ſichrere und doch weit leichtere und bequemere Mittel darbiete, als die proteſtantiſche.

Daran reihen ſich nun die eigentlich unlauteren Motive des Ehrgeizes, des Eigennutzes, der Habſucht, von kleineren Vortheilen, die ſich an die Converſion knüpften, als Pfründen für nachgeborene Söhne, an bis zu den glänzendſten Hoffnungen und Ausſichten. Hier vereinigten ſich recht Religion und Politik, und hier ſieht man, daß die römiſch-deutſche Kaiſerkrone doch nicht eine ſolche Schattenmacht war, wie man gewöhnlich annimmt. Oeſterreich bildete da immer den Alles anziehenden Mittelpunkt, Oeſterreich hatte immer einen zu gewährenden Vortheil, einen Beiſtand, eine Gunſt, eine Entſcheidung in ſtreitigen Fällen in Bereitſchaft, um Converſionen zu belohnen. Bei Manchen wirkten wohl ſolche verwerfliche Beweggründe und der Glaube, einen ſichern Weg zur ewigen Seligkeit gefunden zu haben, oder völlige religiöſe Gleichgültigkeit neben einander, und gewiß geſtanden ſich wol nur ſehr Wenige ſelbſt, daß ſie ſich nur von äußern Vortheilen hätten leiten laſſen. Das menſchliche Herz iſt

nur zu geneigt, ſich ſelbſt zu täuſchen und das Gute von ſich zu glauben. Doch muß ich bemerken, daß der Edelſte, Geiſtvollſte und Kenntnißreichſte der fürſtlichen Convertiten von einem guten Theile derſelben, deren er in ſeinen Briefen erwähnt, mit großer Geringſchätzung ſpricht, ihre Uebertritte weltlichen Beweggründen zuſchreibt, und es den Jeſuiten verdenkt, daß ſie von der Menge und Trefflichkeit der durch ſie bekehrten Prinzen ein großes Aufheben machten. Auch betonen proteſtantiſche Kirchenhiſtoriker, daß die katholiſche Kirche an ihnen und anderen Uebergängern einen geringen Gewinn gemacht hat*). Aber wie wahr es auch ſein mag, daß im Reiche des Geiſtes die Einzelnen nicht gezählt ſondern gewogen werden, ſind doch in der Welt der Erſcheinung das Geiſtige und das Leibliche zu eng verbunden, als daß ein numeriſcher Verluſt nicht auch ein Verluſt ſein ſollte. In jedem Fall iſt die Geſchichte dieſer Bekehrungen für die Kenntniß der Umſtrickungen, welchen die Evangeliſchen ausgeſetzt waren, ſehr wichtig. Uebrigens blieben die Früchte der Fürſtenconverſionen ſchon darum weit unter den Erwar-

*) So Mosheim in den Instit. histor. eccles. nach der Aufzählung verſchiedener Proſelyten des 17. Jahrhunderts: Ex his vero si tollas, quibus res domi adversae, dignitatis et gloriae amplificandae libido, fortunarum et commodorum immoderata cupiditas, animi levitas, rationis imbecillitas, aliaeque nihilo sanctiores causae hanc mutationem suasisse, testatissimum est, ad paucos totam rediges familiam, quos nemo valde Romanis invidebit.

tungen der Jesuiten, weil in den meisten Fällen spätere Regierungswechsel die Länder wieder in die Hände von Evangelischen brachten.

Der fürstliche Convertit, den ich eben als den an Geistesgaben und Gesinnung über Alle Hervorragenden bezeichnete, ist der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Auch bei seiner 1652 Statt gefundenen Bekehrung sollen weltliche Motive mit eingewirkt haben. Gewiß spielten aber geistige die Hauptrolle. Der Landgraf besaß eine gewisse theologische Gelehrsamkeit, deren sich ein berühmter Streiter und Bekehrer, der Capuzinergeneral Valerianus Magnus, oder eigentlich Magni, bediente, und ihm dadurch beizukommen wußte. Dieser begabte Mann, dessen schon einer meiner früheren Briefe, in einer aus Pelzels böhmischer Geschichte entlehnten Stelle, erwähnt, hatte längst die Eifersucht der Jesuiten erregt, die im Kampfe gegen den Protestantismus Niemand neben sich leiden wollten. Und als ihm vollends die katholische Welt das Verdienst der Bekehrung des Landgrafen zuschrieb, ging diese Eifersucht in heftige Verfolgungen über.

Landgraf Ernst strebte eifrig, recht Viele nachzuziehen auf seinen Weg zum Heile. Er hielt ihn für den einzig möglichen zur Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Deutschland, für die er schwärmte. Nun gab es aber, abgesehen von den Unterscheidungslehren, viele Uebelstände in der römischen Kirche, welche durch die Reinigung, zu der ihr die Reformation den Anlaß gegeben hatte, entweder gar nicht beseitigt, oder wieder hervorgetreten waren.

Dieſe machten dem Landgrafen große Sorge. Sie ſchienen ihm allein hinreichend, viele Proteſtanten zurückzuſchrecken. Um nun für ihre Wegräumung zu wirken, ließ er ein Buch ohne ſeinen Namen drucken unter dem Titel „Der ſo wahrhafte als ganz aufrichtig und discret geſinnte Katholiſche". Er bekämpft darin, was ihm in beiden Kirchen mangelhaft erſchien. Von einer Veränderung in der Lehre und Verfaſſung der römiſchen will er nichts wiſſen, aber in ihrer Praxis, ſagt er, ſind Quellen eines Verderbniſſes vorhanden, die fortgeſchafft werden müſſen. Er geht ſo weit, dahin nicht nur den zu großen Reichthum des Klerus, ſondern ſeine weltliche Gewalt überhaupt und den Abſolutismus des Papſtes zu rechnen. Würden dieſe Mißſtände beſeitigt, dann könnten und müßten, meint er, die Proteſtanten zur Kirche zurückkehren, und die erſehnte Einheit würde hergeſtellt. Man findet nicht, daß dieſe herzlich gut gemeinten Vorſchläge Beachtung gefunden und eine Wirkung hervorgebracht hätten.

Neunundzwanzigſter Brief.

1858.

Obſchon es den Landgrafen vortheilhaft von dem blinden Haufen ſeiner übergetretenen Genoſſen unterſcheidet, daß er verbeſſernde Umgeſtaltungen in der katholiſchen Kirche für eine unabweisbare Nothwendigkeit hielt, hatte er ſich doch hineinbegeben, ohne ſie abzuwarten. Aber es gab in ſeinem Jahrhundert eine Richtung in der proteſtantiſchen Welt, die zwar auch Wiedervereinigung der getrennten Chriſten anſtrebte und bedeutende Opfer dafür zu bringen bereit war, aber nicht das ihrer ganzen proteſtantiſchen Ueberzeugung. Die dieſer Richtung Angehörenden faßten die Ausgleichung vielmehr wie einen Frieden unter ſtreitenden Parteien auf, der geſchloſſen wird auf der Grundlage gegenſeitiger Zugeſtändniſſe. Mit ſolchen Plänen hatte ſich ſchon der milde und friedliebende Hugo Grotius getragen und in dieſem Sinne Vorſchläge gemacht. Auch die Grundſätze des Helmſtädtiſchen Theologen Calixtus konnten einen Frieden ſolcher Art anbahnen. Denn dieſer für ſeine Tage bewunderuswür-

dig aufgeklärte Mann hob hervor, daß, da alle christlichen Kirchen im Grunde des Glaubens einig seien, sie auch alles Wesentliche mit einander gemein haben, und dieses Gemeinsame liege in den Symbolen und Concilienschlüssen der ersten fünf Jahrhunderte. Nun hatte aber die römische Kirche ein volles Jahrtausend daran weiter gebaut nach Principien, welche die Reformatoren vollkommen verworfen hatten. Es kam also nicht sowol auf eine Uebereinkunft über einzelne Lehren als über die Principien an, auf welchen das Lehr- und Verfassungsgebäude in beiden Kirchen ruhte, und die einander ziemlich aufhoben. Dieß war die außerordentliche Schwierigkeit, und wenn alle von Grundlagen wie die des Hugo Grotius und des Calixtus ausgehenden Versuche scheiterten, muß man sich hüten, die Schuld auf die Einseitigkeit und Halsstarrigkeit der Theologen zu schieben. Es scheinen bloße Spitzfindigkeiten, Formelwesen und Wortkram zu sein, woran sie sich klammern, aber hinter ihnen steht ein tiefer Geist, der sie lenkt, treibt und auch zurückhält, mögen sie es wissen oder nicht.

Indeß gab in Deutschland das frische Andenken an den schrecklichsten Krieg, den die Nation je erlebt hatte, den Einigungsgedanken Nahrung. Denn wenn sie ausgeführt wurden, war die Quelle, aus der ein solcher einmal wieder emporsteigen konnte, für immer verstopft. Wies doch das Friedensinstrument selbst an mehreren Stellen auf eine künftige Vereinigung der Religionsparteien hin. Zu den von diesen Wünschen Ergriffenen

und Bewegten gehörte auch Landgraf Ernst. Er zwar für seine Person hatte die Vereinigung schon auf seine Weise vollzogen; da ihm aber jede Annäherung schon werth war, weil er meinte, sie müsse weiter und weiter führen, ließ er auch jene Friedenstendenzen nicht aus dem Auge. Unter Denen, bei welchen sie vorauszusetzen waren, erblickte er den großen Leibniz. Mit ihm suchte er daher ein Verhältniß anzuknüpfen, und Leibniz kam diesem Wunsche bereitwillig entgegen. Von 1680 an unterhielten beide Männer einen Briefwechsel in französischer Sprache, den Rommel vor elf Jahren herausgegeben und sich dadurch ein wahres Verdienst erworben hat. Man sieht hier recht hinein in die damalige Bewegung der Gemüther über die wichtige Angelegenheit. Was hätte der Landgraf nicht darum gegeben, wenn er der römischen Kirche einen Mann von so außerordentlichem Ansehen wie Leibniz hätte zuführen können!

Milde und versöhnlich in seiner Gesinnung wie Hugo Grotius, aber in seinen Anschauungen weit idealer als dieser, faßte Leibniz die Aufgabe von einem höhern Standpunkte auf, und wie er sein ganzes reiches Leben zwischen der Theorie und der Praxis, zwischen wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten und dem Eingreifen in die Realität der gegebenen Verhältnisse theilte, war er auch stets geneigt, Beides in nahe Beziehung zu setzen und von dieser Verknüpfung Großes zu erwarten. Er theilte jenes Verlangen nach kirchlicher Aussöhnung, weil er glaubte und hoffte, daß ein großer politischer Friedensstand

in Europa darauf gegründet werden könnte, aber dieß war nicht der einzige Beweggrund, der ihn trieb, das Werk zu fördern. Mit seinem eindringenden Scharfblick sah er voraus, daß die europäische Cultur nach einiger Zeit große Gefahren von einer auf den Umsturz alles Bestehenden gerichteten Bewegung zu bestehen haben würde. Diese Gefahr leitete er von dem einreißenden Unglauben ab. Ich finde, sagt er einmal, daß die Meinungen Derer, welche sich von der lästigen Furcht vor einer wachenden Vorsehung und einer drohenden Zukunft befreit zu haben glauben, sich mehr und mehr in die Gemüther der Menschen einschleichen und alle Dinge für die große Revolution vorbereiten, von der Europa bedroht ist, (Nouveaux essais sur l'entendement humain IV, 16, 4. p. 387. Erdm.). Dagegen glaubte er nun, gäbe es keinen Schutz, als ein Zusammenwirken der conservativen Elemente, die in der übereinstimmenden religiösen Ueberzeugung aller Kirchen liegen, was nur herbeizuführen sei durch eine Versöhnung dieser Kirchen. Einer solchen zu Liebe wollte er sich der katholischen Kirche nähern, und ihr die jesuitischen Umtriebe in Deutschland und die in Frankreich über die Reformirten verhängten Verfolgungen vergeben, da gerade die Ausführung seiner Pläne solchen Anschlägen und Gewaltmaßregeln für alle Zukunft ein Ende machen sollte. Darum wollte er dem Katholicismus in den Dogmen weit gehende Zugeständnisse machen, was denn auch kein Protestant so gut konnte wie er, da die Eigenthümlichkeit seiner philosophischen Methode darauf

ging, in ſtreitenden Meinungen mehr den Kern der ihnen gemeinſamen Wahrheit als den Widerſpruch aufzufinden, und in befremdlichen Meinungen Beziehungen auf einleuchtende Wahrheiten. Auch in der Kirchenverfaſſung wollte er ſich zu einer Anerkennung der Oberhoheit des Papſtes verſtehen, freilich keiner abſoluten, ſondern einer durch Geſetze auf beſtimmte Grenzen ihrer Autorität beſchränkten.

Der Landgraf, welcher glaubte, daß Leibniz damit ſchon den größten Theil des Weges zurückgelegt habe, drang in ihn, die letzten Schritte zu thun, d. h. völlig überzutreten. Sehr merkwürdig iſt, was er darauf antwortet. Man könne in der innern Communion der katholiſchen Kirche ſein, ohne in der äußern zu ſein; auch in dieſe letztere würde er ſich begeben, wenn er es nur mit wahrer Gemüthsruhe, mit dem Gewiſſensfrieden thun könne, deſſen er gegenwärtig genieße. Der Landgraf konnte hieraus abnehmen, daß Leibniz, wenn er die Verbindung der Kirchen ſuchte, es nicht aus dem perſönlichen Bedürfniß Ruhe zu finden thue, ſondern zum Beſten der Chriſtenheit.

Wie Leibniz ſich die beiden Communionen, die er unterſcheidet, denkt, geht aus einer Stelle in einem andern Briefwechſel hervor. Die innere Communion iſt ihm die, welche alle wahrhaft chriſtlichen Bekenntniſſe umfaſſen kann, die äußere die, zu welcher ſich die römiſche Kirche durch ungerechte Ausſtoßung Derer, welche ſich gegen ihre Mißbräuche aufgelehnt haben, als eine particuläre geſtaltet hat. Sein Unionsplan geht alſo dahin,

daß die katholiſche Kirche diejenigen Proteſtanten, welche ſich ihr, ſo wie er es vorſchlägt, näheren, nicht mehr als Ketzer, ſondern als in einem weitern Verbande mit ihr befindlichen Chriſten betrachten ſoll. Davon hofft er vollkommene gegenſeitige Duldung, religiöſen und politiſchen Frieden und gemeinſames Handeln in den wichtigſten Verhältniſſen des Chriſtenthums und der Menſchheit. Es war wol nur ein ſchöner Traum, ſeine Ausführung würde auf tauſend Schwierigkeiten geſtoßen ſein; gewiß aber verdiente er die hoffärtige Abweiſung nicht, die er von einem der berühmteſten Prälaten Europa's erfuhr, mit dem Leibniz bei Gelegenheit anderer Unionsprojecte in Berührung kam.

Dieſe gingen aus von Spinola, einem öſterreichiſchen Biſchof ſpaniſch-italiäniſcher Herkunft. Er betrieb ſie mit großer Geſchäftigkeit. Einen günſtigen Boden dafür ſuchend reiſ'te er in Deutſchland von einer bedeutenden proteſtantiſchen Stadt zur andern. Er ſtellte manche Zugeſtändniſſe in Ausſicht, ſogar eine einſtweilige Suspenſion der Tridentiniſchen Beſchlüſſe. Aber man traute nicht recht, man wußte nicht, ob der Mann aus eignem Antriebe handelte, oder im Auftrage Höherer, und der berühmte Spener warnte; er erklärte die Anerbietungen für Fallſtricke; zuletzt würde es auf die Anerkennung der Herrſchaft und Untrüglichkeit des römiſchen Papſtes hinauslaufen. Nur in Hannover fand Spinola Gehör, auch nachdem dort nach dem Tode Johann Friedrichs wieder ein proteſtantiſcher Herr zur Regierung gekommen

war. Der angesehenste Geistliche des Landes, Molanus, ein Schüler des Calixtus, bot die Hand zu weiteren Schritten, und trat darüber mit Bossuet in briefliche Verbindung. Leibniz, in Hannöverschen Staatsdiensten und vom Hofe zur Theilnahme an den Verhandlungen aufgefordert, ging mit stets hoffnungsreichem Geiste gern darauf ein.

Ihn mit Bossuet in Berührung zu bringen strebte man auch in Frankreich. Auch dort war er hochberühmt, und einen solchen Mann für die Kirche zu gewinnen, schien nichts Kleines. Es bemühten sich darum Pellisson, ein Gelehrter von feinem Geist und sanftem Charakter, die Aebtissin von Maubuisson, Louise Hollandine, eine Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, und deren Vertraute, Frau v. Brinon. Die beiden ersteren waren Uebergetretene, und es zeigt sich bei ihnen recht der bei Bekehrten so oft bemerkte Eifer, weiter zu bekehren. Die Prinzessin-Aebtissin hätte übrigens besser gethan an der Verbesserung ihrer eigenen Sitten zu arbeiten, denn diese werden als abscheulich geschildert von ihrer eigenen Nichte, der bekannten Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, auch einer Bekehrten, aber einer durchaus ehrlichen.

So kam denn ein Briefwechsel zwischen Leibniz und Bossuet in Gang. Der letztere konnte wol geeignet scheinen, einen Vermittler wie man ihn brauchte, abzugeben, da er als Hauptvertheidiger der gallicanischen Kirchenfreiheiten gegen den päpstlichen Absolutismus aufgetreten war. Er selbst hatte sie redigirt, die berühmten vier

Sätze, von welchen Zeitgenoſſen ſagten, daß Frankreich durch ſie ſchon auf der Schwelle ſtehe, um aus der katholiſchen Kirche herauszutreten. Aber auf der andern Seite hatte er auch die Ausrottung des reformirten Bekenntniſſes in Frankreich gebilligt. Und im letztern, jeder Regung eines proteſtantiſchen Princips feindlichen Sinne nahm er ſeine Stellung in dem Verkehr mit Leibniz. Er trat ganz als der ſtarre, unduldſame, hochmüthige Vertreter der Meinung auf, welche von der unauflöslich bindenden Kraft der von Kirchenverſammlungen gefaßten Beſchlüſſe kein Haar breit nachlaſſen will. Was er anbot, Prieſterehe und Laienkelch, konnte Leibniz eben ſo wenig befriedigen, als die Gründe des Biſchofs ihn überzeugen konnten. Dieſer glaubte ſich auf ſeinem feſt abgeſchloſſenen Standpunkt unüberwindlich, aber der Vortheil einer ſolchen Stellung gegen die Beweglichkeit eines nach einer neuen Form ringenden großartigen Geiſtes iſt nur ein ſcheinbarer. Der Briefwechſel wurde abgebrochen, ſpäter wieder angeknüpft, hörte aber 1701 völlig auf, ohne zu einem Ergebniß geführt zu haben. Boſſuet hatte zuletzt einen ſehr hohen Ton angeſtimmt, der Leibniz verletzen mußte, imponiren konnte er ihm nicht. Von andern Katholiken, die an ſeiner Bekehrung arbeiteten, ſchrieb Leibnitz einige Jahre ſpäter: „Als ich gewiſſe Meinungen katholiſcher Lehrer gegen übertriebene Anklagen der Unſern in Schutz nahm, haben ſie mich glauben machen wollen, ich müſſe zu ihnen treten, aber ich habe ihnen gründlich gezeigt, daß ich ſehr weit davon entfernt bin".

Nichts deſto weniger ſind vor etwa vierzig Jahren katholiſche Schriftſteller mit der im hohen Triumphtone vorgetragenen Behauptung aufgetreten: Leibniz habe heimlich ihrer Kirche angehört. Als Beweis gaben ſie ein bis dahin nur handſchriftlich vorhanden geweſenes, unbekannt gebliebenes Werk des großen Philoſophen heraus, ein unvollendetes Syſtem der Theologie. Hier hören wir nun Leibniz in der That — an der Echtheit der Schrift iſt nicht zu zweifeln — die Sprache eines Katholiken reden; er trägt die Dogmen der katholiſchen Kirche vor, und unterſtützt ſie theils mit Ausſprüchen der Concilien und Kirchenväter, theils mit philoſophiſchen Sätzen. Sollen wir nun darum in der That glauben, daß er heimlich dieſer Kirche angehörte? Seine wahre Meinung wäre dann mit ſeinen gedruckten Büchern und mit ſeinen vertrauten Briefen im offenbaren Widerſpruch. Er wäre dann nicht nur ein religiöſer Heuchler geweſen, ſondern er wäre es zwecklos und zweckwidrig geweſen, denn er hätte die Kirche, in die er getreten, um den Gewinn gebracht, den ſie begierig davon erwartet haben würde, um zahlreiche Nachfolger eines ſo außerordentlichen Vorgängers.

Das Wahre iſt, daß Leibniz, deſſen erfindungsreicher Geiſt unaufhörlich nach Mitteln ſpähte, ſeinen Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen, hier auch das allerdings ſeltſame ergriff, in der Geſtalt eines philoſophirenden Katholiken zu denkenden Proteſtanten zu reden, um ihnen begreiflich zu machen, daß ſich für die Lehren einer Kirche, mit der er ſie in freundliche Berührung bringen

wollte, wol Manches ſagen ließe. Ich erinnere Sie an das, was ich vorher über ſeine eigenthümliche Methode, die Anſichten Anderer aufzufaſſen, geſagt habe. Leſſing bezeichnet ſie vortrefflich, indem er ſagt: „In der feſten Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen ſein könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſei, hatte er wol oft die Gefälligkeit, dieſe Meinung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen". Vollkommen genau paßt dieſe Beſchreibung auf das theologiſche Werk, welches Leſſing nicht kannte. Leibniz konnte hier getroſt die Maske eines Katholiken vornehmen, er heuchelte in der Ausführung der vorgetragenen Sätze nicht; er trieb nur das, was er zu ihren Gunſten zu ſagen hatte, auf die Spitze. Aber er muß nachher wol gefunden haben, daß er damit eine Waffe ſchmiede, mit deren Schneide Der, welcher ſie führe, ſich ſelbſt verletzen könne. Dieß iſt ohne Zweifel der Grund, warum er das Werk, wie die Handſchrift aufs deutlichſte zeigt, nicht vollſtändig ausarbeitete, und es der Oeffentlichkeit nicht übergab.

Dieſer ſchon allein hinreichende Beweis, daß ſein Proteſtantismus ein vollkommen aufrichtiger war, wird noch verſtärkt durch eine Nachweiſung in einem trefflichen Aufſatze von Pertz „Ueber Leibnizens kirchliches Glaubensbekenntniß" (in W. A. Schmidts Allgemeiner Zeitſchrift f. Geſchichte Bd. VI.). Sie bezieht ſich auf die von dem großen Manne handſchriftlich hinterlaſſenen An-

nales imperii occidentalis, welche Pertz herausgegeben hat. In dem erſt kurz vor ſeinem Tode abgefaßten letzten Theile dieſes Werkes ſpricht Leibniz von dem Verderben, welches durch Roms „Veranſtaltung oder Zulaſſung“ über die Kirche und das Reich gekommen iſt. „Als die römiſchen Biſchöfe, ſagt er, ſich der Kirche zu Herren aufdrängten, und ihre Ausgeſandten, die Bettelmönche, ſich der Schulen bemächtigten, traten lächerliche Spitzfindigkeiten an die Stelle der helleren Lehre, und von dummſter Grauſamkeit ward mit Feuer und Schwert gegen Andersdenkende gewüthet. Deutſchland ward durch des Klerus Künſte herrenlos und durch ſtete Zwiſtigkeiten zerfleiſcht. Mit dem Staate zugleich fiel die Gelehrſamkeit, und an die Stelle des Rechtes trat — da der öffentliche Friede aufhörte — das Fauſtrecht, oder häßlicher als Waffen die Barbarei der heimlichen Gerichte“. Nichts deſto weniger habe er ſtets gewünſcht, „daß das Anſehen des erſten Biſchofsſitzes und die alte Geſtalt der kirchlichen Hierarchie hergeſtellt werde unter der Bedingung, unter der Melanchthon die Schmalkaldiſchen Artikel unterſchrieb: wenn die Päpſte dem Evangelio Chriſti Raum geben“.

So iſt er alſo im ganzen Laufe ſeiner auf Friede und Verſöhnung gerichteten Beſtrebungen in ſteter Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt. Unzählige hat uns die römiſche Kirche geraubt, deren Enkel einhergehen, ohne zu ahnen, was in ihren Vätern lebte — den unvergleichlichen Leibniz hat ſie uns laſſen müſſen.

Wenn Sie dieſe ganze Erzählung von ihm und Erörterung über ihn etwas epiſodiſch finden ſollten, ſo bedenken Sie, daß er ein Mann des hellſten Blicks und der reichſten Erfahrung war, die wir uns noch immer zu Nutze machen können.

Späterer Zuſatz.

Eine Vermehrung, die wir uns ſo reich und bedeutend gar nicht vorſtellen konnten, haben die Materialien zur Geſchichte der in dieſem Briefe behandelten Vereinigungsverſuche erhalten durch die beiden erſten, 1859 und 1860 in Paris erſchienenen, Bände der neuen Ausgabe von Leibnizens Werken, welche der Graf Foucher de Careil beſorgt. Wie es auch gekommen ſein mag, daß die Deutſchen die Ehre und das Verdienſt, die Schriften eines ihrer erſten Geiſter, deſſen unermeßlichen ſchriftlichen Nachlaß die deutſche Stadt Hannover bewahrt, in einer ſeiner würdigen Geſtalt ans Licht zu ſtellen, einem Ausländer überlaſſen haben — der franzöſiſche Gelehrte, der ſich die ſchwierige Aufgabe ſtellte, hat ſie mit großer aufgewandter Mühe, mit Eifer und Fleiß gelöſ't — ob auch mit aller der Genauigkeit, welche gerade der Deutſche von ſolchen Arbeiten fordert, würde nur Der beurtheilen können, der im Stande wäre, die Arbeit an Ort und Stelle zu controliren.

Es erzählt der Graf, daß der Bibliotheksbeamte, der früher beauftragt war, die Maſſen jenes unabſehbaren

Meeres von Schriften zu ordnen und zu verzeichnen, eine große Menge derselben in einen Schrank geworfen hatte, dem er die Aufschrift gegeben: „Nicht würdige Papiere" [ein seltsames Deutsch, wenn nicht etwa einige Worte ausgefallen sind]. Und gerade in diesem hat er seine wichtigsten Entdeckungen gemacht. Was er auf die Vereinigungspläne der Kirchen Bezügliches hier zuerst bekannt macht, besteht theils aus vielen Briefen von Leibniz, Bossuet, Pellisson, Spinola und anderen Personen, theils aus nicht minder wichtigen anderen Schriftstücken, worunter ganze Abhandlungen. Jetzt erst kann eine vollständige Geschichte dieser höchst merkwürdigen Verhandlungen geschrieben werden. Hoffentlich reizt dieß einen mit der Kirchen- und der Staatengeschichte gleich vertrauten deutschen Gelehrten, sich der gewiß dankbaren Aufgabe zu unterziehen.

Leibnizens Motive, Schritte und Zwecke erscheinen nunmehr noch weit gerechtfertigter und lauterer. Das Urtheil Guhraners in seiner Biographie des Philosophen, daß er in dem Kampfe mit Bossuet den kürzeren zog, schon nach den bisherigen Quellen befremdlich und unbegründet, müssen wir jetzt vollends ein irriges und verkehrtes nennen. Leibniz bietet für das Eingehen auf einen Plan, von dem er das Zusammenwirken der conservativen Kräfte in Europa erwartete, der also der katholischen Kirche nicht minder gefrommt haben würde als der evangelischen, das Mögliche an; er fordert nur einen bescheidenen Raum für das Fortbestehen des protestan-

tiſchen Princips unter den Evangeliſchen. Boſſuet kennt aber nur die Einheit und Einförmigkeit eines von einer hohen Stelle herab gebietenden Willens, wie ſich in ſeinem Vaterlande vor einem ſolchen auf allen Gebieten Alles beugt. Daher iſt Straferlaß für Unterwerfung Alles, was er anbietet. Wer darauf nicht eingeht, der iſt und bleibt ihm, und ſei es ein Leibniz — es ſind ſeine eigenen Worte — ein halsſtarriger Ketzer.

Um noch einiges Beſondere hervorzuheben. Falſch iſt die bisherige Annahme: auf 62 von Boſſuet aufgeſtellte Sätze zur Vertheidigung des Decrets der Tridentiniſchen Synode über den bibliſchen Kanon ſei Leibniz die Antwort ſchuldig geblieben, und damit habe der Briefwechſel aufgehört. Hier iſt Leibnizens widerlegende Antwort. — Einen förmlichen Plan finden wir hier, wonach ein Proteſtant als Katholik zu Gunſten des Katholicismus, ein Katholik als Proteſtant zu Gunſten des Proteſtantismus ſchreiben ſoll. Damit iſt die Frage über Sinn und Abſicht des Systema theologicum vollkommen aufs Reine gebracht. — In einem ganz neuen und ungleich beſſeren Lichte als früher erſcheint jetzt Spinola. Man ſieht aus dieſen neuen Quellen, daß der milde und ſanftmüthige Innocenz XI., derſelbe Papſt, der ſich janſeniſtiſch geſinnter Biſchöfe annahm, um Spinola's Unterhandlungen nicht nur wußte, ſondern daß er ſie vollkommen billigte.

Die vom Herausgeber beiden Bänden vorgeſetzten Einleitungen, mit der Präciſion und Sauberkeit geſchrie-

ben, durch welche die Franzoſen ſich in der Regel aus=zeichnen, ſind lehrreich und gewähren eine wünſchenswerthe Ueberſicht des reichen Stoffes. Aber Unbefangenheit des Urtheils kann ich von ihnen nicht rühmen. Nicht als ob ſich der Verfaſſer der Bewunderung des Mannes, der Alles kennt, Alles weiß, Alles durchforſcht, Alles durch=dacht hat, hätte entziehen können oder wollen. Aber er kann doch den gut katholiſchen Wunſch nicht verbergen, daß derſelbe Mann für die Eintracht, die er ja ſehnlich begehrte, den Preis der Unterwerfung hätte zahlen mö=gen. Mit der für ſeinen Zweck unerlaßlich nothwendigen deutſchen Geſchichte hat er ſich beſchäftigt, aber nicht hinlänglich. Ich will ihm nicht beſonders anſmutzen, daß er einen der bekannteſten proteſtantiſchen Märtyrer, Fried=rich V. von der Pfalz, zum Uebergänger macht. Deſſen Geſchichte lag ihm außerhalb ſeines nächſten Kreiſes. Aber zu ganz falſchen Schlüſſen führt ihn der ſtarke Irrthum, den er noch dazu als eine wohl zu merkende Vorausſetzung hervorhebt, daß der weſtphäliſche Friede die Evangeliſchen den Katholiken nicht gleichgeſtellt, ſon=dern nur als Tolerirte, mithin als den untergeordneten und ſchwächeren Theil, anerkannt habe. Er muß wol nie einen Blick auf die Osnabrückiſche Friedensurkunde geworfen haben, ſonſt könnte ihm die aequalitas exacta mutuaque, auf die ſie das größte Gewicht legt, nicht unbekannt geblieben ſein. Manche katholiſche Stände wollten das Verhältniß allerdings praktiſch ſo auffaſſen wie der Graf, aber ohne den geringſten rechtlichen Grund.

Dreißigſter Brief.

1858.

Die Verſuche, die Trennung der Confeſſionen aufzuheben, blieben vergeblich, aber die, Fürſten und Fürſtinnen zum unbedingten Eintritt in die alte Kirche zu bewegen, hatten fortwährend guten Erfolg. Es fehlte weder an hohen Preiſen, die man dafür in Bereitſchaft hatte, noch an Proſelyten unruhigen und betriebſamen Geiſtes, die ſich das Verdienſt erwerben wollten, weitere Uebertritte zu bewerkſtelligen.

Ein ſolcher war Chriſtian Auguſt von Sachſen-Zeitz, ein Enkel jenes Johann Georg I., der als Lutheraner dem Hauſe Oeſterreich und der katholiſchen Partei ſo wirkſamen Vorſchub geleiſtet hatte. Chriſtian Auguſt wurde 1680 zuerſt heimlich Katholik; nachdem er als ſolcher hervorgetreten war, machte er die glänzendſte und gewinnreichſte geiſtliche Laufbahn. Er wurde Erzbiſchof von Gran und Cardinal; eine ganze Reihe anderer einträglicher Würden und Aemter wurde ihm verliehen. Den größeren Theil dieſer Belohnungen gewährte ihm die Kirche, nach-

dem er ihr einen Urenkel desſelben Johann Georg, den durch ſeine rieſenhafte Körperſtärke und ſeine maßloſe Sinnlichkeit allbekannten Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen zugeführt hatte. Dieſer machte ihm die Bekehrung nicht ſchwer. Der Königsthron von Polen, ſchon längſt nur Bekennern des römiſchen Glaubens zugänglich, war erledigt, Friedrich Auguſt brannte vor Begierde, ihn zu beſteigen, und ließ ſich daher willig überzeugen, daß die Religion, in der er bisher gelebt, ein verderblicher Irrthum ſei. Im Juni 1697 legte er zu Baden bei Wien das Bekenntniß ſeines veränderten Glaubens ab. Damit war aber erſt Eine Schwierigkeit aus dem Wege geräumt, eine zweite beſtand in dem Geldmangel des Bewerbers, denn wer nicht mit vollen Händen Beſtechungen austheilen konnte, wurde nicht König von Polen. Hier halfen die Wiener Jeſuiten um ſo bereitwilliger, da ſie ſich für die Summe, die ſie vorſtreckten, die Juwelen des Kurfürſten zum Pfande geben ließen. Dieſer kam an das Ziel ſeiner Wünſche.

Nachdrücklich hatte ihn dabei der Wiener Hof unterſtützt. Dieſer beſeitigte damit die Bewerbung eines franzöſiſchen Prinzen, der ihm an der Spitze von Polen ſehr unbequem werden konnte, und ſetzte an deſſen Stelle einen Fürſten aus einer ihm längſt ergebenen Dynaſtie, auf deſſen Anhänglichkeit er nach ſeinem Religionswechſel um ſo entſchiedener rechnen konnte. Noch mehr jubelte man in Rom. Man glaubte dort, da man das Haupt Sachſens gewonnen habe, ſei dem ganzen Lutherthum in Deutſch-

land das Haupt abgeſchlagen. Dieſe Hoffnung ging indeß nicht in Erfüllung. Der Kurfürſt konnte in Dresden eine katholiſche Colonie gründen; auf die Maſſe der Einwohner machte dieß keinen der römiſchen Kirche günſtigen Eindruck, eher den entgegengeſetzten. Friedrich Auguſt oder — wie er nun als König von Polen hieß — Auguſt II. bedurfte gerade jetzt, wo die Behauptung dieſer Krone und die Abſicht ihr mehr Bedeutung zu verſchaffen, einen großen Aufwand von Mitteln erforderte, der Willfährigkeit ſeiner ſächſiſchen Stände im höchſten Grade, und ließ es an nichts fehlen, ſie über die Folgen ſeiner Glaubensänderung zu beruhigen. Es ſollten, verhieß er — und dieſe Verheißung iſt gehalten worden — Kirchen, Gottesdienſt, Gebräuche, Univerſitäten und Schulen nach der Norm des Augsburgiſchen Bekenntniſſes in ihrem bisherigen Stande vollkommen erhalten bleiben, und alle Kirchenſachen von einem eigends dazu beſtellten, in dieſer Beziehung der Abhängigkeit vom Landesherrn entbundenen evangeliſchen Geheimenrathscollegium behandelt werden, ja es ſollte für die Beſetzung aller Civildienſtſtellen das Lutherthum und der Eid auf deſſen ſymboliſche Bücher Bedingung bleiben. Es war ein ſeltſames Verhältniß zwiſchen Landesherrn und Unterthanen, welches auf dieſe Weiſe entſtand, und ein noch ſeltſameres entſprang aus dem ſächſiſchen Religionswechſel für einen wichtigen Theil der allgemeinen deutſchen Reichsangelegenheiten. In der Vorausſetzung nämlich, daß die Geſinnung der Dresdener Miniſter eine evangeliſche ſein und bleiben werde, ließen

die proteſtantiſchen Reichsſtände dem ſächſiſchen Kurfürſten ſogar das Directorium der für die evangeliſchen Angelegenheiten beſonders eingeſetzten Reichskörperſchaft, obſchon ſie hätten wiſſen können und beherzigen ſollen, daß für die nachdrückliche Durchführung von Beſchwerden — und zu ſolchen gab es immer nur zu vielen Anlaß — ein lebendiges Intereſſe für die Sache bei den Fürſten ſelbſt nicht füglich fehlen durfte.

Für die Behauptung des polniſchen Königsthrons vergeudete Auguſt ſeine Schätze und ſog ſein ſchönes ſächſiſches Land aus, dem dieſer Scheinbeſitz nur Opfer auflegte, nicht den mindeſten Vortheil gewährte. Aber auch dem Könige ſelbſt, der nicht mehr Macht erlangen konnte als ſeine Vorgänger, bereitete ſie nur Ungemach und Sorgen. In wie klägliche Abhängigkeit er von ſeinem jeſuitiſchen Klerus gerieth, wie dieſer ihn nöthigte, das menſchliche Gefühl in ſeiner Bruſt zu erſticken, beweiſ't die Thorner Jammergeſchichte.

Indeß hatte im Jahr 1700 die römiſche Kirche in Clemens XI. einen Papſt erhalten, welcher die Bekehrungen, beſonders deutſcher Fürſten, mit wahrer Leidenſchaft betrieb. Höchſt unzufrieden mit den bindenden von Auguſt gegen ſeine lutheriſchen Unterthanen eingegangenen Verpflichtungen, welche die Erwartungen großer Siege des Katholicismus in Sachſen täuſchten, ſetzte er ſeine Hoffnung auf die künftige Regierung des Kurprinzen, der indeß der Ketzerei erſt entriſſen werden mußte. Dieß ſchien anfangs nicht ganz leicht, da die Großmutter und

die Mutter, beide eifrig lutherisch, ihn vor den katholischen Einflüssen, die der Vater eifrig begünstigte, zu schützen suchten. Aber ihre Wachsamkeit reichte auf die Länge nicht aus. Clemens betrieb die Angelegenheit durch fortwährendes Dringen in den König, und dieser konnte wegen der heftigen Parteikämpfe in Polen den päpstlichen Einfluß und Beistand nicht entbehren. Er schickte den Sohn auf weite Reisen, entfernte in der Fremde die ihm zuerst mitgegebenen evangelischen Begleiter und setzte katholische an ihre Stelle. Ein großes Widerstreben war bei dem sehr beschränkten Prinzen nicht zu besiegen. Zu Bologna schwur er 1712 seinen Glauben heimlich ab; erst fünf Jahre nachher trat er in Wien öffentlich als Katholik auf; man hatte damit bis zum Tode der Großmutter gezögert, weil August weder seine Mutter von neuem kränken, noch das Volk, welches diese Fürstin hoch verehrte, dadurch noch mehr aufbringen wollte. Der Thränen seiner eigenen Mutter achtete der Kurprinz nicht; tief rührend ist der Brief, in welchem sie ihm ihren herben, ihr das Herz zerreißenden Schmerz klagt, daß sie ihn verloren habe. Bald darauf erfüllte Kaiser Karl VI. die Hoffnung, welche August an diesen Uebertritt geknüpft hatte. Er gab dem Kurprinzen eine seiner Brunderstöchter zur Gemahlin, und der Bund zwischen Habsburg und Kursachsen schien fester geknüpft als je.

Als dieser Karl noch nicht Kaiser hieß, sich nur König von Spanien, um dessen Besitz er kämpfte, nannte, war für ihn eine protestantische Prinzessin zur Gemahlin

gesucht worden, welche, wiederum für den Preis einer Königskrone, sich zu einem Religionswechsel willig finden lassen würde, da unter den katholisch geborenen Fürstentöchtern keine angemessene zu finden war. Man warf die Augen auf die vierzehnjährige, durch große Schönheit ausgezeichnete Elisabeth Christine aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel. Ihren gut lutherisch gesinnten Eltern mißfiel der Vorschlag; desto geneigter darauf einzugehen, war ihr alter Großvater, der regierende Herzog Anton Ulrich. Geblendet von den Vortheilen einer Familienverbindung mit dem über alle deutschen Fürstengeschlechter hervorragenden Erzhause, nahm er an den Schritten, seine Enkelin für die römische Kirche zu gewinnen, eifrig Antheil. Diese war anfangs nicht zu überreden; der Glaube, in dem sie erzogen worden, war ihr theuer. Aber der Jesuit, der die Bekehrung betrieb, wußte, dem Geiste und den Künsten seines Ordens gemäß, Rath. Er stellte der Prinzessin den Glauben, den sie annehmen sollte, als einen dem ihrigen sehr nahe verwandten dar, und vermochte sie leicht, ein Bekenntniß niederzuschreiben, wie es ein einigermaßen irenisch gesinnter Lutheraner gar wol ablegen konnte. Aber davon wollte der Papst nichts wissen, die Prinzessin mußte weiter geführt werden. Anton Ulrich verschrieb eiligst den Abt Florentius von Corvey zum Beistand, der denn auch zum Ziele gelangte. Der schlaue Jesuit, der den Anfang so mild und gelind gemacht hatte, hatte sich nicht getäuscht. Er wußte, daß die Prinzessin den einmal gethanen ersten Schritt nicht wieder zurück machen

würde. Der Abt hat in seinem Tagebuche, welches Soldan aus der Handschrift mittheilt, die naivsten Geständnisse gemacht. In dem vorläufigen Bekenntnisse habe man aus gewissen Gründen Vieles gemildert (ob certas causas multa mitigata erant), was im feierlichen nicht mehr zulässig gewesen sei. Und die Prinzessin verstand sich zu Allem, verstand sich dazu, der Religion ihrer Eltern nicht bloß zu entsagen, sondern sie zu verdammen. Am Tage nach welchem sie bei dem feierlichen Uebertritte diesen Forderungen genügt hatte, schrieb sie dem Großvater: weil dieser ihr gesagt, die Annahme der katholischen Religion sei ein göttlicher Beruf, den sie nicht ausschlagen dürfe, und in der Zuversicht, daß er ihr nichts gegen das Gewissen zumuthen werde, habe sie gehorsam sein wollen. Und da nun einmal auch die Ablegung der Tridentinischen Profession nicht zu umgehen gewesen sei, habe sie sich auch dazu entschlossen, aber nach einer Erklärung, die Niemand wisse, als sie selbst. — Was kann sie darunter verstanden haben, als daß sie im Herzen ihrem ersten Bekenntniß treu geblieben sei? Soldan nennt das mit Recht eine colossale restrictio mentalis. Merkwürdig ist es gewiß, ein junges Mädchen zu sehen, welches wähnt ihr protestantisches Gewissen beruhigen zu können durch eine Lehre der Jesuiten, welche fortfuhren, von ihren alle Sittlichkeit höhnenden Grundsätzen Gebrauch zu machen, wie sehr sie auch Pascal an den Pranger gestellt hatte.

Elisabeth Christine wurde noch in dem Jahre ihres

Uebertritts, 1707, Karls Gemahlin. Ein ſolcher Abfall war nichts Ungewöhnliches mehr. Daß aber drei Jahre nachher ihr ſchon ſiebenundſiebzigjähriger Großvater in die römiſche Kirche trat, erregte billig großes Erſtaunen. Anton Ulrich war ſein ganzes Leben hindurch als ein ſehr wohlwollender, menſchenfreundlicher Fürſt bekannt geweſen; er hatte Befriedigung darin gefunden, ſeine Mußeſtunden mit litterariſchen Arbeiten auszufüllen. Die geſchichtlichen Helden- und Liebesromane, die er verfaßte, werden zu den beliebteſten jener Zeit gerechnet. Die ganze gelehrte Kunſtpoeſie derſelben gehört dem evangeliſchen Norddeutſchland an, der Geiſt des Herzogs war alſo auch von dieſer Seite mit proteſtantiſchen Lebensanſchauungen verwachſen. Es müſſen alſo, ſollte man meinen, ſtarke Beweggründe geweſen ſein, die ihn in ſo hohen Jahren dieſem gewohnten Boden entzogen. Aber in keiner der Vermuthungen, die man darüber aufgeſtellt hat, laſſen ſich ſolche mit Beſtimmtheit entdecken. Nur ſo viel läßt ſich ſagen, daß äußere Gründe den Greis beſtimmt haben müſſen. Denn wenn es innere geweſen wären, wenn er die Ueberzeugung gehegt hätte, daß der katholiſche Glaube zum Heile des Menſchen nothwendig ſei, würde er es gewiß für Pflicht gehalten haben, ſeine Braunſchweiger denſelben Weg zu führen. Aber davon iſt er weit entfernt. In der Religionsverſicherung, die er dem Lande ausſtellte, machte er ſich nicht nur — in einer noch ausgedehntern Weiſe, wie es in Sachſen geſchehen war — anheiſchig, zu keiner Art von

Aemtern Andere als Proteſtanten beſtellen zu wollen, ſondern auch dazu, diejenigen, die verdächtig wären, der evangeliſchen Religion nicht von Herzen zugethan zu ſein, ſofort zu entlaſſen. Römiſch-katholiſche Geiſtliche ſollten, außer einem oder höchſtens zweien für den Privatgottesdienſt des Herzogs beſtimmten, nicht geduldet werden, am allerwenigſten aber Jemand aus dem Jeſuitenorden. Ganz richtig bemerkt K. A. Menzel, daß er damit alle möglichen Vorkehrungen gegen den weitern Eingang des katholiſchen Glaubens in ſein Fürſtenthum traf. Auffallend iſt dieſer Widerſpruch, aber nicht unbegreiflich. Aus was für Gründen Anton Ulrich ſein Bekenntniß am Rande des Grabes auch gewechſelt haben mochte, er fand doch, daß ſeine Unterthanen ſich bei dem evangeliſchen ſo gut befanden, daß er ſie den Bewegungen, Irrungen und Zwiſtigkeiten nicht Preis geben wollte, welche die Umtriebe für einen andern nothwendig mit ſich führen mußten.

Indeß traten die Jeſuiten, durch alle dieſe Erfolge ihrer Partei ermuthigt, mit wachſender Keckheit auf. Da ſie am pfälziſchen Hofe Alles vermochten, hatten ſie ſich Lehrſtellen an der Univerſität Heidelberg zutheilen laſſen, und zum Hohn ihrer Gegner wählten ſie dieſe alte Burg der Reformirten zum Schauplatz wilder Angriffe auf ſie. Im Jahre 1715 hielten ſie dort eine Disputation, in welcher Einer aus ihrer Mitte den Satz vertheidigte, daß man mit Ketzern, und namentlich mit Calviniſten, alle Gemeinſchaft, allen Frieden

aufheben, daß man ſie nicht mit dem Schwerte des Mundes ſondern mit dem Munde des Schwertes vertilgen müßte. Eine deutliche Aufforderung an die katholiſchen Reichsſtände, den Beſtimmungen der Verträge zu Gunſten der Proteſtanten zu trotzen und Gewalt gegen ſie zu brauchen. Auch blieb dieß in der Pfalz nicht unbeachtet. Bald hatten die dortigen Reformirten über neue Ungerechtigkeiten und neuen Druck zu klagen, und eine reihte ſich an die andere. Erſt ganz am Ende des achtzehnten Jahrhunderts fing dort volle Glaubensfreiheit für ſie an. Bis dahin waren die immer wieder von neuem gegen ſie geübten Quälereien eine Quelle dauernder Erbitterung, und kein geringes Hinderniß der Entwickelung des Landes, ſeiner Kräfte und ſeines Gedeihens.

Auch in anderen Gegenden Deutſchlands trat die katholiſche Unduldſamkeit finſter und verderblich auf. Nur zu erinnern brauche ich Sie an die vielbeſprochenen Thaten des Erzbiſchofs Leopold Anton Firmian von Salzburg, welcher Proteſtanten, die ihren Glauben nicht abſchwören wollten, unter dem Vorwande, daß ſie eine Verſchwörung zur Erwürgung der Katholiken angeſtiftet, einkerkern und zu ihrer Züchtigung öſterreichiſches Kriegsvolk ins Land kommen ließ, endlich 1731 im Winter ſeine ſämmtlichen evangeliſchen Unterthanen, den zehnten Theil aller Einwohner des Erzſtifts, aus dem Lande trieb.

Einige Jahre nachdem Karl VI. dem glaubens-

wüthigen Erzbischof diesen eines Kaisers so wenig würdigen Beistand geleistet hatte, starb August II. von Polen. Sein Sohn und erblicher Nachfolger in Sachsen, der ihm auf dem Bekehrungswege gefolgt war, begehrte nun auch die Wahlkrone, für welche der Preis des Uebertritts gezahlt worden, obschon sie nur eine Scheinkrone war. In dem Kriege, der darüber ausbrach, ergriff Karl VI. für seinen Schützling von früherer Zeit her um so bereitwilliger die Waffen, da dieser dafür die Gewähr der pragmatischen Sanction Karls übernahm, an die er sich doch nachher gar nicht einmal band. Der Kaiser mußte diesen Beistand mit dem Verluste von Neapel und Sicilien bezahlen, und das deutsche Reich verlor darüber Lothringen an Frankreich. Indeß war doch August III. auf dem Throne von Polen befestigt, was freilich weder Oesterreich, noch dem Reiche, noch ihm selbst Vortheil brachte. Er zeichnete sich auf diesem Throne nur durch die weit getriebene Unduldsamkeit gegen seine früheren Glaubensgenossen aus, die man an Proselyten gewöhnlich bemerkt: unter ihm wurde den nichtkatholischen Edelleuten der größte Theil ihrer politischen Rechte genommen. Sonst bekümmerte er sich um die Regierungsgeschäfte wenig oder gar nicht. Höchst beschränkten Geistes wie er war und überaus träge, überließ er sie seinem berüchtigten Günstling, dem Grafen Brühl, vollkommen zufrieden, wenn ihn dieser mit dem für seine Liebhabereien nöthigen Gelde versorgte. Aber was kümmerte eine solche Mißregierung die Partei, welche den Kaiser getrieben hatte, für August

einen Krieg zu unternehmen? Sah ſie doch durch ihn die Unduldſamkeit in Polen vermehrt! Und in Rom gingen die darauf gebauten Hoffnungen noch weiter. In einer aus einer Congregation von Cardinälen hervorgegangenen in Wien vorgelegten Denkſchrift (bei Ranke preuß. Geſch. Bd. I. S. 419) wird daran erinnert, daß bei der Beförderung des Hauſes Sachſen auf den polniſchen Thron die vornehmſte Abſicht geweſen, dasſelbe ſtark genug zu machen, um in ſeinem eigenen Lande die verlorenen Schafe Iſraels wieder herbeizubringen.

Dieſer Auguſt war übrigens keineswegs der letzte unter den fürſtlichen Convertiten Deutſchlands. Ich übergehe ſie bis auf einen, deſſen Bekehrung für Viele folgereich geworden iſt. Es iſt die des Herzogs Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken, die 1746 dem Jeſuiten Seedorf gelang. Dieſe Linie blieb katholiſch wie die ſächſiſche, während in Hannover, Braunſchweig, Caſſel, Stuttgart der Katholicismus wieder erloſch. Ein Sohn Friedrich Michaels war Maximilian Joſeph, der erſte König von Baiern.

Habe ich Ihnen nicht Beweiſe genug gebracht, daß die römiſche Strömung in Deutſchland ein ganzes Jahrhundert nach dem weſtphäliſchen Frieden noch immer ein Uebergewicht hatte und im Wachſen war? Und die deutſche Provinz, wo die Ausbreitung des Katholicismus mit Mitteln aller Art, mit Bedrückung und Zwang betrieben wurde, habe ich noch gar nicht einmal genannt. Von dieſer in meinem nächſten Briefe.

Späterer Zuſatz.

Eine in jüngſter Zeit erſchienene treffliche Arbeit von Droyſen weiſ't in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts eine beachtenswerthe wiederholte Warnung vor öſterreichiſch-katholiſchen Umtrieben im Reiche nach. Sie führt den Titel „Das Stralendorffiſche Gutachten“ und ſteht im VIII. Bande der Abhandl. der Sächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

Es iſt dieß Gutachten eine durch den Jülich-Cleviſchen Erbfolgeſtreit veranlaßte öſterreichiſche Staatsſchrift. Sie räth dem Kaiſer Rudolf II. eine dabei zu befolgende Politik an, die nicht perfider ſein kann. Er dürfe keine proteſtantiſche Macht am Niederrhein aufkommen laſſen. Um es zu verhindern, müſſe er unter dem Scheine Recht zu ſprechen, die Länder beſetzen und dann für ſich behalten. Unter den darum ſtreitenden Kurhäuſern Brandenburg und Sachſen beſtünde eine Eiferſucht, die man nicht nur zu unterhalten, ſondern zu vermehren habe. Käme es zum Kampfe zwiſchen beiden, ſo könnten die Katholiken lachend zuſehen, wie die Ketzer einander zerfleiſchten. Da aber Brandenburg mächtiger, emporſtrebender und darum mehr zu fürchten ſei als Sachſen, ſo ſolle der Kaiſer das letztere begünſtigen und unterſtützen, obſchon das Anrecht Brandenburgs das beſſere und begründetere ſei. — Daß dieſe Rathſchläge wenigſtens theilweiſe befolgt wurden, iſt bekannt genug.

Im Druck erſchienen iſt dieſe Schrift zuerſt 1718 unter

dem Titel „Discursus politicus et consilium catholico-politicum von dem Aufnehmen und der großen Macht des kurfürstlichen Hauses Brandenburg und wie demselben zu steuern, damit es den Katholischen nicht zu Haupt wachse". Eine Vorrede, der Angabe nach hundert Jahre später verfaßt, vertheidigt die darin empfohlene Politik, weil „denen Ketzern, als welche zuerst ihren Glauben gegen Gott mit ihrem Abfall gebrochen, gleichfalls die Rechtgläubigen keinen Glauben noch Versprechen zu halten". — Das Buch ist nachher noch zweimal herausgegeben, 1727 und 1759.

Es ist behauptet worden, der Discurs sei nicht echt, sondern ein Werk des Thomasius. Wenn dem so ist, muß man annehmen, daß der berühmte Hallische Rechtslehrer eine bittere Satire auf die politischen Grundsätze des Hauses Habsburg und der Jesuiten machen, und sie, indem er sie ihre eigene Sprache reden ließ, in ihrer ganzen Blöße zeigen wollte.

Indeß hat Droysen mit großem Scharfsinn aus äußeren und inneren Gründen überzeugend dargethan, daß diese Vermuthung in Bezug auf das Gutachten selbst irrig, dieses vielmehr 1609 allen Ernstes abgegeben worden ist von dem kaiserlichen Reichsvicekanzler Stralendorff, der „in den Kreisen der politisirenden Jesuiten und der jesuitischen Politiker" seine Stelle hat. Dagegen ist nach Droysen — und auch hierin muß man ihm vollkommen beipflichten — an jener Behauptung so viel wahr, daß Thomasius 1718 die Herausgabe besorgt

und die allerdings ironiſch zu nehmende Vorrede hinzugefügt hat. Für den Text, deſſen Grundſätze ſie bekräftigt, hatte er nicht nöthig, zu einer Erfindung ſeine Zuflucht zu nehmen; ein ſeiner oben bezeichneten Abſicht vollkommen entſprechendes echtes Stück lag ihm in dem handſchriftlich in mehreren Exemplaren vorhandenen Gutachten vor. Und die in der Vorrede ausgeſprochenen Grundſätze über das von Katholiken gegen Ketzer zu beobachtende Verfahren kann man kaum Perſifflage nennen; in der Heidelberger Jeſuitendisputation von 1715 wurde mindeſtens eben ſo Starkes vorgetragen.

Vortrefflich weiſ't Droyſen nach, wie in jedem der drei Zeitpunkte, wo man das Gutachten erſcheinen ließ, eine Veranlaſſung vorlag, die proteſtantiſche Welt vor den ſich aufthürmenden Gefahren zu warnen und aus ihrem Schlummer zu wecken. Kurz vor der erſten Publication war der Uebertritt des ſächſiſchen Kurprinzen bekannt geworden; in der Pfalz war Karl Philipp, den die Jeſuiten ganz beherrſchten, zur Regierung gekommen. Der Orden, der die Grundſätze, welche er den Fürſten empfahl, in der Heidelberger Disputation ohne Scheu enthüllt hatte, rüſtete ſich zu einem neuen großen Feldzuge. Das Haus Brandenburg, ihm als der ſtärkſte Beſchützer des deutſchen Proteſtantismus beſonders verhaßt, hatte bei dem in naher Ausſicht ſtehenden Erlöſchen der Neuburger Linie das gegründetſte Anrecht auf Jülich und Berg; dieß ſollte ihm ſtreitig gemacht, die Länder ſollten dem gleichfalls katholiſch gewordenen Sulzbachſchen

Zweige der Wittelsbacher zugewandt werden. Da war es wol an der Zeit, an die Rolle zu erinnern, welche Oesterreich bei der Erledigung der ganzen Erbschaft gespielt hatte, eine Urkunde, welche seine Absichten enthüllte, an das Licht zu ziehen. Es lag darin ein Bedeutsamer Wink für die Zukunft, der auch bald in Erfüllung ging. Denn der Kaiser versprach 1726 in einem geheimen Vertrage, die Pfälzer Linien mit aller seiner Macht in dem Besitz von Jülich und Berg zu schützen, wenn er ihnen streitig gemacht werden sollte. Zugleich aber wollte er den König Friedrich Wilhelm I. von einem Bündnisse mit Frankreich und England ab, und zu sich herüberziehen. Zur Erreichung dieses Zweckes nahm sein Gesandte Graf Seckendorf keinen Anstand, Berg, welches so eben den Pfälzern versprochen worden war — dem Könige von Preußen zu versprechen. Und in die Schlingen dieser — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — zweideutigen Politik ging der redliche, von Herzen deutsch gesinnte König, wie Preußen auch sonst hineingegangen ist. Der Versuch, gegen eine solche Bethörung durch eine neue Erinnerung an die alte österreichische Unzuverlässigkeit zu warnen, ist demnach den politischen Verhältnissen und Befürchtungen der Zeit ganz angemessen.

Dreißig Jahre schon war Thomasius todt, als der siebenjährige Krieg eine neue große Gefahr herauf beschworen hatte. Frankreich und Oesterreich waren verbunden. Das hatte man in Rom schon zur Zeit

Karls VI. dringend gewünſcht, denn dadurch werde man dem Katholicismus in der Welt das volle Uebergewicht verſchaffen. Seit dem Unglückstage von Kolin hatte Friedrich wol wieder Siege gewonnen, aber ſeine Kraft erſchöpfte ſich doch immer mehr. „In Wien, in Rom erhob man ſich zu den kühnſten Hoffnungen; der Papſt ſandte dem Feldmarſchall Daun den geweihten Hut und Degen, damit niemand zweifle, daß es der Vertilgung der Ketzer gelte.“ Da hielt es ein Patriot — wer es auch geweſen ſein mag — für nützlich, die Proteſtanten ein drittes mal ſchauen zu laſſen in jenen warnenden Spiegel der Vergangenheit.

Immer iſt es die Abſicht der Herausgeber, auf die wichtige Erfahrung hinzuweiſen, daß Oeſterreichs Feindſeligkeit gegen den Proteſtantismus und ſein Streben, das Haus Brandenburg zu unterdrücken, innigſt zuſammenhängen.

Einunddreißigſter Brief.

1858.

Das deutſche Land, auf welches ich am Ende meines letzten Schreibens deutete, iſt Schleſien, deſſen Leidensgeſchichte ſchon an ſich ſehr merkwürdig, auch für den Geiſt und die Geſinnung, welcher die Habsburger treu geblieben ſind, charakteriſtiſch iſt.

Ich muß wieder auf die Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges zurückgehen, und an ſie anknüpfen. Als durch die Schlacht am weißen Berge der böhmiſche Aufſtand niedergeworfen war, und Johann Georg, nachdem er die Lauſitz bezwungen hatte, in Schleſien eingerückt war, unterwarfen ſich die Schleſier ihm, als kaiſerlichem Commiſſarius, nachdem er ihnen Verwendung beim Kaiſer für die Beſtätigung aller ihrer, alſo auch der kirchlichen Privilegien, und auch für ſeine Perſon noch beſonders Schutz bei der Ausübung der lutheriſchen Religion zugeſagt hatte. Dieſen Vergleich, welcher der Dresdener Accord genannt wird, beſtätigte Ferdinand, und genehmigte ausdrücklich, daß der Kurfürſt die verheißene

Beſchützung der religiöſen Freiheiten Schleſiens übernahm. Aber weder der Kaiſer noch der Kurfürſt banden ſich an ihre Zuſagen. Ferdinand ſchien ſein Kaiſerwort nur gegeben zu haben, um es zu brechen. Caraffa, der in ſeiner Naivetät unbezahlbare Geſtändniſſe macht, billigt ausdrücklich dieſe Handlungsweiſe als eine kluge, indem er ſagt: tardius sese dediderunt (die ſchleſiſchen Stände) Caesari, qui, ne ipsum Saxonem offenderet, multa et in multis dissimulavit. Der Kaiſer habe gehofft, ſetzt er hinzu, Gott werde eine andere Gelegenheit herbeiführen, wenn nicht durch dieſen, dann durch einen anderen Schrecken, Schleſien wieder katholiſch zu machen. — Dieſe Gelegenheit oder vielmehr den willkommenen Vorwand bot das Anſchließen mancher Schleſier an den ihr Land durchziehenden Mansfelder. Was dieſe verbrochen hatten, ſollten Alle büßen, nämlich alle Proteſtanten, denen die Gewiſſensfreiheit geraubt werden ſollte. Den Auftrag, die Gegenreformation zu vollziehen, erhielt das Lichtenſteiniſche Dragonerregiment, ſo daß die Ehre, die bekehrenden Dragonaden erfunden zu haben, nicht Ludwig XIV. ſondern Ferdinand II. zukommt. Die Lichtenſteiner nannten ſich ſelbſt „Seligmacher". Unter Denen, welche die Executionen leiteten, war einer der Eifrigſten und Heftigſten der Kammerpräſident von Schleſien, der Burggraf Karl Hannibal von Dohna, früher Proteſtant, vom Jeſuiten Lamormain zu unnachſichtlicher Strenge geſtachelt und durch den Fürſtenhut, zu dem er ihm Hoff-

nung machte, gelockt. In Glogau machte man den Anfang. Nur wer einen katholiſchen Beichtzettel als Beweis ſeiner Bekehrung vorzeigen konnte, wurde die einquartierten Peiniger los. Man ließ die Einwohner viele Nächte hindurch nicht ſchlafen, bis ſie in einem faſt ſinnloſen Zuſtande Beichtzettel holten. Einige ſchleppte man bei den Haaren zur Meſſe, oder peitſchte ſie mit Ruthen, bis ihnen das Fleiſch vom Leibe fiel. Von Glogau verbreiteten ſich die Seligmacher über andere Bezirke und hauſ'ten weit und breit in derſelben Weiſe. Ueberall fingen ſie damit an, den Evangeliſchen die Kirchen zu nehmen, obſchon die Katholiken, ihrer äußerſt geringen Zahl wegen, ſo vieler Kirchen gar nicht bedurften. Aber man ſorgte freilich dafür, die Zahl der Beſucher zu vermehren, da das Widerſtreben mit Gut, Freiheit und Leben bezahlt werden mußte. In Glogau wurde ein beſonders Widerſpenſtiger hingerichtet, drei Andere wurden geſtäupt, in Habelſchwert alle vornehmen Bürger ſofort ins Gefängniß geworfen; in Grüneberg wurden ſie gebunden aufs Rathhaus geſchleppt, viele verwundet, fünf getödtet. Unter den Artikeln, zu deren Unterſchrift man die Neubekehrten zwang, kommt auch der gotteslästerliche vor: Wir glauben von der Jungfrau Maria, daß ſie würdiger ſei größerer Ehr' und Lob alß Gottes Sohn. Doch fand man, da die Gemeinderäthe allein mit Katholiſchen beſetzt werden ſollten, unter den beſſeren Bürgern, denen man das Scheinbekenntniß abgepreßt hatte, faſt

nirgends ſolche, welchen man traute; ſo geſchah es, daß Leute in den Rath kamen, die weder leſen noch ſchreiben konnten, überhaupt die unwürdigſten Menſchen. Dieſe Mißhandlungen trieben Tauſende zur Auswanderung; ſie zogen, mit dem bitterſten Mangel kämpfend, nach Polen, Brandenburg und der Lauſitz. Vormals blühende Städte ſtanden nun verödet, auf ihren Straßen wuchs Gras.

Verſchont blieben vorläufig noch die nicht unter Oeſterreichs unmittelbarer Herrſchaft ſtehenden Fürſtenthümer; man verſparte ſich ihre Bekehrung noch für die Zukunft. Auffallend, aber nicht unerklärlich, iſt, daß in den bejammernswerthen Gegenden Schleſiens, welche der Schauplatz der ruhmreichen Thaten der verbündeten Dragoner und Jeſuiten waren, ein großer Unterſchied gemacht wurde zwiſchen den Städten und dem Landadel mit deſſen Unterthanen. Mit den Gewaltmaßregeln, unter welchen die erſtern ſeufzten, wurden die letztern verſchont. Der Kaiſer gab der niederſchleſiſchen Ritterſchaft die Verſicherung, daß ſie nicht bedrängt werden ſollte. Dieſe Schonung rührt von dem Einfluſſe jener das Bekehrungswerk leitenden fanatiſchen Edelleute am Wiener Hofe her. Sie benutzten ihn zu Gunſten ihrer Standesgenoſſen, und um zugleich noch einen ganz anderen Zweck zu erreichen als die Ausrottung der Ketzerei. Karl Adolf Menzel ſagt hierüber treffend in ſeiner deutſchen Geſchichte: „Der frommen Einbildung, an welcher der Kaiſer im fernen

Wien sich erquickte, daß dem Himmel Seelen gewonnen würden, gaben in Schlesien die Herren von Dohna, von Oppersdorf, von Bibran die ihrer Sinnesart entsprechende Anwendung, das bisherige Ansehen der Städte zu vernichten und den Trotz der Bürger zu brechen. Der Adelsgeist verbündete sich zu diesem Behufe mit dem Soldatenwesen, der katholischen Priesterschaft und der Hofgunst. Diesem vierfachen Bunde hatten die armen Städter nichts entgegenzusetzen, als ihren in guten Zeiten freilich trotzigen, durch Widerwärtigkeiten und Unglück aber leicht zu beugenden Muth und den Zuspruch ihrer Geistlichkeit, die selbst über das Unglück der evangelischen Waffen betroffen, und von der Sorge um Weib und Kind zu Boden gedrückt war. Auch wurde dieser Zweck vollständig erreicht. Der Wohlstand der Städte sank, theils durch Auswanderung und Einquartierungslasten, theils durch die schlechte Verwaltung der neuen geschäftsunkundigen Magistrate, in Trümmer, und der einst so hochfahrende Sinn der Bürger gestaltete sich im Laufe dieser traurigen Zeiten zu einer fast knechtischen Verehrung und Ueberschätzung der Standesvorzüge des Adels."

Der westphälische Friede setzte endlich dem Kriege ein Ziel, aber nicht den Leiden der schlesischen Protestanten. Der durch den Frieden angeordneten Wiederherstellung der Gewissensfreiheit und des Gottesdienstes, wie sie im Jahre 1624 gewesen, hatte sich der Kaiser für seine Erblande durchaus nicht fügen wollen. Einen

großen Theil der Früchte des in der erſten Hälfte des Krieges ſo energiſch betriebenen Bekehrungswerkes damit wieder aufzugeben, ſchien ihm entſetzlich. Nur den noch vorhandenen mittelbaren Fürſten, den Herzogen von Liegnitz, Brieg, Münſterberg und Oels, und der Stadt Breslau wurde „aus Gnade“ die fernere Ausübung ihrer vor dem Kriege erlangten Religionsrechte geſtattet, dem proteſtantiſchen Adel des übrigen Landes nur zugeſagt, daß gegen ihn kein Auswanderungszwang geübt werden ſollte. Ein ſo eng begrenztes Zugeſtändniß ließ den Anſtalten zur Unterdrückung des Proteſtantismus ſchon an ſich großen Raum; man ging aber noch darüber hinaus. Man nahm den Evangeliſchen ihre Kirchen, ſcheute überhaupt kein Mittel, das große Ziel zu erreichen, unbelehrt durch die tiefen Wunden, welche die Aufrichtung der Jeſuitenherrſchaft in Böhmen dieſem Lande geſchlagen hatte. Während der Unruhen und des ſchwankenden Kriegsglücks hatte man nicht alle Neubekehrten bei dem Bekenntniſſe, zu dem man ſie gezwungen, feſthalten können; jetzt betrieb man die Angelegenheit ungeſtört und weit ſyſtematiſcher. Unter der langen Regierung Kaiſer Leopolds I. machte die Katholiſirung Schleſiens außerordentliche Fortſchritte. Der Erfolg war ſo groß, daß, da nach dem dreißigjährigen Kriege die Anzahl der Katholiken in Schleſien, gegen die der Evangeliſchen gehalten, noch immer eine ſehr geringe war, hundert Jahre ſpäter, um die Zeit der preußiſchen Beſitznahme, die Parteien ſich ungefähr gleich

waren; hatten die Evangeliſchen noch ein Uebergewicht, ſo war es ein ſehr geringes. Vollkommen genaue Angaben hierüber ſind meines Wiſſens nicht vorhanden. Ein ſehr lebendiges, mit warmer Färbung ausgeführtes Gemälde der ſchreienden Ungerechtigkeiten, der abſcheulichen Gewaltthaten, der Liſt und der Verlockungen für die Habgier und den Ehrgeiz, deren man ſich bediente, finden Sie in dem verdienſtvollen Werke „Die Entwikkelung der öffentlichen Verhältniſſe in Schleſien, vornehmlich unter den Habsburgern" von Heinr. Wuttke. Mit großer Sorgfalt ſind hier alle vorhandenen zugänglichen Quellen, gedruckte und ungedruckte, benutzt, und doch reichen ſie nicht hin zur Aufdeckung aller Schrecken dieſer Bedrängniſſe; denn ſelbſt unter der preußiſchen Herrſchaft haben ſich die proteſtantiſchen Darſteller der Verfolgungen einer ſolchen Mäßigung befleißigt, daß ſie das Allerſchlimmſte mit Stillſchweigen übergangen haben. Einer derſelben bezeichnet es ausdrücklich als den von ihm befolgten Grundſatz, „die härteſten Worte und Thaten niemals ſo abzumalen, wie ſie ſich zugetragen".

Characteriſtiſch für die unſelige Verblendung, mit der die Kaiſer das Werk des Gewiſſenszwanges betrieben, iſt folgender Zug. Als die Abgeordneten von elf niederſchleſiſchen Städten, denen man die Geiſtlichen genommen, Ferdinand III. mit rührenden Worten anflehten, er möge doch nicht ſo viele Kinder ohne Taufe und Tauſende von Erwachſenen, ohne in der letzten Noth durch den Troſt des göttlichen Wortes und den Genuß des

Abendmahls gestärkt zu sein, hinsterben lassen, antwortete der Kaiser, er thue das nicht aus Abgunst oder Haß, sondern aus landesväterlicher Treue.

Man schloß die Evangelischen beharrlich von allen öffentlichen Aemtern aus, wodurch Manche, denen an ihrem Glauben weniger lag, als an ihrer Beförderung, in den Schooß der dieses Heil allerdings allein spendenden Kirche getrieben wurden. Aber es gab auch viele Glaubenstreue, die, ehe sie an ihrem Gewissen Schaden litten, lieber das theure Vaterland verließen und, ihrer Wohlhabenheit verlustig, am Bettelstabe ins Ausland wanderten. Die Lausitz und eine große Zahl von polnischen Städten füllten sich mit Schlesiern, zu nicht geringem Schaden der Volkszahl und des Gewerbfleißes in der Provinz. Mehrere vom Adel, die wol sahen, wieviel sie verlören, wenn ihre Gutsunterthanen fortzögen, gingen so weit, von den Obrigkeiten der Grenzstädte, nach denen diese sich geflüchtet, ihre Auslieferung, wie von Verbrechern, zu fordern, und erlangten sie zum Theil. Und von Wien aus wurde 1699 befohlen, „solchen gefährlichen Empörungen und Emigrationen" zuvorzukommen. Es dämmerte also dem Hofe eine Vorstellung auf von dem Unheil, welches sein Verfahren in der Provinz anrichtete. Wie aber wollte er ihm abhelfen? Durch eine zwiefache Grausamkeit in der Art Ludwigs XIV. gegen die Bleibenden und gegen die Fortziehenden. — Und doch will man noch immer die Maßregeln, welche sich früher protestantische Fürsten gegen ihre andersden-

lenden Unterthanen erlaubten, mit dieſem harten Zwange, der keinen Ausweg übrig laſſen wollte als den der Bekehrung, in Vergleich ſtellen.

Da führte den Kriegshelden der Zeit, deſſen Ruf und Ruhm von Munde zu Munde gingen, Karl XII., ſein Siegeslauf nach Schleſien. Die bedrängten Proteſtanten des Landes ſahen in ihm einen von Gott geſandten Retter, einen zweiten Guſtav Adolf. Wo er hinkam, da ſtrömten ſie ihm ſcharenweiſe entgegen, empfingen ihn mit Jubelgeſchrei, ergriffen ſeine Hände, küßten ſein Kleid, trugen ihm ihre Klagen vor und flehten um ſeinen mächtigen Schutz. Er täuſchte ihre Erwartungen nicht, er verwandte ſich in Wien mit allem Nachdruck für ſeine gequälten Glaubensgenoſſen. Es war das Jahr 1706: Karl ſtand noch im Ruf der Unüberwindlichkeit, und die Gefahr, daß er ſich in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege auf die Seite Frankreichs ſchlagen möchte, ſchien Joſeph I. ſo groß, daß er im nächſten Jahre ſich zu einem zu Altranſtädt geſchloſſenen Vergleiche verſtand, der ihm die Verpflichtung auflegte, die Religionsverhältniſſe in Schleſien auf den Stand des weſtphäliſchen Friedens zurückzuführen, den Evangeliſchen alle ihnen ſeitdem genommenen Kirchen wieder einzuräumen und ſie von öffentlichen Aemtern ferner nicht auszuſchließen. — Daß der Papſt über eine ſolche Nachgiebigkeit entrüſtet war, braucht kaum erſt geſagt zu werden. Der Nuntius in Wien erhielt den Auftrag, dem Kaiſer bittere Vorwürfe zu machen. Friedrich verſichert in den Mémoires de Brandenbourg,

Joſeph habe geantwortet, „und wenn Karl ihm vorgeſchlagen hätte, ſelbſt lutheriſch zu werden, wiſſe er kaum, was geſchehen ſein würde“.

Dieſe Altranſtädter Convention iſt vielleicht unter allen Thaten Karls XII. die einzige, welche dauernde gute Folgen gehabt hat. Nicht als ob man katholiſcherſeits nicht bemüht geweſen wäre, den ſchleſiſchen Proteſtanten die Wohlthaten derſelben möglichſt zu verkümmern. Und wenn es auch Karls VI. Wille war, das gegebene Kaiſerwort zu halten, ſo hörten doch die Bedrückungen durch die Unterbehörden nicht auf. Aber der mächtige Strom der rückſichtsloſen Reaction war gebrochen, die Proteſtanten konnten aufathmen. Man mußte bei dem Bekehrungswerk wenigſtens vorſichtiger verfahren.

Mit entſchiedener, äußerſter Härte wurden indeß Die behandelt, welche glaubten, unter dem Schutze der beſſeren Verhältniſſe das ihnen aufgezwungene Bekenntniß wieder aufgeben und ſich auch öffentlich wieder zur evangeliſchen Kirche halten zu dürfen. Und um die Seelen noch ganz Unbekehrter zu gewinnen, veranſtalteten die Jeſuiten Miſſionen, zu welchen ſie 1737 vom Kaiſer Karl eine beſondere ausdrückliche Berechtigung erhalten hatten. Sie trieben ihr Werk ſo, daß in den Dörfern mehrerer Bezirke Jahre lang kein Paar getraut wurde, welches ſich nicht bekehrt hatte, und die Leichname Unbekehrter auf dem Schindacker verſcharrt wurden.

So wenig hatte man den Gedanken aufgegeben, die ganze Provinz auch durch Anwendung von Zwang zu

katholiſiren, trotz der Einräumungen, welche dem ſchwediſchen Kriegsfürſten hatten gemacht werden müſſen. Zum Glück verhinderte die Ausführung dieſes Planes ein anderer, wirkſamerer Retter, der preußiſche Friedrich.

Aber es war dem großen Könige nicht genug, den Evangeliſchen in dem eroberten Lande den ungeſtörten Beſitz völliger Religionsfreiheit zu ſichern, indem er ſie von allen, ihren Gottesdienſt und ihr Kirchenweſen beſchränkenden Einrichtungen befreite; er gab auch das Beiſpiel einer großen kirchlichen Rechtsgleichheit, die noch weit mehr war als Toleranz. Er machte die proteſtantiſche Kirche nicht etwa zur herrſchenden, wie bisher die katholiſche geweſen war, ſondern er ließ dieſer auf ihrem eigenen Gebiete ihr volles altes Recht. Ja, er verlangte ſogar nicht einmal, daß die Hunderte von Kirchen, die, früher den Evangeliſchen entriſſen, ihnen durch den Altranſtädter Vertrag nicht zurückgegeben waren, ihnen jetzt wieder eingeräumt würden, auch nicht da, wo ſie die Mehrzahl bildeten. Nur Bethäuſer durften ſie da bauen, die nicht einmal den Namen Kirchen führten, und Prediger anſtellen, die nicht Pfarrer hießen. Im ſiebenjährigen Kriege bemerkte Friedrich, daß ein Theil des katholiſchen Klerus ihm dieſe Wohlthat ſchlecht dankte: er bekam Beweiſe, daß Geiſtliche und Mönche mit dem Feinde in geheimen Einverſtändniſſen waren. Dieſe Erfahrungen trugen ohne Zweifel dazu bei, den König zu dem Befehle zu beſtimmen, daß die katholiſche Geiſtlichkeit Schleſiens während des Krieges den zehnten Theil

ihrer Einkünfte an die Militärcaſſe zahlen ſollte — eine Maßregel, zu der ihn übrigens die große Geldnoth, in der er ſich befand, zwang, und die er ausdrücklich dadurch motivirte, daß der Papſt die Kaiſerin ermächtigt hatte, zur nachdrücklichen Führung des Krieges wider ihn von den katholiſchen Stiftern und der ganzen Kleriſei in den geſammten Reichslanden eine Schatzung von derſelben Höhe zu erheben. — Nach dem Frieden iſt Friedrich gern zu ſeiner früheren Milde gegen den katholiſchen Klerus Schleſiens zurückgekehrt; er hat ihm gewährt was ihm irgend zuläſſig erſchien.

Maria Thereſia war weit davon entfernt, dem Könige auf dieſen ſchönen Weg zu folgen. Sie gewährte ihren gedrückten proteſtantiſchen Unterthanen keine Erleichterung, ja ſie behandelte ſie mit entſchiedener Ungunſt und hörte um ſo weniger auf ihre gerechten Beſchwerden, da ſie auf ihren natürlichen Beſchützer, der ſie zur Abtretung einer großen ſchönen Provinz genöthigt hatte, aufs äußerſte erbittert war; und Friedrichs Feinde an ihrem Hofe ſuchten dieſen Haß noch zu verſchärfen durch erdichtete Nachrichten von Bedrückungen, welche die Katholiken in Schleſien zu erleiden haben ſollten. So geſchah es, daß in Ungarn der ganze Druck und alle die hundertfältigen Plackereien fortdauerten, durch welche man dort den Proteſtantismus allmählich ganz auszurotten hoffte. Ja, in Oberöſterreich, Kärnthen und beſonders in Steiermark ging es noch ärger her. Ein 1753 der Kaiſerin vom Corpus evangelicorum überreichtes Ver-

wendungsſchreiben ſagt: Gefängniß und Leibesſtrafen, Bande, Schläge, Beraubungen ſind noch immer das Schickſal der öſterreichiſchen Proteſtanten. — Zu Hunderten werden ſie wie Verbrecher nach Siebenbürgen geſchleppt, nachdem man ihnen den größten Theil ihres Vermögens und ihre noch nicht confirmirten Kinder genommen hatte. Die Verwendung blieb ohne Wirkung.

Zweiunddreißigster Brief.

1858.

Nicht im öſterreichiſchen Staat allein dauerten die Verfolgungen der Proteſtanten fort bis in das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts hinein; es war nicht weniger der Fall in Frankreich.

Dort, hätte man meinen ſollen, wären die ſchlimmen Folgen der Aufhebung des Edicts von Nantes deutlich genug hervorgetreten, um von einem fortwährenden Wüthen gegen die geringen Reſte des Proteſtantismus im Reiche abzuhalten. Aber das Gegentheil geſchah. Kurze Zeit nachdem Ludwig XV. mit vollendetem dreizehnten Jahre das geſetzliche Alter der Volljährigkeit erreicht hatte und die wahre Gewalt an den Herzog von Bourbon mit dem Titel eines erſten Miniſters gekommen war ließ man den königlichen Knaben (am 14. Mai 1724) eine Verordnung gegen die Reformirten unterſchreiben, welche den Verfolgungen neue Stärke gab und noch hinausging über die gräßlichen Geſetze Ludwigs XIV. Der Urheber war der Biſchof von Nantes, ſpäter Erz-

biſchof von Rouen, Lavergne de Treſſan, der, wie allgemein bekannt war, in enger Vertraulichkeit mit den Wüſtlingen, die den Regenten umgaben, lebte. Durch ſie hatte er ſich nicht weniger als ſechs und ſiebenzig verſchiedene Pfründen zu verſchaffen gewußt. Aber in der römiſchen Kirche war Verfolgung der Ketzer bei einem ſchamlos unſittlichen Wandel nichts Neues. Was Treſſan zu der erſtern bewog, war, wie Lemontey in ſeiner trefflichen Geſchichte der Regentſchaft ſagt, die Begierde nach dem Cardinalshut. Durch nichts glaubte er ſich in Rom ſo beliebt zu machen als durch gehäufte Leiden der Abtrünnigen.

Vermöge der Einſchärfung der Geſetze der vorigen Regierung wurden die reformirten Geiſtlichen mit dem Tode bedroht, die Männer, welche ihren Predigten beigewohnt, mit Galeerenſtrafen, die Frauen mit immerwährendem Gefängniß. Dieſelben Strafen ſollten Die erleiden, welche einem Geiſtlichen Zuflucht gewähren oder ihn nicht angeben und dadurch der Hinrichtung entziehen würden. Die edelſten Handlungen wurden alſo zu Verbrechen geſtempelt. Alle Ehen, die nicht von einem katholiſchen Pfarrer eingeſegnet waren, blieben unrechtmäßige, die Kinder aus denſelben Baſtarde, unfähig zu erben. Wenn man lieſ't, daß in den Zeiten ſo grauſamer Verfolgungen zur Ausrottung des reformirten Glaubens die Jeſuiten erklärten, es gäbe keinen Calvinismus mehr in Frankreich, ſo hält man dieß auf den erſten Blick für einen Widerſpruch aus Unbedacht. Näher beſehen, iſt es

ein hinterliſtiger Fallſtrick, würdig des Ordens, der ihn legte; denn wenn es zu einer gewiſſen Zeit wirklich keine Calviniſten mehr gegeben hatte, ſo mußten alle Die, welche ſpäter als ſolche erfunden wurden, Rückfällige ſein, und die ganze Schwere der dieſen angedrohten Strafen mußte auf ſie fallen. Zuſätze zu den alten Befehlen erſcheinen in dem neuen Geſetze, welche die Erfindungsgabe Treſſans in Seelenqualen recht bekunden. Dahin gehören die Vorſchriften über die Proteſtanten auf dem Sterbelager. Der Ortsgeiſtliche war verpflichtet, dort zu erſcheinen, und wer die von ihm dargebotenen Sacramente zurückwies, ſollte als Rückfälliger behandelt werden. Den Verwandten der Sterbenden aber, die ihnen tröſtenden Zuſpruch gewährten, wurden Galeerenſtrafe und Güterentziehung angedroht. Schwerlich iſt jemals unter irgend einem Volke, zu irgend einer Zeit, ein Geſetz gegeben worden, welches die Verfolgung mit ſolcher Barbarei und ſo leidenſchaftlicher Bösartigkeit betrieb.

Unglaublich ſcheint es, daß die Härte dieſes Geſetzes von der Ausführung durch einen Theil der Geiſtlichen und der Gerichtshöfe noch überboten wurde, und doch iſt es ſo. Lemontey hat durch Mittheilungen aus den Berichten der Intendanten urkundliche Beweiſe davon gegeben. Es gab Pfarrer, die, wenn ſie eine Ehe von Proteſtanten einſegnen ſollten, verlangten, daß dieſe vorher ihre verſtorbenen Eltern verfluchten und ſchwuren, daß ſie deren ewige Verdammniß glaubten. Das ſüdliche Frankreich wurde von Neuem der Schauplatz furchtbarer

Auftritte. Die Häuſer der Calviniſten wurden zerſtört, ihre Leichname aus den Gräbern geriſſen und beſchimpft; Soldaten drangen in ihre verborgenen religiöſen Verſammlungsörter und metzelten nieder, was ſie erreichen konnten; Jeſuiten dienten ihnen dabei als Angeber und als Führer. Welch ein Zuſtand, wo die Bedauernswerthen gezwungen waren, bei finſterer Nacht zum Gottesdienſt wie zu einer verbrecheriſchen That zu ſchleichen, die Frauen, unter ihrer Kleidung verſteckte Waffen zu tragen! Daneben wußte die Habſucht die Qualen der Reformirten zu Erpreſſungen zu benutzen. Lemontey führt einen reichen Fabricanten aus Nismes an, deſſen Handlungsbücher nachwieſen, daß er im Laufe ſeines Lebens allmählich 200,000 Livres ausgegeben hatte, um ſich ſeine Kinder zu erhalten, deren Wegnahme man ihm androhte.

Während die Diener Roms ſich ſo an der erneuten Bedrängung einer zu Boden geworfenen, um die kümmerlichen Reſte religiöſen Zuſammenhangs ringenden Partei erquickten, empfingen ſie immer empfindlichere Streiche von einer Gedankenrichtung, deren Urheber und Häupter aus ihrer eigenen Kirche hervorgegangen waren und ſich äußerlich gar nicht einmal von ihr trennten. Unglaube, Verſpottung und Verachtung des Chriſtenthums und ſeiner Moral, ja alles religiöſen Glaubens, nackter Atheismus traten in Frankreich immer ungeſcheuter hervor und verbreiteten ſich aus den Kreiſen der vornehmen und fein gebildeten Welt über alle Claſſen und Stände. Die Sittenloſigkeit hielt es kaum noch für nöthig, ſich zu ver-

bergen, da ſie ſich mit den Grundſätzen der ſogenannten Philoſophie, die jetzt gelehrt und geprieſen wurde, rechtfertigen zu können glaubte.

Und alles dieſes geſchah wahrlich nicht ohne Schuld der römiſchen Kirche. Indem ſie, wie ich ſchon in einem früheren Briefe bemerkte, mit der Vertreibung der Reformirten die heilſame Oppoſition in den Angelegenheiten des Glaubens ausſtieß, eröffnete ſie der wilden und zügelloſen ſelbſt den Weg. Aber das iſt noch nicht Alles. Sie bot durch ihre Ueberladung des Chriſtenthums mit fremden und ſchädlichen Beſtandtheilen den Angriffen auf dasſelbe ſcharfe Waffen dar. Denn was iſt Voltaire und ſeinen Geſinnungsgenoſſen mehr zu Statten gekommen, als daß ſie dem Evangelium aufbürden konnten, was das Papſtthum, der chriſtlichen Geſellſchaftseinrichtung, was die drückende Herrſchaft einer ſelbſtſüchtigen Hierarchie war, daß ſie die Anſtalten und Wege, die Seelen zu Gott und dem Erlöſer zu führen, vermengen konnten mit leerem Ceremoniendienſt und Aberglauben? Der Proteſtantismus bot den Angriffen eine ſo ſchwache Seite keineswegs dar, und was etwa auch in ihn, aber in unendlich geringerem Maße, hineingekommen war von irrthümlichen Auffaſſungen des reinen Chriſtenthums, konnte immer wieder ausgeſtoßen werden durch das Princip der freien Forſchung, dem in der alten Kirche die falſche und verderbliche Conſequenz des durch menſchliche Autorität Feſtgeſtellten entgegenſtand.

Je älter nun das Jahrhundert wurde, je mehr

ſchritt die wahre Aufklärung fort, und neben ihr die falſche, und wenn man die letztere aus Furcht vor ihrer Macht üppig wuchern ließ, hätte die erſtere, und die Humanität in ihrem Gefolge, um ſo mehr Duldung da herbeiführen ſollen, wo ſie ſo ſehr gerechtfertigt und geboten war. Aber eben dieſes Jahrhundert, welches ſich mit dem Ruhm der Toleranz und Sittenmilde ſo brüſtete und ihre Grundſätze im Munde führte, ſündigte gegen ſie in practiſchen Fällen nur zu ſehr. In dem Lande, wo man mit hochklingenden Phraſen immer am freigebigſten iſt, in Frankreich, wurde von Zeit zu Zeit noch immer gegen die Reformirten gewüthet. Im Jahr 1762, wo Rouſſeau's Emile erſchien, das Buch, welches, nach dem höchſten Preiſe der göttlichen Moral des Evangeliums, dem natürlichen Lichte den Vorzug zu geben gebietet vor dem übernatürlichen einer beſonderen Offenbarung, und das dennoch auch religiöſen Gemüthern Beruhigung gewährte, weil ſie darin Hülfe und Schutzwehr gegen den troſtloſen Atheismus erblickten — in dieſem Jahre ließ das Parlament von Toulouſe Franz Rochette hängen, aus keinem anderen Grunde, als weil er geſtändig war, proteſtantiſcher Geiſtlicher zu ſein, und drei Reformirte, die Brüder Grenier, köpfen, der aus der Luft gegriffenen Anſchuldigung wegen, daß ſie zu Rochette's Befreiung einen Aufruhr hätten anſtiften wollen. Mit dem Muthe von Helden und der Ergebung von Heiligen beſtiegen die vier Märtyrer das Blutgerüſt. Ungleich mehr Aufſehen machte die wenige Wochen nachher erfolgte Hin-

richtung des Jean Calas. Ich darf diesen Namen nur nennen, um Ihnen sofort das schreckliche Schicksal dieses unglücklichen Greises ins Gedächtniß zu rufen, den dasselbe Parlament foltern und dann rädern ließ, auf die völlig unerwiesene Anklage hin, daß er seinen eigenen Sohn umgebracht, weil dieser habe katholisch werden wollen — ein furchtbarer Justizmord, der Voltaire zu einer That Anlaß gab, die man wol die edelste seines Lebens nennen kann. Obschon im höchsten Unfrieden mit den Jesuiten, die ihn aufs äußerste verfolgten, und dadurch auf gutes Vernehmen mit den Parlamenten, den thätigsten Feinden des Ordens, hingewiesen, schrieb er doch ein Buch über die Duldung, dessen Hauptzweck war, das Verfahren des Parlaments von Toulouse gegen Calas als ein eben so rechtswidriges wie fanatisches zu brandmarken. Mit welchem Recht man Voltaire auch sonst vorwerfen kann, daß er, der von der Kirche Duldsamkeit verlangte, selbst keine gegen sie übte — hier vertheidigte er mit guten Waffen die wahre Duldung und erregte daher auch mit jener Schrift das Mitleid und die Indignation des ganzen gebildeten Europa. In Frankreich selbst nahm die öffentliche Meinung laut und entschieden gegen die blutdürstigen Richter Partei. Voltaire wußte diese Stimmung zu benutzen und ruhte nicht eher, als bis ein königlicher Befehl zu einer neuen gerichtlichen Untersuchung des Processes erfolgte. Das Ergebniß derselben war die Vernichtung des gefällten Urtheilsspruchs und die Rehabilitation der Unschuld und Ehre des Calas. Ins Leben

konnte dieß freilich den Gemordeten nicht zurückrufen, aber die Angelegenheit hatte doch die wichtige Folge, daß jene Hinrichtungen die letzten waren, mit welchen französische Gerichtsbehörden aus Glaubenshaß gegen den Protestantismus sich befleckt hatten. Ein Schamgefühl war erwacht, welches den alten Verfolgungseifer erstickte. Daß aber die Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit vollkommen durchgedrungen wären, kann man doch nicht sagen. Noch immer kam es vor, daß die Kinder protestantischer Familien geraubt und im katholischen Glauben erzogen wurden. Man schickte Protestanten ihres Glaubens wegen nicht mehr auf die Galeeren, aber man konnte sich auch nicht entschließen, denjenigen, die man früher dazu verdammt hatte, ihre Freiheit wiederzugeben.

Wir hatten vorhin das auffallende, doch in der Culturgeschichte nicht seltene Phänomen, daß zwei den verschiedensten, ja einander völlig entgegengesetzten Entwikkelungen angehörige Ereignisse nahe zusammenfallen und sich berühren. So stark nun aber der Abstich jener Blutnrtheile gegen eine Stimmung und Richtung, welche den Emile erzeugte, auch genannt werden muß; noch auffallender ist der Widerspruch zwischen dem Morde unschuldiger Reformirter und der auch in dasselbe Jahr 1762 fallenden berühmten Verurtheilung der heftigsten Feinde des evangelischen Glaubens, der Jesuiten, durch die französischen Parlamente — ein Widerspruch, der aber doch seine Erklärung findet, freilich keine diesen Gerichtshöfen zur Ehre gereichende. Denn gerade weil sie sich als so

entſchiedene Gegner der Jeſuiten zeigten, wollten ſie durch einige recht auffallende Handlungen den Verdacht beſeitigen, daß ihrer Abneigung gegen den Orden Gleichgültigkeit für die Intereſſen der Kirche zu Grunde liege. Um den Glauben an ihre Katholicität zu retten, ſtachelten ſie ſich zu einer Glaubenswuth auf, als deren Opfer Proteſtanten, die nichts verbrochen hatten, fallen mußten.

Die Grundſätze der Jeſuiten ſtanden nicht nur mit der oberflächlichen Freigeiſterei des Jahrhunders im ſtärkſten Gegenſatz, ſondern auch mit der echten Freiheit der Geiſtesentwickelung; was aber ihren Sturz herbeiführte, lag weniger in dieſem Widerſpruch als in ihrem Streben, den Verbeſſerungen der Verwaltung und Geſetzgebung in den romaniſchen Reichen Hinderniſſe in den Weg zu legen und alte Mißbräuche zu erhalten. Die Jeſuiten, welche ſich ſo gern das Anſehen gaben, eine Stütze der Throne zu ſein, und von Vielen auch ſo angeſehen wurden, nahmen keinen Anſtand, Ränke gegen Könige anzuſpinnen, wenn es darauf ankam, ein ihnen verhaßtes Regierungsſyſtem zu ſtürzen. Als im Jahre 1766 ein in Madrid ausgebrochener Aufruhr den König Karl III. nöthigte, ſeinen liberalen Miniſter Squillace zu entlaſſen, war ſtarker Verdacht vorhanden, daß die Jeſuiten ihre Hände mit im Spiele gehabt hätten*). Wenn aber auch

*) Was hier als Verdacht bezeichnet wird, iſt vollſtändig erwieſen durch ein aus reichen archivariſchen Quellen geſchöpftes Werk, welches der Verfaſſer, als er das Obige ſchrieb, noch nicht hatte benutzen können. Es iſt die 1856 in Madrid

ihre Vertreibung aus den romaniſchen Reichen politiſchen Urſachen zuzuſchreiben iſt, und die bald nachher vom Oberhaupte der römiſchen Kirche verfügte gänzliche Aufhebung des Ordens der Hauptſache nach aus derſelben Quelle ſtammt, kamen dieſe Begebenheiten doch zugleich jeder Duldung zu Gute, alſo auch der, welche die in katholiſchen Ländern lebenden Proteſtanten anzuſprechen berechtigt waren. Es war eine Epoche eingetreten, die ihnen frei aufzuathmen erlaubte.

---

erſchienene Historia del reinado de Carlos III. von Antonio Ferrer del Rio, einem ſtreng geſinnten katholiſchen Schriftſteller, gegen deſſen Glaubwürdigkeit über kirchliche Dinge nicht das mindeſte einzuwenden ſein wird. Der König hatte zur Unterſuchung jener Vorgänge eine außerordentliche Commiſſion angeordnet. Der Originalbericht derſelben iſt allerdings nicht mehr vorhanden; Jeſuiten oder Jeſuitengenoſſen hatten ihn unter der Regierung Ferdinands VII. zu beſeitigen gewußt. Glücklicherweiſe aber ſtand dem Geſchichtſchreiber ein im Archive von Simancas befindlicher vollſtändiger Auszug davon zu Gebot. Es geht daraus unwiderſprechlich hervor, daß die Jeſuiten an der Aufreizung des Volkes nicht bloß Theil genommen, ſondern daß ſie den Aufſtand ganz und gar angezettelt hatten, und daß ihre Abſicht nicht bei der Verdrängung eines Miniſters ſtehen geblieben, ſondern gegen die Dynaſtie gerichtet war. (Späterer Zuſatz).

Dreiunddreißigſter Brief.

1858.

Kaiſer Joſeph II. hatte die Aufhebung des Jeſuitenordens wie ein ſegensreiches Ereigniß für die Welt und beſonders für Deutſchland begrüßt. „Die Hauptabſicht der Loyoliten — hatte er damals an einen hervorragenden Diplomaten geſchrieben — war auf den Ruhm, die Größe und die Ausbreitung ihres Ordens und auf die Verfinſterung der übrigen Welt gerichtet. Ihre Intoleranz war die Urſache, daß Deutſchland das Elend des dreißigjährigen Krieges erdulden mußte. Ihre Grundſätze haben die Heinriche von Frankreich um Krone und Leben gebracht und die ſchändliche Aufhebung des Edicts von Nantes veranlaßt". — Von dieſen Grundſätzen beſeelt — nicht minder aber auch, weil der Kaiſer den vorzüglichen Fleiß, die größere Blüte der Gewerbe und den höheren Wohlſtand in proteſtantiſchen Ländern der größeren Gewiſſens- und Denkfreiheit, die dort herrſchte, zuſchrieb — gewährte er nicht lange nach dem Anfange ſeiner Alleinregierung den Proteſtanten in Oeſterreich,

Böhmen und Mähren Duldung und Ausübung ihrer Religion. Doch wurden sie den Katholiken keineswegs gleichgestellt. Sie durften keine Kirchen haben, sondern nur Bethäuser ohne Gelänte und Thürme und ohne einen öffentlichen Eingang von der Straße; sich durften sich Geistliche bestellen, wurden aber von der Verpflichtung nicht entbunden, alle zeitherigen Zahlungen an die katholischen Pfarrer und Pfarrkirchen auch ferner zu leisten. Für die gemischten Ehen wurde angeordnet, daß der katholische Vater alle Kinder in seiner Religion erziehen solle, dem evangelischen Vater aber nur die Söhne in seinem Bekenntnisse folgen dürften.

Weit mehr Leute, als man geglaubt und der Kaiser erwartet hatte, traten jetzt aus der Heimlichkeit, in die sie sich von der Furcht vor Verfolgungen hatten scheuchen lassen, hervor und bekannten sich als das, was sie in der Stille immer gewesen waren, als Protestanten. Aber auch viele Katholiken traten über, aus Ueberzeugung oder auch nur in der Absicht, sich von der lästigen Bevormundung der Priester frei zu machen. Diese erschracken. Was sollte aus ihrer Herrschaft werden, wenn die angefangene Bewegung der Geister höher und höher wuchs? Sie bestürmten den Kaiser mit Vorstellungen; einen wenigstens scheinbar gegründeten Anlaß dazu gab der schwankende, ungeordnete Zustand, der in mehreren Gemeinden durch den plötzlichen Uebergang von herbem Druck zur Freiheit, durch die damit verbundene Unklarheit der Begriffe von Lehre und Kirchenthum, durch den Mangel an

tüchtigen Geiſtlichen Statt fand. Exjeſuiten, welche die baldige Wiederherſtellung des Ordens erhofften und nicht ermüdeten, durch Ränke aller Art in ſeinem Geiſte im Stillen fortzuwirken, bemühten ſich, Joſephs Duldung in ihrer Wirkung ſo viel als möglich zu lähmen. Man ſuchte bei ihm Beſorgniſſe für die Sittlichkeit des Volkes und für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe zu erwecken, als ſei beides durch die Neuerungen und den ſchlimmen Geiſt der Abfallenden höchlich gefährdet; man ſtellte ihm vor, daß ſeine Unterthanen meinten, es ſei ihm gleichgültig, zu welcher Religion man ſich bekenne. Dieß veranlaßte eine neue Bekanntmachung des Kaiſers, in welcher er verſicherte, daß die Aufrechthaltung der alleinſeligmachenden katholiſchen Religion und deren Aufnahme und Verbreitung ſeine theuerſte Pflicht und angelegentlichſte Sorge unabänderlich bleibe; doch ſolle dieß nur durch rechte Belehrung, liebevollen Unterricht und gutes Beiſpiel erreicht werden. Zugleich wurden in Bezug auf dieſen Zweck nachträgliche Beſchränkungen des Uebertritts angeordnet. Von ganzen Gemeinden ſollten ſolche Erklärungen gar nicht angenommen werden, ſondern jeder Einzelne ſolle ſich bei der Obrigkeit melden und dann durch einen von dem Biſchof zu beſtellenden Geiſtlichen über die Wahrheit der katholiſchen Religion belehrt werden, ein Unterricht, den er nach Umſtänden auch vier bis ſechs Wochen lang in Klöſtern zu empfangen genöthigt werden könne. Erſt wenn dieß fruchtlos geblieben, ſollte der förmliche Austritt aus der katholiſchen Kirche geſtattet und recht-

mäßig ſein. Es blickt daraus ein gewiſſer geheimer Verdruß des Kaiſers hervor, daß ein Theil ſeiner Unterthanen da keine Beruhigung fände, wo er ſelbſt ſie ſchöpfte. Demnach war die Stellung der öſterreichiſchen Proteſtanten unter dem toleranten Joſeph noch lange nicht in Vergleich mit der zu bringen, deren ſich die preußiſchen Katholiken unter Friedrich erfreuten.

Das Schwankende in den kaiſerlichen Verordnungen hatte aber noch beſondere üble Folgen. Wenn unduldſame Prieſter den Proteſtanten ohnehin Hinderniſſe über den Willen Joſephs hinaus in den Weg zu legen geſucht hatten, ſo fanden ſie in den ſeine Wohlthat wieder beſchränkenden Beſtimmungen einen neuen Anhalt für ihre Bedrückungen. Für die Verſuche, die zum Uebertritt Bereiten davon abzuhalten, waren Mäßigung und chriſtliche Sanftmuth vorgeſchrieben; es wurden aber nur zu häufig auch Drohungen und Mißhandlungen angewandt. Daher laute Beſchwerden der Evangeliſchen und Befehle des Kaiſers zu ihrer Abſtellung, die bald ihren Zweck erreichten, bald nicht, da bei der Ausführung der Geſetze immer ſo viel von dem guten Willen der unteren Behörden abhängt. Daher hatte denn auch die ganze Maßregel, welche in Deutſchland mit wahrem Jubel begrüßt worden war, den Erfolg nicht, den Joſeph davon erwartet hatte. Auf die nähere Kunde von den mannichfachen Beſchränkungen der vollen evangeliſchen Religionsfreiheit gaben viele fremde Proteſtanten den Vorſatz, ſich im Kaiſerſtaate niederzulaſſen, wieder auf; andere, die

bereits eingewandert waren, kehrten enttäuscht und unmuthig in ihre Heimath zurück.

Dennoch war auch mit der verkümmerten Toleranz durch Joseph immer ein großer Schritt geschehen. Die Protestanten in Oesterreich hatten seit zwei Jahrhunderten so bittere Verfolgungen erfahren, die Hunderttausenden Vermögen, Vaterland, Freiheit und Leben gekostet, Andere gezwungen hatten, ihre Ueberzeugung zu verbergen, daß ihnen der nunmehrige Zustand doch als eine große Wohlthat erscheinen mußte. Auch war er ein viel besserer als der in anderen katholischen Reichsstaaten. Besonders hatten ja die Reformirten in der Rheinpfalz über Druck und Beeinträchtigung fortwährend zu klagen. Ueberall aber hofften die Evangelischen von den Fortschritten der wahrhaft christlichen Duldung und der Humanität volle Befreiung.

Sie wissen, daß Joseph um dieselbe Zeit, wo er dem Protestantismus an das Licht zu treten erlaubte, in der katholischen Kirche seiner Erbstaaten die tiefgreifendsten Veränderungen vornahm und sie der drückenden Obergewalt Roms so viel als möglich zu entziehen trachtete. Und wie beides aus derselben Wurzel stammte, berührte es sich auch in seinen Wirkungen. Mit großer Spannung blickten daher die Protestanten auf alle solche Bewegungen innerhalb der katholischen Kirche. Daß jede Verminderung der dictatorischen Gewalt Roms der Duldung förderlich sein, jede Erstickung freier Regungen bei den Katholiken auch zu ihrem Nachtheil ausschlagen mußte, konnte tiefer

blickenden Protestanten nicht entgehen. Sie hofften aber viel von einem Versuche der durch Josephs Gesinnung und Maßregeln ermuthigten deutschen Erzbischöfe, die Gewalt des Papstes auf den Stand zurückzuführen, auf dem sie sich vor den pseudoisidorischen Decretalen befunden hatte. Dieß ist der Grundgedanke der Bestimmungen, über welche ihre Bevollmächtigten auf einer Zusammenkunft in dem Badeorte Ems im Sommer 1786 sich einigten. Aber die Kühnheit dieser Erzbischöfe zerrann durch die Eifersucht der deutschen Bischöfe, welche die Obergewalt lieber in der Hand Roms sehen wollten als in der ihrer Metropoliten, durch die widersprechenden Maßregeln des von Exjesuiten geleiteten pfalzbayerischen Hofes, durch die Consequenz und die Verschlagenheit des im Stillen höchst jesuitenfreundlichen Pius VI. und durch den Wankelmuth der Erzbischöfe selbst. Wie es 1446 Mainz gewesen war, welches von dem muthigen Beschlusse der Kurfürsten, die Decrete der Baseler Kirchenversammlung über Machtverminderung des Papstthums anzuerkennen, wieder absprang und dadurch die Hoffnungen Deutschlands zerstörte, so war es auch diesmal Kurmainz, welches durch besondere Verhandlungen mit Rom das frühere Verhältniß wieder anerkannte. Damit war auch der Widerstand der übrigen gebrochen. Die vier Erzbischöfe trugen zwar nun gemeinschaftlich in Rom auf einen Vergleich an, hätten aber den Erfolg dieser halben Maßregel wol voraussehen können. Im vollen Gefühl seines Sieges ertheilte ihnen Pius eine Antwort, in der, wie ein Kirchen-

historiker sich mit Recht ausdrückt, alle päpstlichen Anmaßungen in ihren größten Uebertreibungen ausgesprochen waren. Auch Joseph, der durch die Vielfältigkeit und das Weitaussehende seiner Pläne nach innen und außen in immer größere Verwickelungen gerathen war, ließ die Sache fallen. Nicht lange nach seinem Tode zeigten sich die Folgen des Triumphs der Curie und der heimlichen Jesuiten über die durch die Erzbischöfe vertretenen Grundsätze in den Verfolgungen freisinniger katholischer Priester. Die Reaction trat immer dreister auf und die Protestanten in den katholischen Ländern Deutschlands sahen ihre Hoffnung auf völlige Befreiung von den sie noch beengenden Fesseln in weite Ferne gerückt.

Auf allen Lebensgebieten erhob sich nach dem Tode Josephs, in Oesterreich wie im Reiche, die Reaction, und fand in der Furcht vor der zu gleicher Zeit ausbrechenden französischen Revolution die mächtigste Förderin. Die Regierungen gaben sich dem bis auf unsere Tage hier und da leider fortdauerndem Wahne hin, daß dem übermäßigen Durste nach Freiheit und den zügellosen Ausschweifungen, die er herbeiführt, am besten widerstanden wird durch sein volles Gegentheil. Hemmungen der Geistesfreiheit und des Geistesflugs, Festhalten oder Wiedereinführung abgelebter Zustände von Mißbräuchen und Kastenvorrechten, schroffstes Anziehen der Zügel des Absolutismus sollten die Gefahren der Revolution beschwören, konnten aber ihre Erscheinungen und Wirkungen nur allenfalls auf der Oberfläche der Dinge bewältigen,

ſenkten ſie aber nur deſto mehr in die Tiefe, und drängten ſie ſelbſt auf die gefährlichſten Abwege, auf dem religiöſen wie auf dem politiſchen Gebiete. Die Ausſchreitungen, zu denen die Revolution ſchon an ſich nur zu geneigt war, wurden durch den Unverſtand und die Leidenſchaft der Reaction nur noch heftiger.

In Frankreich erlangten die Proteſtanten durch die Revolution allerdings mehr als Duldung, mehr als die Wiederherſtellung des Edicts von Nantes durch einen Beſchluß der abſoluten königlichen Regierung ihnen gewährt haben würde — ſie erhielten völlige Gleichſtellung mit den Katholiken in den bürgerlichen Rechten. Aber im weiteren Fortgange der Umwälzung ſchien dieſe Wohlthat allen Werth zu verlieren. Denn welche Bedeutung konnte die Gleichberechtigung der Confeſſionen haben, wenn jedes religiöſe Bekenntniß, jedes chriſtliche Leben ein Gegenſtand der Verfolgung war? Und als ſich dieſe Wogen auch ſchon gelegt hatten, konnte doch die durch die Republicaner vollbrachte Aufhebung des Papſtthums, als ſie Pius VI. gefangen von Rom fortführten, denkenden Proteſtanten nicht zur Befriedigung gereichen. Bonaparte ſelbſt, wie ungläubig, welch ein Feind jedes Prieſtereinfluſſes er auch war, fand doch, daß ſich bei einer ſolchen Zerrüttung der religiöſen und kirchlichen Verhältniſſe nicht regieren laſſe. Er ſchloß das Concordat, und ſchloß es ohne den ganzen Vortheil ſeiner Stellung Rom gegenüber ſo zu gebrauchen, wie er es ſonſt zu thun immer die größte Geſchicklichkeit zeigte. Die wichtigſten von der

geiſtigen Strömung der Zeit längſt geſtellten Fragen wurden bei der Wiederherſtellung des katholiſchen Kirchenthums in Frankreich mit Stillſchweigen übergangen. Welche Wege der Klerus ergriff, die ungläubig gewordene Bevölkerung wieder katholiſch und kirchlich zu machen, war jeder Art von Controle entzogen. Indeß war doch ein leidlicher Zuſtand hergeſtellt, und der franzöſiſche Proteſtantismus vor Verfolgungen ſicher.

Die Extreme erzeugen ihr Gegentheil. Wie auf dem ſtaatlichen Gebiete die Schrecken der Umwälzung Rückſchritte zur Befeſtigung der Unfreiheit hervorriefen, ſo führten am Ende des Jahrhunderts in Deutſchland die Oberflächlichkeit der falſchen Aufklärung und die Schwärmerei für eine Freiheit, die auf Erden nie zu verwirklichen iſt, einen geiſtigen Rückſchlag herbei, aus dem der römiſche Katholicismus nicht geringen Vortheil zog. Leicht entzündliche Geiſter, denen es an Tiefe fehlte, erſchraken vor den politiſchen und den religiöſen Früchten jener Schwärmerei, und hinwegſpringend über die wahre Freiheit ſtürzten ſie ſich dem andern Extrem in die Arme. Der Hervorragendſte unter dieſen war der edle, gemüthvolle, für Menſchenwohl begeiſterte, aber unklare Friedrich Leopold von Stolberg. In der Sehnſucht nach einem feſten Boden, wo ſeine müde Seele ruhen könne, überredete er ſich, ihn zwiſchen den Schranken gefunden zu haben, in welche die römiſche Kirche — ſeitdem ſie durch gänzliche Hingebung an die Willkür der Päpſte eine weit mehr römiſche als katholiſche geworden iſt —

die Geiſter und die Gewiſſen einzwängt, um ſie ſicher beherrſchen zu können.

Eine ſolche Flucht in die Bande einer äußeren menſchlichen Autorität, um ſich ſelbſt die freie Bewegung, weil man vor ihrem Mißbrauch zittert, unmöglich zu machen, iſt immer und an ſehr verſchiedenen Orten vorgekommen; ich hatte ihrer auch bei den Bekehrungen des ſiebzehnten Jahrhunderts zu erwähnen; aber in Deutſchland, dem Lande der Ideen, erhoben ſich in derſelben Zeit, wo die Revolution die Bewegungen der echten Freiheit verdächtigte, für den Proteſtantismus auch Gefahren von einer Seite her, von der man ſie früher nimmermehr gefürchtet haben würde. Indem ſich nämlich der Geſchmack von den Feſſeln befreite, die ihm eine beſchränkte Einſeitigkeit angelegt hatte, erwachte der Sinn für die mit Unrecht in Vergeſſenheit und Verachtung gerathene Kunſt des Mittelalters. Mit Begeiſterung wurde ſie von der romantiſchen Schule hervorgezogen und geprieſen. Man betrachtete ſie aber nicht als etwas Vereinzeltes, ſondern als ein Glied in der Kette der geſammten mittelalterlichen Cultur und als ein Erzeugniß ihres Geiſtes. In ihrer Mitte ſah man das Papſtthum ſtehen; man erkannte es und die ganze um dasſelbe geſcharte Kirche mit Recht als einen ihrer Hauptträger. Dieſe ſich bald nach den verſchiedenſten Seiten hin verbreitende Anſicht ging von Proteſtanten aus und wurde von Proteſtanten mit Begeiſterung aus- und durchgebildet. So weit nun das Intereſſe daran objectiv und hiſtoriſch war und blieb,

war es rein und löblich und ein großer Gewinn für die Wissenschaft. Aber es blieb nicht dabei. Es gab Leute, welche in der Mitte von Forschungen, die sie mit historischem Sinn begonnen hatten, so unhistorisch wurden, daß sie ein Princip, weil es in einer früheren Zeit das Große erzeugt hatte, noch anerkennen wollten, nachdem es sich überlebt hatte, in sich selbst immer unreiner geworden und starr geblieben war einer mit Nothwendigkeit verwandelten Zeit gegenüber. Sie machten den Sprung Stolbergs von einem andern Standpunkt aus, aber die Verkennung der Geistesfreiheit, die allein lebendig erhalten kann, hatten sie mit ihm gemein. Ich darf Sie nur an Friedrich Schlegel erinnern und an die große Veränderung, die mit ihm als Philosophen und Litterarhistoriker vorging, nachdem er katholisch geworden war.

So erzeugte die Vorliebe für mittelalterliche religiöse Anschauungen, welcher die Dürre der leeren, geistesarmen protestantischen Neologie keinen geringen Vorschub that, die Meinung, daß ein von den Tiefen des Gemüths und Gefühls ausgehendes Glaubensbedürfniß nur im Katholicismus Befriedigung finden könne. Dieser sich verbreitenden Stimmung glaubte Schleiermacher entgegentreten zu müssen, und wol um so mehr, weil er mit der einen Seite seiner Ueberzeugungen und seines Strebens selbst der romantischen Schule angehörte, von der Alle, welche die falsche Anwendung einer Richtung von ihrem Wesen nicht zu unterscheiden vermochten,

glaubten, daß ſie nothwendig zum Katholicismus führe. Er ergriff daher den Anlaß der 1806 zum Druck beförderten zweiten Ausgabe ſeiner Reden über die Religion, um ſich in einem Zuſatze unumwunden und ſtark über jenen großen Irrthum und jene verderbliche Neigung auszuſprechen. Er unterſcheidet dort verſchiedene Arten der Uebergänger. Ehrenwerth, ſagt er, ſei ihm der, welcher dabei nur ſeiner Natur folge und durch ſeine That nur äußerlich vollende, was innerlich und unwillkürlich ſchon immer gleichzeitig mit ihm ſelbſt vorhanden geweſen. Auch den findet er zu bedauern und zu entſchuldigen, der dasſelbe thut, „weil er für ein irre gewordenes Gefühl einer äußeren Stütze bedarf oder einiger Zauberſprüche, um beklommene Bangigkeit zu beſchwichtigen und böſes Hauptweh, oder weil er eine Atmoſphäre ſucht, worin ſchwächliche Organe ſich beſſer befinden, weil ſie weniger lebendig iſt und alſo auch weniger erregend, wie manche Kranke ſtatt der freien Bergluft lieber die thieriſchen Ausdünſtungen ſuchen müſſen.“ Ganz verwerflich aber ſcheinen ihm Die, welche ſich aus der proteſtantiſchen Kirche retten wollen in die katholiſche, „weil in dieſer allein die Religion wäre, in jener aber nur die Irreligioſität, die aus dem Chriſtenthum gleichſam ſelbſt hervorwachſende Gottloſigkeit. Iſt das aber wol eine verſtändige Rede? Strahlt wol einem unverdorbenen Sinne aus den Heroen der Reformation die Gottloſigkeit entgegen, oder die wahrhaft chriſtliche Frömmigkeit? Oder iſt wirklich Leo X. frömmer als Luther und Loyolas

Enthuſiasmus heiliger als der Zinzendorfs? Und wohin ſtellen wir die größten Erſcheinungen der neueren Zeit in jedem Gebiete der Wiſſenſchaft, wenn der Proteſtantismus die Gottloſigkeit iſt und die Hölle? Jene aber, ſo wie der Proteſtantismus ihnen nur Irreligion iſt, ſo lieben ſie auch an der römiſchen Kirche keineswegs ihr eigenthümliches Weſen, ſondern nur ihr Verderben, zum deutlichen Beweiſe, daß ſie nicht wiſſen, was ſie wollen; denn das Papſtthum iſt keineswegs das Weſen der katholiſchen Kirche, ſondern nur ihr Verderben."

Schleiermacher hatte dieſe Worte kaum geſchrieben, ſo brach das große Unglück herein über Preußen, und was außer deſſen Grenzen echt deutſch war, fühlte an ſich ſelbſt geſchehen, was an Preußen geſchah. Dieſe über uns verhängte gewaltige Prüfung ſtärkte in der proteſtantiſchen Kirche den Rückſchlag von den leeren, platten Allgemeinheiten eines ganz oberflächlichen Deismus, bei dem man in der materiellen und geiſtigen Noth der Zeit keinen Troſt fand, zu einem geiſtigen und gläubigen Chriſtenthum. Da ſchien es denn Manchen, als ob das deutſche Volk nicht mehr in Katholiken und Proteſtanten getheilt ſei, ſondern in Gläubige und Ungläubige, und daß von jenen allein die Wiedergeburt und Erhebung des Geiſtes ausgehen könne, welche die Befreiung aus der Knechtſchaft möglich machen würde. Es ſchien ihnen daher nöthig, die Gläubigen aus beiden Bekenntniſſen einander zu nähern, um eine gemeinſame Wirkung für den großen Zweck möglich zu machen. Es gibt Spuren, die

darauf leiten, daß zum Behuf einer ſolchen Annäherung Schritte geſchahen, aber das Nähere bedeckt ein Schleier, deſſen Hebung jetzt ſchwerlich noch zu hoffen iſt. Gewiß iſt aber, daß in Dem, was geſchah, die Beweglichkeit des Proteſtantismus wieder der ſtarren Unbeweglichkeit des Katholicismus entgegenkam, und daß, ſo groß oder ſo klein der Eindruck ſein mochte, welchen dieſe Schritte in einigen Gemüthern zurückließen, ſie zum Vortheil der römiſchen Kirche ausſchlugen. Sie ſah in ihnen ein ſehnſüchtiges Verlangen der Evangeliſchen, mit ihr zuſammenzuſchmelzen, oder nahm die Miene an, es zu ſehen, und war bereit, ſie in dieſem Sinne auszubeuten.

Indeß zog ſie von jener Anerkennung ihrer althiſtoriſchen, in der ganzen Entwickelung liegenden Wurzeln Vortheile, welche weit über die hinausgingen, die eine kleine Anzahl von Proſelyten ihr gewähren konnte. Proteſtantiſche Theologen verſicherten, daß das Princip des Katholicismus ein im Weſen des Chriſtenthums nicht weniger tief begründetes und nothwendiges Element ſei, wie die evangeliſche Lehre — ein der römiſchen Kirche um ſo willkommneres und vortheilhafteres Zugeſtändniß, da ſie das gegenſeitige weder machen wollte, noch es aus ihrem Syſtem heraus konnte. Proteſtantiſche Geſchichtſchreiber traten auf als Apologeten der Päpſte, welche die Anſprüche des römiſchen Stuhles am höchſten geſteigert und am kühnſten durchgeſetzt hatten; proteſtantiſche Poeten und Kritiker feierten den Bund der Kirche mit den Künſten als eine Durchdringung der letztern mit neuer Schöpferkraft. Die

alte Kirche erſtaunte ſelbſt über dieſen Glanz ihrer Vorzeit, da ihr die Erinnerung daran durch die Verdumpfung und Verflachung einer Reihe von Menſchenaltern entſchwunden war. Daß der Proteſtantismus gerade durch die Trennung von ihr zu einer Geiſtesentwickelung gelangt war, die ihn jene verſchütteten Schätze hatte finden laſſen, kümmerte ſie wenig. Sie gab ſich das Anſehen, mit dieſen jetzt erſt wieder zu Tage geförderten Erzen längſt bekannt geweſen zu ſein, und eilte Waffen daraus zu ſchmieden zur Vertheidigung gegen den ſtillen Angriff auf ſie, welcher aus dem ſeit Jahrhunderten freilich geſchmälerten und mannigfach verkümmerten, aber doch noch immer dauernden Beſtand des Proteſtantismus, ſeiner Wiſſenſchaft und ſeines Glaubens, hervorging.

Vierunddreißigſter Brief.

1858.

Endlich, liebſter Freund, da Sie nach einer nur zu langen Abweſenheit in das Vaterland zurückgekehrt ſind, erhalte ich auf eine große Reihe von Briefen eine Antwort. An dieſe, die mich der Hauptſache nach widerlegen ſoll, muß ich das Weitere anknüpfen, und um es deſto ſichrer zu können, will ich zuerſt Ihre Einwendungen kurz zuſammenfaſſen. Sie ſagen, meine reich belegte Zuſammenſtellung der Verfolgungen, welche die Proteſtanten durch ſo viele Menſchenalter erduldet, habe Sie allerdings überraſcht, weil Sie ſich die Dinge nie in einem ſolchen, Thatſache an Thatſache drängenden Ueberblick vergegenwärtigt haben. Nichts deſto weniger ſeien Sie durchaus nicht geneigt, mir in den Folgerungen, die ich daraus ziehe, beizuſtimmen, und die großen Beſorgniſſe, die ich für die Gegenwart und Zukunft hege, dadurch begründet zu finden. Die Gewitter, welche dritthalb Jahrhunderte getobt, hätten ſich nunmehr entladen, die Wolken zögen von dannen, und die unbedeutenden Schläge, die

aus ihren letzten Resten hin und wieder noch herniederführen, bekundeten nur die Ohnmacht, zu der ihre früher so verderbliche Kraft herabgesunken sei. Nicht nur der Zeitgeist, erklären Sie sich ohne Bild weiter, erweise sich immer einflußreicher und widerstrebe den Verfolgungen und Beeinträchtigungen der Protestanten, sondern gerade in den Reichen, wo der Fanatismus mit grausamen Mißhandlungen gegen sie am meisten gewüthet habe, seien ihre Rechte, ihre Ansprüche auf ungestörte Ausübung ihrer Religion und auf bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken durch Staatsgesetze und Verträge gesichert.

Ich wollte, ich könnte die Dinge so rosenfarben sehen, wie Sie. Leider aber kann ich das nicht, sondern muß Ihren Sätzen gegenüber behaupten: nur an offener Gewaltsamkeit haben die Verfolgungen der Protestanten abgenommen, und auch so haben sie nur abgenommen, nicht aufgehört. Und sind nicht schreiende Rechtsverletzungen, ungescheute Uebertretungen der Gesetze und verbrieften Rechte auch Gewaltsamkeiten? Wären diese aber auch gar nicht vorhanden, so würden die stilleren Beeinträchtigungen und Feindseligkeiten schon schlimm und gefahrvoll genug sein. Bei dem gegenwärtig den Ton angebenden und in der Kirche herrschenden Theile des katholischen Klerus und in den zahlreichen Scharen Derer, die ihm aus Ueberzeugung anhangen, oder weil sie sich von der mächtigen Zeitströmung fortreißen lassen, hat sich eine wahre Lust, den Protestantismus anzugreifen und herabzuwürdigen, eingestellt, und in den äußeren Er-

folgen bleibt der Sieg faſt immer den Angreifern. Der Proteſtantismus wurde beim Beginn dieſes Kampfes überraſcht und überrumpelt. Er lebte im Anfang dieſes Jahrhunderts in dem guten Glauben, neben einer katholiſchen Kirche, die er anerkannte, ſeinerſeits anerkannt, friedlich und ſicher beſtehen zu können. Es ſchien ihm unglaublich, daß der alte finſtre Geiſt der Unduldſamkeit, der Geiſt der Ueberhebung und maßloſer Anſprüche wieder aufleben könnte. Wie ſehr hatte er ſich getäuſcht! Die Pläne, ihn zu umgarnen, die Zahl ſeiner Mitglieder immer mehr zu verringern und die Reſte zu einer Kraftloſigkeit herabzudrücken, die ſie der römiſchen Kirche zuletzt widerſtandslos in die Arme treiben müſſe, ſind mit einer Schlauheit entworfen, welcher der raſtloſe Eifer, mit dem ſie ins Werk gerichtet werden, vollkommen entſpricht. Die Rollen in dieſem verhängnißvollen Spiele ſind mit der klügſten Berechnung vertheilt. Einiges iſt auf offenen Angriff berechnet, Anderes bleibt der Anwendung liſtiger Verführungskünſte überlaſſen. Je ſchleichender man auf dem letztern Wege fortſchreitet, und je gleißneriſcher die Milde, hinter der man ſich verſteckt, auftritt, deſto gegründetere Urſache haben wir, auf unſerer Hut zu ſein. Leider aber haben wir die Wächter oft ſträflicher Säumniß anzuklagen; unſere Regierungen ſehen wir oft einer ſtaunenswerthen Sorgloſigkeit hingegeben oder, wo es auf energiſches Handeln ankäme, von einer Zaghaftigkeit befangen, welche dem Gegner den ihm erwünſchteſten Vorſchub leiſtet.

Zur Erhärtung dieſer Behauptung liegt ein unermeßlicher Stoff vor. Es wäre gar leicht, ein mehrbändiges Werk darüber zu ſchreiben. Erlauben Sie mir, aus dieſer Fülle einiges Wenige herauszuheben. Alles, was ich Ihnen bisher geſchrieben, wollen Sie, wie Sie ſich ausdrücken, der Geſchichte, als dem großen Archiv der Vergangenheit, zugewieſen haben. Denn, ſetzen Sie hinzu, es iſt gefährlich, die Warnungen der Geſchichte zu überhören, wenn ſie ſich auf Gleiches oder Aehnliches beziehen; aber es kann leicht nicht minder verderblich werden, mit der Anwendung von Grundſätzen, welche aus Begebenheiten der Vergangenheit abgezogen ſcheinen, zu handeln, wenn die ganze Lage der Verhältniſſe und der herrſchende Zeitgeiſt völlig andere geworden ſind. — So will ich denn verſuchen, Sie aus der Lage der Dinge in unſeren Tagen zu überzeugen, daß Grund zu unausgeſetzter Wachſamkeit, zur Anwendung aller uns irgend zu Gebote ſtehenden Schutzwaffen gegen einen Widerſacher, der uns unſer Heiligſtes rauben will, vorhanden iſt.

Gehen wir zurück auf den Sturz der Herrſchaft des erſten Napoleon, als auf die Epoche des Umſchwungs, mit welcher die gegenwärtige Entwickelung der europäiſchen Dinge nach allen Seiten hin beginnt, ſo müſſen wir als die allerwichtigſte Begebenheit auf dem kirchlich-religiöſen Gebiete die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens betrachten, welche Pius VII. am 7. Auguſt 1814, dritthalb Monate, nachdem er ſeinen römiſchen Sitz wieder ein-

genommen, anordnete. So ſehr eilte er, die Welt zu unterrichten, in welchem Geiſte er die Kirche fortan regieren wollte! Konnte er es auf eine ausdrucksvollere, eine bedeutſamere Weiſe thun? Und konnte er deutlicher ſagen, daß die römiſche Kirche fortan Alles, was ſich in den letzten Menſchenaltern von Duldung etwa eingeſchlichen haben könnte, abthun, daß entſchiedene Feindſeligkeit gegen die Proteſtanten und deren Verfolgung zu den Grundſätzen des nunmehrigen Kirchenregiments gehören werde? Und damit Niemand zweifeln könne, daß dieſe Feindſeligkeit ein Grundprincip ſeiner Kirchenregierung ſein werde, gab Pius nicht lange nachher ſeinen Abſcheu vor Allem, was aus proteſtantiſchen Händen kommt, auf das energiſcheſte zu erkennen in einem Schreiben an den Erzbiſchof von Gneſen, in welchem er die Bibelgeſellſchaften eine „Peſt", eine „gottloſe Anzettelung der Neuerer", eine „Erfindung, durch welche die Grundlagen der Religion erſchüttert werden", nennt, Ausdrücke, durch die der Schimpf, mit dem die Verbreitung des Evangeliums hier überhäuft wird, ſiebenfältig auf Die zurückfällt, welche damit geſtehen, daß ihre Lehren die Vergleichung mit dem reinen Worte Gottes nicht zu ertragen vermögen; Alles verräth hier den ſiegreichen Einfluß des aus der Stille, in die er ſich bisher hatte zurückziehen müſſen, zu neuer Wirkſamkeit am Mittelſitze der römiſchen Chriſtenheit wiederberufenen Ordens. Damit war aber erſt der geringere Theil von Dem erlangt, was der Orden zu erreichen ſich vorgeſetzt und er-

reichen zu können, voll froher und zuversichtlicher Hoffnung war. Um die Menschen wieder unter den früheren Einfluß der Gesellschaft Jesu zu bringen, dazu gehörte, daß sie sich wieder über die Länder verbreiten und an möglichst vielen Orten ansässig machen konnte. Es kam dabei aber nicht nur auf die Aufnahme an, die sie, unter ihrem wahren Namen und unter den gewohnten Formen auftretend, bei den Einzelnen finden würde, sondern auch auf die Regierungen, auf deren guten Willen, sich die alten wohlbekannten Umtriebe wieder gefallen zu lassen oder gar sie zu begünstigen. Die Erfolge, die sie erreichte, übertrafen in nicht langer Zeit ihre eigenen Erwartungen.

In eben dem Jahre (1816), in welchem der Vatican seine Donner gegen die Bibelgesellschaften so heftig ertönen ließ, erschien ein Büchlein eines der namhaftesten protestantischen Gottesgelehrten, G. J. Plancks in Göttingen: „Ueber die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und der protestantischen Partei in Deutschland", welches durch seine Milde und Lindigkeit den stärksten Gegensatz zu jener maßlosen Heftigkeit des römischen Donnergottes bildete. Dieß war immer die Art des ehrwürdigen göttingischen Lehrers gewesen; als Kirchenhistoriker hatte er in einer ängstlich zu nennenden Besorgniß, sich von dem Standpunkte der vollen Ruhe und Unparteilichkeit eines über den Gegensätzen stehenden geschichtlichen Richters zu entfernen, dem protestantischen Interesse nicht immer sein rechtes Gewicht gegeben, und katholischen Häuptern und Einrichtungen zuweilen ein Lob zukommen

laſſen, welchem die evangeliſche Sinnesart und Betrachtungsweiſe nicht beiſtimmen können. Er beginnt die Vorrede der kleinen Schrift gleich mit der Erklärung, daß ihre Tendenz rein friedfertig und friedeſuchend ſei, und doch enthält ſie keinen Abſchnitt, der nicht deutlich zeigte, daß die Evangeliſchen mit ſolchen Grundſätzen allein ſtark zu kurz kommen würden. Beſonders kann der friedliebende Mann ſelbſt nicht umhin, vor den Gefahren zu warnen, die dem Proteſtantismus jetzt wieder in einem höheren Maße drohen würden, als in den Zeiten des durch die franzöſiſche Revolution und durch Napoleon als den Befeſtiger eines guten Theiles ihrer Grundſätze in und außer Frankreich gedemüthigten und vielfach beeinträchtigten Papſtthums.

Als Planck ſein Büchlein in die Welt ſchickte, konnte die katholiſche Kirche in der Mitte großer Wiederherſtellungen aller Art recht überſchlagen, wie groß ihre äußeren materiellen Verluſte, beſonders in Deutſchland durch die Aufhebung der vielen geiſtlichen Staaten, waren; und der Klagen, die darüber laut wurden, waren nicht wenige. Dennoch, ſagt Planck, hat ſie nichts von ihrem innern, von ihrem geiſtigen Eigenthum verloren, d. h. nichts von den Grundprincipien, auf denen ihre Verfaſſung beruht. Selbſt in den Verpflichtungen, die der Papſt in dem mit Bonaparte geſchloſſenen Concordate zur Regelung der aus allen Fugen gekommenen kirchlichen Verhältniſſe Frankreichs einging, lag eine mittelbare Anerkennung der päpſtlichen Gewalt und alſo auch jener Grundſätze, auf denen ſie beruht.

Und bei allen ihren äußerlichen Verluſten — fährt der immer mit der größten Vorſicht und der ſorgfältigſten Abwägung ſeiner Ausdrücke auftretende Verfaſſer fort — bei allen materiellen Verluſten ſcheint die Stellung der katholiſchen Kirche gegenüber den von ihr getrennten Parteien günſtiger geworden zu ſein. Wenn, den Bedingungen der deutſchen Bundesverfaſſung gemäß, Proteſtanten unter Katholiken und dieſe unter jenen ſich frei und ungehindert niederlaſſen und ausbreiten dürfen, ſo kann dieß ja nicht anders als zum Vortheil der Katholiken ausſchlagen. Denn wir Proteſtanten haben niemals weder von den guten noch von den ſchlimmen Künſten einer offenen oder geheimen Proſelytenmacherei Gebrauch gemacht, um einzelne Katholiken zu uns herüberzuziehen, und ſind deswegen nicht ſelten ſogar von Stimmen aus dem gegneriſchen Bekenntniß der Läſſigkeit und des Mangels an Eifer für unſere Religion beſchuldigt worden. Im Geiſte der katholiſchen Kirche aber liegt es, daß ſie nicht leicht etwas, was einmal zu ihr gehörte, für unwiederbringlich verloren halten oder die Hoffnung, es irgend einmal wieder zu bekommen, ganz aufgeben wird. Daß ſie aber dieſe Hoffnung jetzt mit erneuter Stärke und Zuverſicht gefaßt hat und an ihrer Erfüllung vor allem Anderen zu arbeiten, für dringend nothwendig hält, zeigt „eine zum Erſtaunen von ganz Europa von ihr getroffene Veranſtaltung, welche durchaus nur dafür berechnet ſein kann. Die auf eine ſo unbegreifliche Art beeilte Wiederherſtellung des Jeſuitenordens kann ſchlech-

terdings keinen anderen Zweck haben, aber zu der Erreichung dieſes Zweckes kann und darf ſie als das wirkſamſte und unfehlbarſte aller Mittel betrachtet werden."

So ſprach es denn ſchon vor mehr als vierzig Jahren ein ſo umſichtiger, von ſo vieler Schonung und Friedfertigkeit erfüllter Mann mit aller Beſtimmtheit und Entſchiedenheit aus, daß die Wiederherſtellung der Jeſuiten nichts weniger ſei, als eine innere Angelegenheit der katholiſchen Kirche, bei der wir gleichgültig bleiben könnten, ſondern vielmehr eine, die uns wenigſtens eben ſo nahe angeht, wie die Glieder der römiſchen Kirche ſelbſt.

„Der Katholicismus, ſagt er weiter, kann niemals einen Frieden mit uns auf die Bedingung ſchließen, daß er uns und unſer Volk unſerm eigenen Schickſal überlaſſen und keinen Verſuch machen wolle, uns wieder zu ſich zurückzulocken. — — — Werden Jeſuiten ihren erſten und urſprünglichen Ordensberuf ſo weit vergeſſen können, daß es nicht Hauptbeſtimmung für ſie bleiben ſollte, den von der katholiſchen Kirche getrennten Parteien auf alle mögliche Weiſe Abbruch zu thun? Werden ſie es nicht fortdauernd für ihre Pflicht halten, dieſe Künſte mit der möglichſt feinſten Klugheit jedesmal den Umſtänden und der Beſchaffenheit, der Fähigkeit und Empfänglichkeit der Subjecte, bei denen ſie angebracht werden müſſen, anzupaſſen, und werden ſie ſich nicht auch fortdauernd erlauben, im Nothfalle auf den Verſtand der Menſchen, welche ſie für ihre Wahrheit gewinnen wollen, auch durch ihre Leidenſchaften zu wirken?"

Wäre er doch nicht ein so guter Prophet gewesen, der treffliche, redliche Planck! Oder hätte man auf seine Vorhersagungen da gehört, wo man ihre Erfüllung wenigstens theilweise hätte abwenden können!

Freilich gab es, wie immer und überall, wenn neue Gefahren sich erheben oder alte mit frischer Kraft auftreten, Optimisten, welche die schlimmen Folgen der Wiedereinsetzung der Jesuiten gering anschlugen. Sie wiesen auf den Widerstand hin, den diese in ihrer eigenen Kirche finden würden, auf die Eifersucht und den alten Haß der übrigen Orden und der Weltgeistlichen gegen sie, wie es denn in der That an Zeichen einer solchen Stimmung nicht fehlte. Aber diese gutmüthigen Seelen vergaßen, daß die Jesuiten immer solche Gegner gehabt hatten und dennoch mit der außerordentlichen Zähigkeit und Festigkeit, die ihnen von der Stiftung ihrer Gesellschaft an eigen war, unbeirrt von Allem, was man um sie her, von ihnen und gegen sie sagte, unbekümmert um die Verwünschungen, welche die von ihnen hart Bedrängten gegen sie ausstießen, auf ihrem Wege weiter und weiter fortgeschritten waren und die erstaunlichsten Erfolge erlangt hatten. So ging es auch nach ihrer zweiten Einsetzung. Wir haben es erlebt, wie sie alle Schwierigkeiten und Anfeindungen immer mehr überwunden, still und geräuschlos eine vortheilhafte Stellung nach der andern errungen und eingenommen haben. Und lange ehe sie im Besitz solcher äußerlich greifbaren Stellungen und Vortheile erschienen, konnte der einigermaßen tiefer blickende

Beobachter bemerken, wie ihre Grundsätze und ihre Geistesrichtung sich außerhalb des Ordens verbreiteten, und, unter dem Namen und dem Scheine einer dem Katholicismus als solchem, der ganzen römischen Kirche eignenden Gesinnung, den Gemüthern seiner Bekenner eingeimpft wurden.

Wenn dieses nicht Statt fände, wenn es seit der verhängnißvollen Wiederherstellung nicht in immer wachsendem Maße Statt fände — was würde der Jesuitismus für uns sein, als eine höchst bemerkenswerthe, mit dem Interesse der Wißbegierde und der rechten Erkenntniß des Zeitgeistes zu betrachtende historische Erscheinung? Wir würden in den Katholiken sehen dürfen, was alle Wohlgesinnte und Friedliebende unter uns so gern sehen würden: christliche Brüder, über sehr wichtige Grundsätze der Lehre und der Gesellschaftsverfassung anders denkende, aber nichts desto weniger Brüder, mit uns vereint durch die religiöse Grundanschauung der Erlösung durch Christus. Dann hätte er weiter geträumt werden können, der schöne Traum von dereinstiger Aussöhnung und Ausgleichung der Verschiedenheiten, von einer Vereinigung Aller vermöge jener die Grundsätze lösenden Grundanschauung. Und wenn dieser Traum auch nur zur Herrschaft des Geistes der Liebe und Duldung geführt hätte, wie segensreich wären da seine Früchte gewesen! Aber schon damals mußten wir die traurige Bemerkung machen, daß diesen Tönen der Versöhnung und Duldung, die wir so gern anschlagen mochten, so

wenige und ſo ſchwache derſelben Art entgegenhallten von der anderen Seite her. Wir mußten zu unſerem Schmerz gewahren, daß drüben ein Geiſt ſtrenger Abſonderung, gehäſſiger Befehdung und Herabwürdigung des Proteſtantismus zu überwiegen anfing, in welchem die Geſinnung und Richtung der Jeſuiten nicht zu verkennen war. Und dieß iſt der Grund, warum wir das Verhältniß des Jeſuitenordens und ſeiner Beſtrebungen zu der übrigen katholiſchen Kirche nicht als ein nur ihr Inneres angehendes betrachten dürfen, das für uns kein anderes Intereſſe hätte, als das der Kenntniß von Zuſtänden um uns her. Inwiefern die geſammte römiſche Kirche die Grundſätze und das Verfahren der Jeſuiten zu den ihrigen macht, iſt eine Frage, die für uns, nicht als Forſcher, ſondern als Proteſtanten, von der höchſten Wichtigkeit iſt, weil von ihrer Beantwortung die Erkenntniß abhängt, ob und von wem wir verfolgungsſüchtige Bekehrungen und bekehrungsſüchtige Verfolgungen zu befahren haben.

Bezeichnend und entſchieden genug trat eine uns feindliche Geſinnung hervor bei Gelegenheit der Feier des Reformationsjubiläums im Jahre 1817. Da das proteſtantiſche Volk bei dieſer Gelegenheit in einer großen Anzahl populärer Schriften an die großen Wohlthaten der Reformation erinnert wurde, und die Verfaſſer derſelben, um dieſe Wohlthaten recht anſchaulich zu machen, die tiefe Verderbniß der Kirche um die Zeit, wo Luther auftrat, mit ſehr lebhaften Farben ſchilderten, ſo er-

ſchienen Gegenſchriften, welche dieſe Anklagen abzuweiſen ſuchten, und der Streit wurde mit wachſender Bitterkeit geführt. Nun will ich nicht leugnen, daß einzelne proteſtantiſche Schriftſteller in ihrem Eifer theils zu weit gingen, theils durch den Mangel an ausreichender, gründlicher Kenntniß der katholiſchen Dogmen und Kirchenzuſtände Blößen gaben und dadurch die Zurechtweiſungen, die ſie erhielten, ſelbſt verſchuldeten. Aber das iſt es gar nicht, worauf es hier ankommt. Der Geiſt der katholiſchen Polemik, von dem ich ſpreche, zeigte ſich nicht darin, daß man dieſe oder jene von Proteſtanten erhobene Anklage als unbegründet abwies, ſondern in der Art, wie das ganze Reformationswerk verurtheilt, ja durch Aufwärmung alter Märchen über die eigentlichen Veranlaſſungen desſelben beſchimpft wurde. Es war ſonſt nichts Ungewöhnliches geweſen, aus dem Munde verſtändiger Katholiken das Geſtändniß zu vernehmen, daß ſie, bei aller ihrer Ueberzeugung von der Wahrheit der dogmatiſchen Grundlehren ihrer Kirche und bei allem Bedauern der großen Spaltung, ſich doch zum Danke gegen die Reformatoren verpflichtet fühlten, weil dieſe den Anſtoß gegeben zu einer Reinigung auch ihrer Kirche von Mißbräuchen, die ohne die größte Gefahr für das Ganze nicht länger hätte aufgeſchoben werden können. Jetzt lautete das Urtheil ganz anders. Jetzt wurde die ganze Reformation und alle Gedanken, die zu ihr geführt hatten, als aus einem und demſelben grundloſen Princip ſtammend verurtheilt. Und dieß war noch lange nicht das

Schlimmſte. Denn daraus konnten wir zwar abnehmen, daß unſere Hoffnungen auf eine billige Anerkennung unſeres Standpunktes leer und vergeblich waren, indeß wurde der Beſtand unſeres Bekenntniſſes damit noch nicht gefährdet. Aber ein Theil jener aus dem gegneriſchen Lager ertönenden Stimmen erklärte unſere ganze Jubelfreude für eine ſchwere Beleidigung der katholiſchen Kirche, womit man doch nichts Geringeres verlangte, als daß das proteſtantiſche Volk ſich von den Fundamenten ſeines Daſeins abwenden, daß es ſich der Tage ſeines Urſprungs ſchämen oder allenfalls in ſchweigender, faſt reuiger Zurückgezogenheit ihrer gedenken ſollte. Kein übler Anfang wahrlich einer allgemeinen Bekehrung, welche aus einer ſchuldbewußten Stellung zuletzt mit Nothwendigkeit hervorgehen muß! Eine ſolche Wirkung hatten nun freilich jene Zurechtweiſungen nicht, wohl aber ſtreuten ſie — und es mag dieß als der erſte Act der Verhetzung gelten — den Samen des Unfriedens und des Haders aus, natürlich weit hinaus über die Grenzen der Litteratur. Ich habe ungedruckte Aufzeichnungen eines ſehr ruhigen und beſonnenen Mannes vor mir, der in einer großen deutſchen Stadt gemiſchter Bevölkerung lebte. Er kommt mehrfach auf die Klage zurück, wie unter Familien der verſchiedenen Confeſſionen, die in dem freundlichſten geſelligen Verkehr geſtanden hatten, von der Zeit des Reformationsjubiläums an Erkaltung ſich eingeſtellt habe und Mißtrauen erwacht ſei. Damals erſt habe ſich die Einmiſchung des confeſſionellen Unterſchiedes in

politiſche und litterariſche Meinungskämpfe verbreitet, und wo eine ſolche Einmiſchung nicht vorhanden war, habe man ſie argwöhniſch wittern wollen.

So begegnen wir bald da, bald dort den Spuren der heilloſen Folgen des unfreien, verfolgungsſüchtigen Syſtems, das von Rom ausgeht. Und es war doch erſt der Anfang dieſer Bewegung.

Fünfunddreißigster Brief.

1858.

Sie haben eine neue Einwendung in Bereitschaft. Wenn die Protestanten, sagen Sie, durch die Unduldsamkeit der Katholiken verhindert werden, mit ihnen zu verkehren, nun gut, so mögen sie für sich bleiben und ihren eigenen Weg gehen; vor Scheiterhaufen und Bartholomäusnächten seien sie doch gesichert.

Hat man es denn aber nicht oft erlebt, daß uralte Vulcane, in deren Tiefen die Flammen längst bedeckt und für immer erloschen schienen, wieder aufbrachen und Verderben verbreiteten? Wäre Der, der vor hundert Jahren hätte prophezeien wollen, daß das philosophische, das aufgeklärte, das humane, das menschenfreundliche achtzehnte Jahrhundert an seinem Schlusse alle Greuel der römischen Bürgerkriege und Proscriptionen erneuern würde, nicht wie ein Irrsinniger verlacht worden? — Von der Nothwendigkeit, die Inquisition wieder herzustellen, hat man in der letzten Zeit schon gesprochen.

Doch wozu von künftigen Möglichkeiten reden, wo das

Grauen vor der im neunzehnten Jahrhundert erlebten Wirklichkeit die Berufung auf eine ungewisse Zukunft unnöthig macht? Als nach dem zweiten Sturze Napoleons I. im südlichen Frankreich eine royalistische Reaction ihr Haupt erhob, wurden auch die Furien des alten Hasses gegen die Protestanten entfesselt. Diese, durch die von der Revolution gewährte Gewissensfreiheit ermuthigt, waren aus der Verborgenheit, in welche die Verfolgungen sie gescheucht hatten, hervorgetreten; aus den Schlupfwinkeln der Cevennen waren sie gekommen und hatten sich hier und dort niedergelassen. Jetzt bewaffneten sich in Städten und Dörfern rohe Haufen und fielen über sie her. Der Haß, der sie als Ketzer traf, wurde durch die wahre oder falsche Beschuldigung ihrer Sympathien für das wiedergestürzte Kaiserreich verstärkt. In Nimes, wo sie einen zahlreichen und den angesehensten Theil der Bevölkerung ausmachten, stand an der Spitze der Banditenrotte, die sich gegen sie bewaffnete, ein gewisser Trestaillons, ein blutdürstiges Ungeheuer. Die Mörder weideten sich an den Qualen der unter Martern langsam Sterbenden, besonders der Frauen; rasche Todesstöße waren der seltnere Fall. Aehnliche Greuel fanden zu Uzès, Alais, Le Vigan, Avignon, Montpellier, Toulouse statt. Die Häuser der Reformirten wurden überfallen und geplündert, die Bewohner getödtet oder sonst schwer mißhandelt. In dem protestantischen Dorfe Vaquerville wurden die Einwohner von den Unmenschen in ihren Häusern festgebunden und diese dann angezündet. Tan-

ſende flohen jetzt von neuem in die Wälder und Gebirge, um ihr nacktes Leben zu retten, denn auf den Schutz des Geſetzes glaubte Niemand mehr rechnen zu können. Dieſe Dinge hatten ſich im Auguſt und im September 1815 ereignet. Ruhe und Ordnung ſchienen wiederzukehren; Treſtaillons und einige ſeiner Mordgenoſſen wurden verhaftet. Aber die Banden glaubten ſo wenig an den Ernſt der Behörden, ihnen zu wehren, daß ſie ſich bald zu einem neuen Frevel ermuthigt fühlten. An einem Sonntage, den 12. November, wo der reformirte Gottesdienſt zu Nimes wieder eröffnet werden ſollte, drangen ſie, wie es in den Zeiten der Guiſen geſchehen war, bewaffnet in die Kirche ein, fielen über die Wehrloſen her, verwundeten, mordeten, begingen an Frauen und Mädchen arge Schändlichkeiten. Als der General Lagarde herbeieilte, die Angegriffenen zu ſchützen, wurde er, der ein treuer, erprobter Anhänger Ludwigs XVIII. war, durch einen Piſtolenſchuß zu Boden geſtreckt. Auch zu Toulouſe wurde ein General derſelben Geſinnung, den Banden, weil er ſie ſtreng im Zaum hielt, äußerſt verhaßt, ſchändlich ermordet. Als die Mordknechte von ihrem Wüthen endlich abließen, dauerte der Schrecken, den ſie erregt hatten, fort. Kein Zeuge wagte wider die gefänglich Eingezogenen aufzutreten, kein Geſchwornengericht, ſie der gerechten Strafe zu überliefern, obſchon ſie ſich ihrer Frevel ſelbſt rühmten. Selbſt das Verfahren gegen Treſtaillons endete mit einer Freiſprechung.

Wenn dieß im zweiten Jahrzehend des neunzehnten

Jahrhunderts geſchehen konnte, und ſtraflos geſchehen konnte — ſollten wir die Wiederkehr ſolcher Auftritte im ſechsten Jahrzehend für unmöglich halten dürfen, wenn eine mächtige Partei an der Entfeſſelung des wilden religiöſen Fanatismus ein mal wieder Wohlgefallen finden ſollte, weil ſie ſeine Unthaten ihren Zwecken förderlich glaubt?

Denn ſo war es damals in Frankreich. Es war nicht allein die Zeugen und Geſchworene einſchüchternde Furcht vor der Rache der Banditen, welche dieſe frei ausgehen ließ; es war auch die ſträfliche Lauheit und Nachſicht der Behörden, und dieſe hatten ihren Grund in dem Bewußtſein, daß eine kleine, aber mächtige Partei im Staate und in der Kirche die an den Proteſtanten verübten Frevel mit einem gewiſſen Wohlgefallen betrachteten. Dieſe von heimlichen Jeſuiten geleitete Partei, zu welcher auch der dem Throne am nächſten ſtehende Prinz, der Graf von Artois, gehörte, theilte mit den Männern, denen ſie ſonſt am entſchiedenſten entgegenſtand, den Jakobinern, den Grundſatz, daß der Schrecken eines der wirkſamſten Herrſchaftsmittel und daß kein anderes ſo geeignet ſei, gegneriſche Parteien zu lähmen. Daher durfte man Die, welche es ſo trefflich verſtanden, Schrecken zu verbreiten, nicht fallen laſſen, mochten es noch ſo arge Frevler und mochten ihre Opfer noch ſo unſchuldig ſein. Der Schrecken that denn auch ſeine Dienſte. Sein Einfluß trug nicht wenig dazu bei, die berüchtigte unfindbare Abgeordnetenkammer zu Stande zu bringen, welche den Royalismus,

indem ſie ihn maßlos übertrieb, moraliſch und politiſch herabwürdigte. In dieſer Kammer herrſchte jene Partei unbedingt. Vergebens brachten die Liberalen die durch die Strafloſigkeit jener Miſſethaten bewirkte ſchmachvolle Verhöhnung der Geſetze zur Sprache. Man ſetzte ihren Beſchwerden freche Ableugnung der Thatſachen oder Spott und Drohungen entgegen. Waren es doch eben nur Ketzer, welche dieſe Abſcheulichkeiten hatten erdulden müſſen!

Ein zweites Mittel, den wieder aufgerichteten Königsthron gegen neue Revolutionen zu ſchützen, ja den revolutionären Sinn mit der Wurzel auszurotten, ſollte religiöſe Geſinnung ſein, die man dem ungläubigen Geſchlecht wieder einpflanzen wollte. Und gewiß! Ein trefflicheres Mittel zur inneren Beruhigung der Gemüther, woraus alsdann auch die geſetzliche Ordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft nothwendig emporwächſt, iſt nicht zu finden. Wenn nur aber, was man zur Erreichung dieſes Zwecks anwandte und förderte, die rechte Religion, das rechte Chriſtenthum, in proteſtantiſcher oder in katholiſcher Form, geweſen wäre! Leider aber war es die jeſuitiſche Religion, das jeſuitiſche Chriſtenthum.

Die Wiederherſtellung der Jeſuiten durch den Papſt konnte ihnen die Befugniß, in Frankreich wieder öffentlich aufzutreten, nicht verleihen; dazu hätte es eines beſonderen Staatsgeſetzes bedurft, welches man ſich doch durchzuführen nicht getraute. Nichts deſto weniger waren ſie vorhanden und wirkten, wenn auch nicht unter ihrem wahren Namen. Sie nannten ſich Glaubensväter (Pères

de la foi). An dem Grafen von Artois, der Herzogin von Angoulême und anderen angesehenen Personen am Hofe hatten sie hohe und mächtige Beschützer. Die zur Wiederherstellung der Gesinnung, die man eine religiöse nannte, gestiftete Vereinigung, so bekannt unter dem Namen der Congregation, die sich über ganz Frankreich verbreitete und zur Erreichung ihres Zweckes die eifrigste Thätigkeit entwickelte, stand ganz unter dem Einflusse der Jesuiten. Noch in der Mitte der zwanziger Jahre, als unter den Deputirten weit mehr Liberale saßen als in der unfindbaren Kammer, gehörten noch weit über hundert Abgeordnete der Congregation an. Ueberall hatten die Jesuiten ihre Hände im Spiel. Unter ihrer Leitung und nach ihren Grundsätzen wurden die Missionen durch ganz Frankreich mit einem Aufsehen und einem Geräusche vollzogen, die deutlich genug zeigten, wie äußerlich das ganze Bekehrungswerk betrieben wurde. Durch vorgebliche Wunder und Erscheinungen, durch prunkende Aufzüge und Schaugepränge suchte man auf die Gemüther der Menge zu wirken. Brüderschaften und andächtige Vereine wurden gestiftet und ausgebreitet, deren Glieder durch Gebräuche, Schlagworte, Formeln leicht geleitet und in geistiger Abhängigkeit gehalten werden konnten. Große Scharen von Handarbeitern, von Krämern und andern Classen des geringeren Standes, Lakaien und Kammerfrauen in vornehmen Häusern, waren zu Gliedern dieser frommen Vereine, wie man sie nannte, angeworben worden, und waren Werkzeuge der Congregation.

Daß die Jeſuiten auch die Jugenderziehung, durch welche ſie immer ſo viel gewirkt haben, an ſich zu reißen ſuchten, darf nicht erſt erinnert werden. Und wenn ſchon ihre Exiſtenz im Reiche eine Geſetzübertretung war, ſo lag in dieſem Geſchäft der Unterweiſung eine zweite; denn der Unterricht für Laien ſtand in Frankreich unter der Aufſicht der Pariſer Univerſität; der Controle einer Staatsmacht haben ſich aber die Jeſuiten als Jugendlehrer bis auf den heutigen Tag nirgends unterziehen wollen. Es wurde alſo der Schleichweg eingeſchlagen, daß viele Biſchöfe in ihre vorbereitenden oder kleinen Seminare, die ſie den Jeſuiten anvertrauten, Schüler weltlichen Standes aufzunehmen geſtatteten, wodurch der geſetzmäßige Einfluß der Univerſität auf den höheren Jugendunterricht umgangen wurde. Die bedeutendſte unter dieſen, des Anſehens der Geſetze ſpottenden, Anſtalten war die zu Montrouge, eine halbe Stunde von Paris. Die vornehmſten Geſchlechter des alten Frankreichs ließen hier ihre Söhne erziehen; hier ſollten ihnen die Grundſätze, die Weltanſchauung eingeimpft werden, von deren vollſtändigem Siege der legitimiſtiſche Adel die Wiederherſtellung aller ſeiner durch die Revolution eingebüßten Vorrechte erwartete.

So ſtanden die Dinge ſchon unter Ludwig XVIII. Unter ſeinem Nachfolger Karl X. traten die Jeſuiten viel ungeſcheuter hervor, und der geiſtliche Miniſter, der Biſchof Frayſſinous, mußte 1826 in der Deputirtenkammer geſtehen, daß es im Reiche deren viele gebe,

und daß ein Theil der kleinen bischöflichen Seminare von ihnen geleitet würde, worin also das Bekenntniß der zwiefachen Gesetzübertretung, welche die Regierung kannte und sie nicht verhinderte, lag. Wie hoch mußte die Macht eines Ordens gestiegen sein, dem die Regierung, weil sie ihn fürchtete, oder weil sie seine Grundsätze begünstigte, so viel durch die Finger sah! Von den zwei Lagern, in die Frankreich getheilt war, dem ungläubig-liberalen und dem religiös-royalistischen, schienen die Jesuiten das letztere schon ganz in ihre Hand bekommen zu haben.

Allerdings gab es Ausnahmen: es gab Männer, die, gute Katholiken und eifrige Anhänger des bourbonischen Königshauses, von dem Jesuitismus und seinem extremen Treiben mehr Schaden als Nutzen für die Sache des Royalismus fürchteten. Aber sie schwiegen, weil sie mit ihren sonstigen Gesinnungsgenossen nicht in Hader gerathen wollten. Einer unter ihnen aber schwieg nicht, ein sehr eigenthümlicher, höchst energischer Mann, der Graf Montlosier, der ernste und eifrige Studien über die ältere französische Geschichte gemacht hatte, aber sich von einseitigen Ergebnissen derselben und von früh eingesogenen Standesvorurtheilen so wenig losmachen konnte, daß er, trotz aller Erfahrungen der letzten Jahrhunderte und der Revolution, für den Frieden und die Ordnung in Frankreich und für die Befestigung der alten Dynastie, an der er mit großer Vorliebe hing, nichts für so ersprießlich hielt, als die Wiederaufrichtung des

Feudalſtaats. Dabei war er gut und ſehr entſchieden katholiſch. Aber die Jeſuiten und Alles, was auf eine geiſtliche Uebermacht abzielte, hielt er nicht für den Schutz, ſondern für das Verderben der Monarchie. Im Jahre 1826 erſchien ſein Mémoire à consulter sur un système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône. In der Vorrede beklagt er ſeine Stellung zwiſchen einer Partei, der er angehöre, die ihn aber zurückſtoße, und einer anderen, die ihm ihren Beifall ſchenken werde, den er aber, wie er ausdrücklich erklärt, gänzlich zurückweiſe. Dieſe Ablehnung hinderte aber die Liberalen nicht, die Schrift mit Begeiſterung aufzunehmen. Und gewiß! Wenn das Treiben und die Zwecke der Jeſuiten und der ganzen Prieſterpartei durch einen ſolchen Mund verdammt wurden, mußte dieß weit mehr Gewicht und Einfluß haben, als wenn noch ſo viele liberale Federn ſich für dieſen Zweck abmühten. Die Schrift wurde verſchlungen, in wenig Monaten erlebte ſie acht Auflagen. Die ſiebente liegt vor mir. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen aus dem merkwürdigen, mit edler Wärme, aber ohne alle Declamation und geſuchten Schmuck geſchriebenen Buche Einiges mitzutheilen, da es Ihnen ſchwerlich je zu Geſicht gekommen iſt.

„Diejenigen, ſagt Montloſier, welche uns mit der Congregation, mit den Jeſuiten, mit dem Ultramontanismus und mit der Herrſchaft der Prieſterpartei beſchenkt haben, haben für dieſe Erfindungen dieſelbe Achtung

wie für die Religion gefordert, und ſie haben ihren Zweck erreicht. Für einen großen Theil des religiöſen Frankreichs ſind Religion und die Vereine, Religion und die Jeſuiten, Religion und Ultramontanismus, Religion und Begräbnißverſagungen, eine und dieſelbe Sache geworden. Dieß hat die Wirkung hervorgebracht, daß Alles, was in Frankreich von Unglauben vorhanden iſt, ſich zuſammengethan und neue Hoffnungen geſchöpft hat.“

Jene vier Elemente will Montloſier ausdrücklich und beſtimmt geſchieden wiſſen. Sie kommen ihm zufolge darin überein, daß ſie im Namen der Kirche und des Glaubens den wahren Souverain um die Souverainetät bringen wollen, aber ſie gehen darum keineswegs immer zuſammen. Jedes von ihnen würde nöthigenfalls das andere verleugnen und fallen laſſen, wenn es den Weg ſähe, die Mittel und die Macht hätte, für ſich ſelbſt zur alleinigen und ausſchließlichen Herrſchaft zu gelangen.

Vortrefflich iſt die Charakteriſtik des Jeſuitismus und ſeiner Mittel. „Der Orden zieht ſeine Stärke aus zwei Dingen, aus den Vereinen für geiſtliche Zwecke und aus dem Unterricht. Durch die erſteren wird ein ganzes Land mit geheimen Einflüſſen bedeckt, aus denen ſich ein ſtets bereites Gährungsmittel bildet; im Unterricht geſellt ſich zu dieſer geheimen Bewegung eine offene; durch die Kinder hat man die Familien. Durch die Vereine bilden ſich neue Gebräuche, neue Sitten, ein neues Volk gewiſſermaßen in der Mitte eines alten; durch den Unterricht wird der Geiſt ergriffen wie dort

die Sitten. Dort macht man ſich das geringere Volk unterthan, hier die höheren Stände. Die Könige, die Großen, die Akademien, die Gelehrten, die Biſchöfe, der Klerus, ſelbſt die Päpſte — Alles beugt ſich allmählich unter das Joch.“

„Sind beide Mittel vereinigt, und laſſen ſich ihre Wirkungen ſpüren, ſo entwickelt ſich der große Plan. Die befreundeten Mächte kräftigen und ihnen beiſtehen, die zweifelhaften geſchickt unterwerfen, die feindlichen heftig bekämpfen — dieß iſt das Verfahren in Europa. Aber Europa wird bald zu eng. Der Ueberfluß an Kräften wendet ſich nach Aſien, Afrika, Amerika. Ueberall iſt es die ganze Geſellſchaft und ihre Regierung, auf die man die Angriffe richtet. In dieſem Syſteme finden die Großen und das niedere Volk, die Einſichten und die Irrthümer, die Wiſſenſchaften und die Unwiſſenheit, die Erhebung des Gemüths und die Gemeinheit der Geſinnungen, die Tugenden, die Leidenſchaften ihre Stelle; Alles iſt anwendbar und wird benutzt. Man iſt nach den Umſtänden grauſam oder mild, nachſichtig oder ſtreng, achtungsvoll oder hochmüthig, gehorſam oder trotzig. Man wird in Paris gallicaniſch ſein, in Rom ultramontan, in China götzendieneriſch, hier gehorſamer Unterthan, dort Aufſtändiſcher. Ihr Miſſionäre, Kaufleute, Mathematiker, Aſtronomen, Soldaten, Geſetzgeber, Aerzte, oder was ihr ſonſt ſein möget, wendet euch an uns! Wir ſind aus allen Ländern, von allen Berufsarten und Gewerben.“ — —

„Was die Moral der Jesuiten betrifft, die früher als eine schlaffe und leichtfertige bezeichnet worden ist, so zweifle ich nicht, daß sie sich bei ihrem neuen Auftreten sehr streng zeigen. Ich höre, daß sie ihren Zöglingen in Paris nicht bloß Bälle und Schauspiele verbieten, sondern auch Spaziergänge im Tuileriengarten und auf den öffentlichen Plätzen. Ich weiß das Alles, aber ich weiß auch, daß es eine sehr schlechte Art ist, über eine Institution zu urtheilen, wenn man ihr anfängliches Treiben zum Maßstabe nimmt. Ihre Natur muß man vor Allem untersuchen, ihre Organisation, ihren Geist, ihre Bestrebungen. Die Wölfe sind im Allgemeinen sehr böse Thiere. Sie zerreißen die Lämmer, die Hunde, zuweilen auch die Hirten, und doch habe ich in Privathäusern Wölfchen gefunden, die vollkommen gezähmt waren. Wenn diese Wölfchen noch ganz jung sind, liebkosen sie euch, lecken sie euch. Laßt sie aber groß werden! Könige Europa's, die Gesellschaft der Jesuiten leckt euch heute die Hände, liebkos't euch heute. Sie ist noch im Alter der Unschuld. Laßt sie aber zur Mannbarkeit gelangen! Laßt sie ihre wahre Natur entfalten!“

Doch welch' ein Brief würde dieß werden, wenn ich fortfahren wollte, alle Stellen auszuziehen und zu übersetzen, die noch heut zu Tage, in diesem Jahre des Heils 1858, ihre volle Anwendung finden, die ich von katholischen und noch mehr von protestantischen Fürsten und Staatsmännern gelesen und wohl beherzigt wünschte.

Schwach genug ſind die Gründe, die der Verfaſſer nebenbei für die angebliche Nothwendigkeit, die Adelsrechte wieder aufleben zu laſſen, vorbringt, aber dieſe Schwäche ſetzt die Stärke der gegen die Jeſuiten und die Prieſterpartei vorgeführten in ein um ſo helleres Licht.

Montloſier mußte die ganze Schwere des Zorns erfahren, welcher die Parteien zu allen Zeiten ergreift, wenn ein hervorragendes Glied aus ihrer Mitte ihre Grundſätze verleugnet. Die heftigen und entſchiedenen Rückſchrittsmänner überhäuften ihn mit Schmähungen. Die Lanzen, die er für die Adelsrechte brach, beſänftigten ſie nicht, ſo eng hatten ſie ſich mit den Jeſuiten und der Prieſterpartei verbunden. Das Miniſterium Villèle antwortete auf Montloſiers redliche Rathſchläge mit Entziehung der Penſion, die er genoß. Sein Eifer wurde dadurch nur verdoppelt und blieb nicht ohne Erfolg. Er ließ noch Einiges im Sinn ſeines Memoire drucken und reichte eine Bittſchrift über die ungeſetzliche Duldung der Jeſuiten bei der Pairskammer ein. Hier war die Mehrzahl dem Orden nicht gewogen, die Bittſchrift wurde dem Miniſterrath zur Berückſichtigung überwieſen, und als 1828 mit dem Miniſterium Martignac eine freiſinnige Richtung eingeſchlagen wurde, erließen die Kammern ein Geſetz, das acht namentlich gemachte kirchliche Secundärſchulen, welche von „Perſonen einer in Frankreich geſetzlich nicht anerkannten religiöſen Congregation“ (d. h. von den Jeſuiten) geleitet wurden, unter die Aufſicht der Univerſität ſtellte. Nur mit großer

Mühe wurde Karl X. bewogen, dieſes Geſetz zu beſtätigen. Sein Herz hing an den Jeſuiten, und da er ſich den Rathſchlägen ihrer Freunde bald entſchiedener als je hingab, koſtete es ihm und ſeinen Nachkommen die Krone, wie dieß zwiſchen den Zeilen des Montloſierſchen Memoire deutlich genug vorhergeſagt war. Der Titel dieſes Buchs, welchen man verlacht hatte, war in Erfüllung gegangen; das religiös-politiſche Syſtem der Jeſuiten hatte wirklich einen Thron umgeſtürzt, wenn auch nicht zu ihren Gunſten und in einem andern Sinne.

Montloſier ſelbſt hatte der gänzlichen politiſchen Iſolirung, für die er ſich erklärt hatte, nicht treu bleiben können. Dazu war ſein Thätigkeitsdrang zu groß. Die erſtaunlichen Mißgriffe und die maßloſe Verblendung ſeiner früheren Parteigenoſſen näherten ihn den Liberalen. Ludwig Philipp rief ihn in die Pairskammer. Sein vorgerücktes Alter aber nöthigte ihn bald, den Staatsgeſchäften zu entſagen. Er zog ſich auf einen Landſitz in der Nähe von Clermont zurück, wo er 1838 ſtarb. Der dortige Biſchof verſagte ihm ein chriſtliches Begräbniß und bewahrheitete dadurch die Behauptung des Verſtorbenen, daß unter der Herrſchaft des von ihm bekämpften Syſtems die Religion den Intereſſen des Prieſterthums geopfert werde.

Sechsunddreißigster Brief.

1858.

Gewiß waren in Deutschland, wo seit der Ordnung der Dinge von 1815 Katholiken und Protestanten in denselben Staaten und Landestheilen gemischter neben und unter einander wohnten als je vorher, auch gegenseitige Billigkeit und Duldung mehr als je erforderlich. Die Stellung der beiden Religionsparteien zu einander hing ab von dem Geiste, in welchem die Landesherren die Einwohner des dem ihrigen entgegenstehenden Bekenntnisses behandelten, von der Art, wie sie den sechzehnten Artikel der Bundesacte: „Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebietstheilen des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen" — vollzogen und vollziehen ließen.

Hier gestaltete sich nun gleich anfangs Alles sehr zum Vortheil des Katholicismus. Die evangelischen Fürsten behandelten ihre katholischen Unterthanen mit einer Rücksicht, mit einer ängstlich zu nennenden Besorgniß,

Anſtoß zu erregen, die in dem umgekehrten Verhältniß oft nur zu ſehr vermißt wurden.

Und gleich begegnet uns hier wieder jener Hauptpunkt, wo die inneren Verhältniſſe der katholiſchen Kirche auf den Zuſtand der Proteſtanten zurückwirken. Ihr religiöſes Schickſal in Ländern gemiſchter Bevölkerung, alſo das von Millionen, in gewiſſem Betracht ſogar die Förderung oder Hemmung ihrer ganzen geiſtigen Entwickelung, hing in keinem geringen Grade ab von dem Geiſte, in dem die katholiſche Kirche geleitet wurde, und von der Stellung, welche die Regierungen zu dieſer Leitung und ihren Grundſätzen einnahmen.

Die großen Säculariſationen in Deutſchland, welche auf den Luneviller Frieden folgten, hatten der katholiſchen Kirche ins tiefſte Fleiſch geſchnitten. Die alte Ordnung war aufgehoben, und eine feſte neue nicht eingerichtet, wodurch die Willkür großen Spielraum erhielt. Ein großer Theil der Staaten, welchen die aufgehobenen Bisthümer, Abteien und Klöſter zufielen, hatte ſich die Güter derſelben in einer ſo ſchonungsloſen Weiſe zugeeignet, daß es den Geiſtlichen an vielen Orten am Nothwendigen für ſie ſelbſt und für andere kirchliche Zwecke gebrach. Sogar das Vermögen der milden Stiftungen und der Schulanſtalten blieb nicht unangetaſtet. Auch die geiſtlichen Befugniſſe der Biſchöfe wurden geſchmälert, ſie wurden dem Willen der Regierungsbeamten in einer Weiſe untergeordnet, daß ſie ihre Selbſtändigkeit faſt ganz verloren. Dieß waren Uebelſtände, über

die mit vollem Rechte geklagt wurde, deren Abhülfe das dringendste Bedürfniß war. Eine neue Regelung der katholischen kirchlichen Verhältnisse war nothwendig, und dieß hätte zugleich die bequemste Gelegenheit dargeboten, zwei Dinge von der größten Wichtigkeit, die zu einander in sehr naher Beziehung stehen, zu erreichen, zwei Punkte, vorzüglich geeignet, echtes, innerliches, religiöses Leben im katholischen Volke anzuregen und zu fördern: der eine, eine freisinnige, immer aber katholisch bleibende Bildung der Geistlichkeit und entsprechende Verbesserungen im Gottesdienst und in den Gebräuchen; der andere, größere Unabhängigkeit von Rom. Für beides hatte im Bisthum Constanz der dort seit 1802 für den eigentlichen Bischof desselben, den damaligen Mainzer Kurfürsten Dalberg, als Generalvicar fungirende Freiherr von Wessenberg das nachahmenswertheste Beispiel gegeben. Dieser edle Mann war, ohne von der katholischen Rechtgläubigkeit abzuweichen, dem Aberglauben in Vorstellungen und Gebräuchen kräftig entgegengetreten, er hatte die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen und ihren sittlichen Sinn sehr gehoben; die wohlthätigen Wirkungen seines Strebens sprangen in die Augen. Das waren aber Wege, mit denen er in Rom sehr mißfällig wurde, da man dort die echte Aufklärung, zu der sie führten, nicht fördern, sondern unterdrücken wollte. Und leider fand dieses römische Gegenstreben bei deutschen Regierungen bereitwillige Unterstützung. Man sah in den Wessenbergischen Einrichtungen nicht Reformen, sondern Neuerungen,

und alle Neuerungen waren verhaßt, weil man ſich eben — ich muß wieder auf die ſchon im allgemeinen gemachte Bemerkung zurückkommen — einbildete, den über alles Andere gefürchteten Geiſt der Umwälzung durch kein Mittel ſo ſicher bannen zu können, als durch völliges Beharren beim Alten und durch Rückkehr dahin, wo es ſchon verlaſſen war, beſonders auf dem Gebiete der Religion und der Kirche. Wenn hier, meinte man, die Gemüther recht ſtraff gezügelt würden, würde ſich das auch auf das ganze übrige geiſtige Leben erſtrecken, und den conſervativen Intereſſen daraus die kräftigſte Stütze erwachſen, da doch vielmehr der umwälzeriſche Geiſt durch nichts ſo genährt wird als durch das ſtarre Feſthalten abgelebter Formen und alter Mißbräuche. Daß viele katholiſche Prieſter aus Beſchränktheit und Verblendung, auch aus egoiſtiſchen Beweggründen, an Reformen im Weſſenbergiſchen Sinne großen Anſtoß nahmen, iſt natürlich; daß aber auch Stimmen aus dem proteſtantiſchen Lager ſich gegen ſolche Verbeſſerungen erklärten, kann Wunder nehmen. Doch iſt es aus der Strömung der Zeit unſchwer zu begreifen. Größere Tiefe der wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen und Anſchauungen und der heilſame Umſchwung in der Auffaſſung der göttlichen Dinge, welchen das Unglück der Fremdherrſchaft, wenn nicht hervorgebracht, doch gefördert hatte, hatten in der proteſtantiſchen Kirche eine Reaction gegen die Herrſchaft des einſeitigen, oberflächlichen Rationalismus hervorgerufen, dem man die Schuld

der Erkaltung Unzähliger für die Religion und alle ihre Intereſſen beimaß. Dieſes wurde nun auf die reformatoriſche Richtung innerhalb der katholiſchen Kirche im ſüdweſtlichen Deutſchland übertragen. Man überſah dabei zweierlei. Einmal, daß in dem verſchrieenen Rationalismus neben manchem allerdings für den tiefern religiöſen Glauben Verderblichem auch viel Gutes und Nützliches lag, dann daß der für den Proteſtantismus geltende Maßſtab nicht ohne Weiteres auch an den Katholicismus, wie er eben beſchaffen war und noch beſchaffen iſt, angelegt werden kann. Hier muß für die nothwendige Reinigung des religiöſen Glaubens von Vorurtheilen, Aberglauben und Mißbräuchen ein Standpunkt eingenommen werden, der auf dem proteſtantiſchen Boden als ein abgethaner zu betrachten iſt. So wurde das Geſchrei katholiſcher Eiferer vom proteſtantiſchen Lager her unterſtützt.

Ein zweites Hinderniß für das Durchdringen katholiſch-reformatoriſcher Beſtrebungen lag in der Vorſtellung, daß die bei der neu einzurichtenden Kirchenverwaltung zu befolgenden Grundſätze, beſonders über das Verhältniß der Biſchöfe einerſeits zur Staatsregierung, andererſeits zur römiſchen Curie, nicht ohne Uebereinſtimmung mit der letztern feſtgeſtellt, die neuen Anordnungen nicht ohne eine Uebereinkunft mit ihr ins Leben treten könnten. Auch hier hätte das Bisthum Conſtanz das Vorbild für den richtigen Weg geben können, den man einzuſchlagen hatte, leider aber nicht einſchlug. Als Weſſenberg nach dem

Tode Dalbergs (1817) von dem Capitel zum Bisthumsverweſer ernannt wurde, verweigerte der Papſt die Beſtätigung. Aber das Capitel ließ ſich nicht irre machen; es beharrte bei ſeinem Entſchluſſe, und die Dinge gingen ihren Gang bis zum Jahre 1827, wo das Bisthum Conſtanz ganz aufgelöſ't wurde. Daß dieſes Beiſpiel und zugleich das der dort eingeführten Verbeſſerungen ohne Nachfolge blieb, davon muß die Schuld den deutſchen Regierungen beigemeſſen werden. Statt den Geiſt, der ſich damals in dem ganzen beſſern, in dem denkenden Theile der katholiſchen Geiſtlichkeit regte, in dem die Joſephiniſchen Beſtrebungen fortwirkten, der nichts mehr wünſchte, als ſich der drückenden Herrſchaft der römiſchen Dunkelmänner entziehen zu können — ſtatt dieſen Geiſt zu fördern, halfen ſie vielmehr, ihn zu unterdrücken. Damit ging zugleich eine herrliche Gelegenheit, die gegenſeitige Annäherung der Confeſſionen zu fördern, verloren, was zugleich auf die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands eine höchſt heilſame Einwirkung geübt haben würde.

So war die Stimmung der Regierungen den Abſichten Roms nur zu günſtig. Die Zeit der Concordate und ihrer traurigen Folgen für Deutſchland begann.

Denn üble Folgen hat jedes Concordat mit Rom, in rein katholiſchen wie in überwiegend proteſtantiſchen Staaten. Es iſt noch nie eines geſchloſſen worden, in welchem die weltliche Regierung ſich nicht zuletzt übervortheilt geſehen hätte. Hat die Curie

ſich einmal, durch ihr ungünſtige Zeitumſtände gedrängt, genöthigt geſehen, einige Zugeſtändniſſe zu machen, ſo hat ſie ſich zugleich immer Hinterthüren offen gehalten, um das zeitweilig Aufgegebene bei guter Gelegenheit wieder zu gewinnen.

Jedes Concordat geht von dem Grundſatze aus, daß das im katholiſchen Kirchenrecht bis auf unſere Tage ſtreitig gebliebene Syſtem von der unumſchränkten Gewalt des römiſchen Papſtes in der Kirche zu vollem Recht beſtehe. Die dadurch herbeigeführte ſtillſchweigende Uebereinſtimmung mit dieſem Grundſatze raubt der Regierung die Befugniß, allen Verſuchen katholiſcher Geiſtlicher zu Gunſten des den päpſtlichen Anforderungen entgegenſtehenden, immer doch auch katholiſchen Epiſkopalſyſtems Raum zu gönnen, wie ſie es, als auf einem unparteiiſchen Standpunkte ſtehend, doch müßte.

Die bayeriſche Regierung ging mit ihrem Beiſpiele voran. Ihr am 5. Juni 1817 mit dem päpſtlichen Stuhle abgeſchloſſenes Concordat iſt das erſte im neuen Deutſchland. Es gehört nicht zu meinem Vorhaben, hier von den Dingen in dieſer Uebereinkunft zu reden, welche den Katholiken ſelbſt ſehr unzuträglich waren; wol aber habe ich zu erwähnen, daß die bei den zahlreichen proteſtantiſchen Bewohnern des Königreichs durch das Concordat entſtandenen Befürchtungen ſehr wohl begründete waren. Gleich der erſte Artikel der Uebereinkunft lautet: „Religio catholica apostolica Romana in toto Bavariae regno terrisque ei subjectis sarta

tecta conservabitur cum iis juribus et praerogativis, quibus fieri debet ex Dei ordinatione et canonicis sanctionibus.“ — Bemerken Sie dieſe Ausdrücke wohl. Sie ſind mit allem Bedacht ſorgfältig gewählt. Die römiſch-katholiſche Kirche behält alle ihre heiligen Rechte und Vorrechte, natürlich alſo auch die, welche ſie gegen die Ketzer zu richten für gut befinden möchte, und ſie läßt ſich dieſe Vorrechte ausdrücklich auch in den bayeriſchen Provinzen zuſichern, welche zum größten Theile oder faſt gänzlich von Ketzern bewohnt werden. Allerdings gewährleiſtete die im nächſtfolgenden Jahre gegebene bayeriſche Verfaſſung den „drei im Königreiche beſtehenden chriſtlichen Kirchengeſellſchaften gleiche bürgerliche und politiſche Rechte“, und ein angefügtes beſonderes Edict über die Rechtsverhältniſſe dieſer Kirchengeſellſchaften enthält die Beſtimmung, daß jede derſelben, wenn ihr von einer andern die ſchuldige Achtung verſagt wird, den obrigkeitlichen Schutz für ſich anrufen kann, der ihr nicht verweigert werden darf. Aber dieſen Beſtimmungen lief die angeführte allgemeine des Concordats zuwider, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Regierung zwiſchen den mit einander ſtreitenden Geſetzen zuweilen ins Gedränge kam. Die römiſche Kirche war freilich klug genug, von jenen ihr zugeſprochenen Rechten nicht eine Anwendung zu fordern, die unter den obwaltenden Verhältniſſen völlig unausführbar geweſen wäre. Konnten dieſe Verhältniſſe ſich aber nicht ändern? Konnte die Curie alsdann nicht mit Anſprüchen zur Beſchränkung

der Proteſtanten, das Concordat in der Hand, hervortreten? Hat ſie nicht immer ihre Zeit abzuwarten gewußt? Und wenn dieſe Zeit ihr gekommen ſchien, konnte ſie alsdann nicht die Berufungen der bayeriſchen Regierung auf die Verfaſſung mit der Einwendung niederſchlagen, daß keine Verfaſſungsbeſtimmung einer Verpflichtung Eintrag thun kann, die ſchon früher gegen eine auswärtige Macht übernommen worden iſt?

In jedem Fall war die Stellung der bayeriſchen Proteſtanten den Katholiken gegenüber durch das Concordat eine nachtheiligere geworden. Denn während der Ultramontanismus, von Jeſuiten und Jeſuitengenoſſen geleitet, verfolgungs- und bekehrungsſüchtig eifrig vorwärts drängte, hatte er an der Curie eine um ſo wirkſamere Bundesgenoſſin, da ſie vermöge der Uebereinkunft immer einen Druck auf die Regierung üben konnte. Die Proteſtanten aber waren zumeiſt ihren eigenen Kräften überlaſſen, da es immer von der Stellung der bayeriſchen Miniſterien zu Ultramontanen und Jeſuiten abhing, ob der dem evangeliſchen Bekenntniß in der Verfaſſung verheißene Schutz ernſt und kräftig ausgeführt wurde.

Die Stärke der ultramontanen Strömung zeigte ſich auch darin, daß gar Manche, die bis dahin zu den liberal denkenden Katholiken gehört hatten, ſich von ihr fortreißen ließen und übertraten. Theologiſche Zeitſchriften wechſelten ihre Farbe, und es entſtanden neue, in einem jeſuitiſchen Sinne redigirte.

Mit der Feindſeligkeit gegen den Proteſtantismus,

welche in diesen Blättern ihren Ausdruck fand, verschmolz in Bayern ein in der Verbindung von confessioneller und politischer Leidenschaftlichkeit wurzelnder Haß gegen Preußen. Man haßte Preußen sowol als den natürlichen Vorkämpfer des Protestantismus in Deutschland, wie als den Führer der Nation im Befreiungskriege gegen Frankreich, da eine französische und Bonapartische Gesinnung in München lange genug geherrscht hatte und bei der Wiederkehr Napoleons von Elba sogar wieder aufgetaucht war. Später, da der Ehrgeiz, der nicht schlafen ließ, eine andere Richtung nehmen mußte, wollte man es Preußen im Deutschsein zuvorthun. Man war erfüllt von heftigem, bittrem Neide auf den Ruhm, den Preußen sich durch seine Großthaten erworben hatte, und auf den Einfluß, den es vermöge dieser bewunderten Thaten übte oder vielmehr hätte üben können, wenn es gewollt hätte.

Siebenunddreißigster Brief.

1858.

Ich ſagte in meinem letzten Briefe, die bayeriſchen Ultramontanen ſeien von einer giftigen Eiferſucht auf Preußens Ruhm erfüllt geweſen; denn auf die Vortheile, die dem preußiſchen Staate ſeine heroiſchen Anſtrengungen eingetragen, hatten ſie eiferſüchtig zu ſein wahrlich wenig Grund. Die Stellung, die Preußen nach dem Umſturze der Bonapartiſchen Herrſchaft zu Theil geworden, war nicht nur eine ſeinem Antheil an dieſem Rieſenwerk völlig unangemeſſene, ſie war voll von Schwierigkeiten, die man ihm nicht ohne mißgünſtige Abſichten bereitet hatte.

Ich weiß nicht, ob es je einen Staat von Bedeutung gegeben hat, deſſen Wege und Entwickelung ſo angefüllt waren mit Mühe und dornenvollen Aufgaben, wie die Preußens in den zwei Jahrhunderten, die jetzt ſeit ſeiner politiſchen Erhebung verfloſſen ſind. Es verdankt Alles angeſtrengter Kraft, wenig oder nichts dem Glücke. Wenn Andern bei großen Abrechnungen das

Glück lächelte, hat es Preußen den Rücken gewandt. Der Lohn für seine Thaten ist ihm in der Regel sehr spärlich zugewogen worden. Daher das Mißverhältniß zwischen seiner materiellen Macht und seiner geistigen. Die anderen europäischen Großmächte können in Zeiten zwischen besonderen Anstrengungen die Wucht ihrer materiellen Mittel wirken lassen; das kann Preußen nie ohne Nachtheil. Es muß seine Kräfte immer zugleich in einer gewissen Spannung erhalten, und muß zugleich auf eine weise Aufsparung derselben bedacht sein. Ich will nicht sagen, daß die Zauderpolitik, die man ihm so oft, und nicht mit Unrecht, vorwirft, dadurch hinlänglich entschuldigt ist. Es wäre zu wünschen, Preußen erinnerte sich öfter der großen Lehre, daß die Staaten bestehen, gedeihen und wachsen, wenn sie festhalten an dem Geist und Sinn, durch welche sie emporgekommen sind, und daß *sein* Emporkommen hervorgegangen ist aus kühnen Entschlüssen und Thaten. Andererseits ist aber das vorsichtige Berechnen seiner Kräfte ein Erzeugniß jener eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Macht und aller seiner Verhältnisse, in welchem Betracht es jene Vorwürfe nicht so unbedingt verdient, wie man sie ihm zu machen pflegt.

Liegt nun schon für Preußen in dem Mißverhältniß zwischen seiner materiellen und seiner geistigen Macht ein großer Nachtheil, und ist es zur Behauptung seiner Stellung als deutsche und als europäische Großmacht weit mehr auf die letztere als auf die erstere hingewiesen,

ſo wächſt dieſer Nachtheil noch durch den Mangel an Einheit in ſeinen geiſtigen Wurzeln, welcher beſonders vermöge der confeſſionellen Spaltung beſteht. Der großen Einwirkung dieſer Kluft auf das Staatsweſen war man ſich früher wenig bewußt geweſen; als aber durch die Reconſtruction des Staates der katholiſche Beſtandtheil ſo ſehr wuchs, trat ſie auf das entſchiedenſte hervor.

Das Unvortheilhafte und Unzureichende der ganzen Wiederherſtellung Preußens ſtellt man ſich gewöhnlich lange nicht groß genug, die in ihr liegenden Dornen lange nicht ſpitz und ſcharf genug vor. Die Staatsmänner der übrigen Großmächte hatten ihre Angelegenheiten, ihren Gewinn zu Paris geordnet, ehe der Wiener Congreß begann; die preußiſchen waren die einzigen, die es nicht gethan hatten, aus gutmüthigem, übergroßem Vertrauen zum Rechtsgefühl der mächtigen Bundesgenoſſen. In Wien mußte Preußen die ihm gebührenden Entſchädigungen mühſam erſtreiten, und was es erhielt, ſchloß die ſchwierigſten Aufgaben in ſich mit höchſt ungenügenden Mitteln zu ihrer Löſung. Die Rheinprovinz wurde ihm verliehen, damit es Vorkämpfer gegen Frankreich ſei, aber vom größeren Haupttheile der Monarchie getrennt, ohne ein Hinterland, worauf es die Vertheidigung ſtützen konnte, dieſe überdies beſchränkt und erſchwert durch die Verſagung der Maaslinie, welche Preußen abgerungen wurde durch die thörichte Vorliebe der engliſchen Miniſter für ihr Schoßkind, das Königreich der Niederlande, und durch die Intriguen Gagerns zu deſſen

Gunſten. Dieſer Bau ſtürzte durch ſeine Unnatur allerdings bald zuſammen; über das Haus Oranien, welches ſeine Wiedereinſetzung durch Preußens Waffen mit ſchreiendem Undank lohnte, kam freilich die Nemeſis, aber was für Preußen und Deutſchland verloren war, blieb verloren. Welch ein Abſtand zwiſchen Oeſterreichs und Preußens Wiederherſtellung! Dieſes, welches im Kriege das Beſte gethan hatte, wurde mit allerlei Reſten und Flickwerk abgefunden. Jenes, welches im Kampfe gegen Napoleon zuletzt weit mehr eine hemmende als fördernde Kraft geweſen war, vergrößerte ſich und rundete ſich trefflich ab, ſchob Preußen für künftige Kämpfe mit Frankreich vor, vermied aber mit ſorgfältiger Klugheit, ſich an irgend einem Grenzpunkte mit dem gefährlichen weſtlichen Nachbar unmittelbar zu berühren *).

Nun war es aber Jedem, der tiefer ſah und ſehen wollte, klar, daß es nicht bloß die Grenzhut Deutſchlands war, wegen deren man Preußen gern im Beſitz der Rheinprovinz ſah. Jede tauſend proteſtantiſche Seelen, die es in Sachſen weniger, und jede tauſend katholiſche, die es im Rheinlande mehr bekam, waren eben ſo viele Schwächungen für Preußen, und was gönnte ihm ſein mächtigſter Nebenbuhler lieber als Schwächungen? Es war freilich zugleich ein Zuwachs an Hinderniſſen für die angeſonnene Hauptrolle bei der Vertheidigung

*) Dieſe Klugheit hat ſich freilich 1859 als eine ſehr ungenügende erwieſen.

Deutſchlands, aber der bezwängte Hüter mochte eben ſehen, wie er fertig wurde.

Preußen, der, nach dem Geiſte, welcher bei ſeiner Erhebung gewaltet hat, nach ſeiner ganzen geſchichtlichen Bedeutung, weſentlich proteſtantiſche Staat, zählte jetzt unter ſeinen Bewohnern faſt zwei Fünftel Katholiken, ein Verhältniß, welches für die Leitung aller Angelegenheiten, in denen geiſtige Intereſſen mit ins Spiel kommen, erſtaunliche Schwierigkeiten erzeugt. Eine katholiſche Regierung, unter der verhältnißmäßig eben ſo viele Proteſtanten leben als unter der preußiſchen Katholiken, findet ſich dadurch ungleich weniger beengt, weil die Proteſtanten niemals ein ſo zuſammenhängendes Ganzes bilden, weil ſie nicht unter einer ſo wohl organiſirten, ſo einflußreichen geiſtlichen Leitung ſtehen wie die Katholiken.

Wenn aber die Schwierigkeiten und Verlegenheiten, die in der Natur der Sache lagen, groß waren, ſo hat ſie die preußiſche Regierung durch ihre Grundſätze in der Behandlung des Katholicismus noch ungemein vermehrt. Man kann ihr den Vorwurf nicht erſparen, daß ſie in dieſem Betracht eine Reihe ſchwerer Mißgriffe begangen hat, die meiſten in der beſten Abſicht, die Katholiken zufrieden zu ſtellen. Aber nicht Alles, was in guter Abſicht geſchieht, iſt zweckmäßig und führt zum Ziel. Nicht weil ſie zu wenig zugeſtanden, ſondern weil ſie zu viel eingeräumt und nachgegeben hat, iſt die preußiſche Regierung anzuklagen.

Ueber die kirchlichen Zuſtände der Rheinprovinz um

die Zeit der preußischen Besitznahme, über die Stellung, welche die Regierung ihnen gegenüber von Anfang an einnahm, und über die Ausführung der von ihr aufgestellten Grundsätze und getroffenen Maßregeln finden sich in der Litteratur wenig oder gar keine eingehenden und ausführlichen Nachrichten. Bis jetzt hat noch keiner der höheren Staatsbeamten, die bei den ersten Einrichtungen thätig waren, deren mehrere sehr fähig gewesen wären, ein befriedigendes Gemälde dieser und anderer verwandter, in jenen Tagen in der Rheinprovinz obwaltender Verhältnisse zu geben, diese Lücke ausgefüllt, und die Generation, welche in gereiften Jahren diese Zeit erlebt hat, ist in starkem Aussterben begriffen. Auch hier hat man Anlaß zu der Klage, wie sehr unsere deutschen Staatsmänner, nicht in der Fähigkeit, aber in der Lust, Lebensdenkwürdigkeiten abzufassen, gegen Engländer und Franzosen zurückstehen. Manches ließe sich auch wahrscheinlich jetzt noch in der Provinz selbst aus dem Munde unterrichteter Greise vernehmen, aber dieß zu sammeln und bekannt zu machen, hat auch noch Niemand der Mühe werth geachtet. In einer spätern Zeit, wenn die Acten und Berichte der Behörden einmal zugänglich sein werden, wird es gewiß an überraschenden Enthüllungen nicht fehlen. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß man über die allgemeinen Grundzüge jener Verhältnisse und ihrer Entwickelung zweifelhaft sein könnte. Dazu genügt, was in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, wenn man es mit unbefangenem

Blicke betrachtet. Die Richtigkeit des dadurch zu gewinnenden Bildes wird durch einige ganz kurze schriftliche Aufzeichnungen, die mir zugekommen sind, bestätigt, ohne daß sie es wesentlich ergänzen.

Die Zerwürfnisse zwischen dem Papste und Napoleon während der letzten Jahre der Herrschaft des Letzteren hatten manche Stockung und Verwirrung in der Leitung und Verwaltung der Kirche in verschiedenen Theilen des großen Reiches zur Folge gehabt. In den Preußen zugefallenen Landestheilen am linken Rheinufer gab es zwei Bischofssitze, zu Aachen und zu Trier. Beide waren erledigt und durch Generalvicare verwaltet, auch viele andere geistliche Stellen waren unbesetzt. Nichts desto weniger gab es eine ultramontane Partei, die aus dem päpstlichen Bannstrahle, welcher den Kaiser, wenn auch einigermaßen verhüllt, getroffen hatte, Waffen schmiedete, um die Massen an sich zu fesseln. Indeß hatte sie nur im Landvolk starke Wurzeln, und sehr wahrscheinlich auch bei diesem keineswegs durchgängig. Die große Mehrzahl der Städter war entweder für Kirche und Religion gleichgültig, oder für Reformen im Katholicismus in einem Josephinischen Sinne, oder auch vom französischen Unglauben einigermaßen angesteckt. Die Grenzlinie zwischen den beiden letzten Kategorien würde schon damals um so schwerer zu ziehen gewesen sein, da ein großer Theil der dahin zu Rechnenden ohne Zweifel selbst darüber im Unklaren war. Was aber in die Augen sprang, war, daß allen diesen im

Allgemeinen als liberal zu bezeichnenden Katholiken, wie heut zu tage ihren Gesinnungsgenossen in Belgien, ein Pfaffenregiment besonders verhaßt war.

Dieß waren Verhältnisse, welche, richtig aufgefaßt und benutzt, für die preußische Regierung sehr günstig sein mußten. Sie hatte es weder mit einer wohlgeordneten, einer protestantischen Regierung als geschlossener Phalanx mit gefährlicher Stärke gegenübertretenden Hierarchie, noch mit einer verbreiteten römischen Gesinnung in dem nur einigermaßen gebildeten Theile des Volks zu thun. Wie dieses den Zwecken der Regierung, welche doch auf den möglichst hohen Grad von gegenseitiger Duldung und Achtung der Confessionen gerichtet sein mußten, anfangs entgegenkam, darüber lassen Sie mich nur Ein Beispiel anführen, aber ein sehr sprechendes. In Kreuznach war nach dem Verhältniß der großen Mehrzahl der Bevölkerung das Gymnasium evangelisch eingerichtet worden, aber nicht gleich für einen besonderen katholischen Religionslehrer gesorgt. Da baten etwa fünf Jahre nach der preußischen Besitznahme die Häupter der katholischen Bevölkerung den damaligen Gymnasialdirector, er möge doch die katholische Jugend an dem evangelischen Religionsunterrichte Theil nehmen lassen, da es ja nur darauf ankomme, Verletzungen des katholischen Gefühls zu vermeiden. Ich führe dieß nicht an, weil dergleichen klug oder wünschenswerth gewesen wäre, sondern nur, um Ihnen zu beweisen, welch' ein höchst wünschenswerther Sinn für confessionelle Eintracht und

Duldung damals im Rheinlande herrſchte. Die jetzige Generation muß auf dieſe, doch erſt vierzig Jahre hinter uns liegende Zeit wie auf eine fabelhafte zurückblicken. Jener Gymnaſialdirector war Eilers, der nachher Provinzialſchulrath in Coblenz und ſpäter Geheimerath im Cultusminiſterium wurde. Er erzählt den merkwürdigen Zug im zweiten Theile der Denkwürdigkeiten, die er kürzlich, nach ſeinem Rücktritt aus dem Staatsdienſte, unter dem Titel: „Meine Wanderung durchs Leben" herausgegeben hat, ein Buch übrigens, nach welchem ich in der Hoffnung, die oben bezeichnete Lücke dadurch ausgefüllt zu ſehen, begierig gegriffen, dieſe Erwartung aber wenig befriedigt gefunden habe.

Welchen Weg die preußiſche Regierung bei dieſer Lage der Dinge zu ihrem und der Provinz wahren Beſten einzuſchlagen hatte, hätte kaum auch nur zweifelhaft erſcheinen ſollen. Innerhalb der katholiſchen Bevölkerung des neu erworbenen Landes lagen zwei Anſichten im Kampf. Gewiß mußte die Regierung ſich wohl hüten, den Freiſinnigen einen Vorzug einzuräumen und ihre Zwecke von Staatswegen zu fördern. Wie gefährlich dieß für einen evangeliſchen Landesherrn werden konnte, war ſchon an ſich klar; die ſchlimme Erfahrung, die der König der Niederlande, welcher einen ſolchen Weg eingeſchlagen hatte, nachher machen mußte, beſtätigte es nur zu ſehr. Aber die entgegenſtehende ſtarr römiſche Partei zu begünſtigen, hatte Preußen noch weit weniger Grund und gar keine Verpflichtung. Die Katholiken

hatten nicht das mindeſte Recht, ſich zu beklagen, wenn die Regierung in den kirchlichen Angelegenheiten neutral blieb, wenn ſie die nach einer neu anzuknüpfenden nähern Verbindung mit Rom Lüſternen unter den nöthigen Beſchränkungen gewähren ließ, ohne ihnen Vorſchub zu leiſten, aber nicht minder Die, welche ſich von einer ſolchen Verbindung fern halten wollten. Es kam nur darauf an, daß der Staat ſich nach allen Seiten hin ſein Oberaufſichtsrecht wahrte und keine Eingriffe in die Sphäre der von ihm zu erfüllenden Pflichten duldete, beſonders nicht in die Leitung der Erziehung und Jugendbildung. Beſtimmungen über eine neue Diöceſenabgrenzung, über Biſchofswahlen und Beſetzung der übrigen geiſtlichen Stellen ließen ſich ohne große Schwierigkeiten treffen und aufrecht erhalten, mit oder ohne Roms Zuſtimmung. Wenn Preußen ſo gehandelt hätte, würde es ſich den lebhafteſten Dank eines großen und des intelligenteſten Theiles der rheiniſchen Katholiken verdient haben. Der Zweck, an den Rheinländern ſchnell recht treue Unterthanen zu gewinnen, würde weit beſſer und ſichrer erreicht worden ſein, als auf dem entgegengeſetzten Wege.

Leider gab es aber in Berlin ſehr einflußreiche Leute, die nicht aufhörten, dem frommen König Friedrich Wilhelm III. ins Ohr zu ſagen, die nicht römiſch geſinnten rheiniſchen Katholiken ſeien Voltairianer und als ſolche eingefleiſchte franzöſiſch geſinnte Demokraten. Es gäbe, meinten ſie, kein beſſeres Mittel, den Rheinländern die umwälzeriſchen Gedanken, die in ihren Köpfen noch viel-

fältig ſpukten, auszutreiben, als wenn man die Erſtarkung eines orthodox-katholiſchen Klerus fördere und ihm zu großem Einfluß verhelfe. Kannten Die, welche ſo ſprachen, die Gefahren nicht, welche die Fürſten und beſonders proteſtantiſche durch eine ſolche Förderung heraufbeſchworen, ſo waren es ſehr unverſtändige und unwiſſende Rathgeber; kannten ſie ſie, achteten ſie aber gering, um das Prieſterthum als ein Mittel zur Dämpfung des unbequemen Selbſtändigkeitsgefühls im Volke zu gebrauchen, ſo waren es ſehr treuloſe.

Dazu kamen denn die mit wohlbekanntem Geſchick recht herzbrechend abgefaßten und ins Publicum geſtreuten Klagen über die Verwaiſung vieler katholiſcher Kirchen Deutſchlands, beſonders Preußens. Ein ſolches Klagelied können Sie in der Allgemeinen Zeitung 1818, Beilage zu No. 134, leſen. Seit vielen Jahren, heißt es dort, ſei in Rheinpreußen wegen völligen Abgangs der Biſchöfe weder ordinirt noch gefirmelt worden. Da habe ſich denn der Weihbiſchof von Münſter, Kaſpar Maximilian von Droſte, 1816 zu einer Rundreiſe in dem preußiſchen Rheinland auf beiden Seiten des Stromes entſchloſſen; viele tauſend Familien ſeien ihm in feierlichen Proceſſionen entgegengeſtrömt, gefirmelt habe er 323,000 Perſonen, in der Domkirche zu Köln 267 Aſpiranten zum geiſtlichen Stande verſchiedene Grade der Weihen ertheilt. Noch ſtärker werden die Farben aufgetragen, um die geiſtlichen Entbehrungen in dem damals gleichfalls biſchöflich verwaiſten Eichsfeld zu ſchildern.

Daraus wird denn natürlich die Nothwendigkeit eines Concordats gefolgert, da doch aus der Droſtiſchen Reiſe vielmehr hervorgeht, daß Niemand den Papſt gehindert haben würde, eine Vorſorge derſelben Art für das Seelenheil der preußiſchen Katholiken zu treffen, ſo oft es ihm gut ſchien, auch ohne Concordat.

Indeß wirkten jene Einflüſterungen und dieſe Klagen nicht wenig ein auf die Beſchleunigung der mit Rom angeknüpften Unterhandlungen, welche in der Uebereinkunft von 1821 ihren Abſchluß fanden. Das neue Rom übertrifft das alte in den Künſten der Unterhandlungen noch bei weitem. Noch hat Jeder, der mit ihm ein verwikkeltes Geſchäft zu regeln hatte, zuletzt als überwundener und beſchämter Schüler dageſtanden. Der Meiſter hat die Ungeduld des Schülers immer trefflich auszubeuten verſtanden. Dieſe Kunſt, die Unterhandlungen möglichſt in die Länge zu ziehen, hat ihm noch Niemand abzulernen verſtanden. Die preußiſche Regierung hätte ſie ſo ſchön üben können, da für ſie — ſelbſt die Nothwendigkeit einer Abkunft mit Rom zugegeben — gar keine Gefahr im Verzuge war. Sie meinte aber durch den Abſchluß, ich weiß nicht in welchen Hafen der Ruhe und des Friedens zu gelangen.

Man lobte an der preußiſchen Uebereinkunft mit Rom, daß ſie Geſtalt und Namen eines Concordats nicht trug, vielmehr bekannt gemacht wurde unter der Form einer päpſtlichen, die Beſtimmungen, über die man einig geworden war, enthaltenden Bulle und eines ſie beſtäti-

genden königlichen Cabinetsbefehls, daher denn auch wirklich die römiſche Curie aus dieſer Uebereinkunft keine ihr vertragsmäßig zugeſtandenen Rechte ableiten kann. Auch ſagt der König in dem Cabinetsbefehl: er ertheile die Sanction ſeinen Majeſtätsrechten und denen ſeiner evangeliſchen Unterthanen und der evangeliſchen Kirche unbeſchadet. Und dennoch können wir nicht anders ſagen, als daß Rom vermöge dieſes Vertrages innerhalb des preußiſchen Reiches eine für dieſes bedenkliche Stellung eingenommen hat. Dieſe wurzelt, weit mehr als in den beſtimmten Feſtſetzungen der Abkunft, in ihrem Princip, in den darin liegenden Zugeſtändniſſen, in der daraus fließenden Stärkung der klerikalen Partei und ihrer Umtriebe, in den Keimen und Anhaltspunkten zu weiteren Uebergriffen.

Indem ich Sie auf einige dieſer Wirkungen, die den ganzen Katholicismus in Preußen ergriffen, aufmerkſam machen will, ſtelle ich die rheiniſchen Verhältniſſe in den Vordergrund. Denn was am Rhein in der katholiſchen Kirche vorging, galt für die römiſchen Beſtandtheile der übrigen Provinzen als Vorbild, dem ſie nachfolgten, ja in gewiſſer Beziehung auch für das nichtpreußiſche Deutſchland.

Zunächſt war die Wiederherſtellung des altberühmten Kölner erzbiſchöflichen Stuhles und ſeines Glanzes in hiſtoriſcher Hinſicht gewiß ein ſchöner Gedanke, und wäre bei anderen Geſinnungen des römiſchen Klerus auch ein ſehr lobenswerther geweſen. Wie aber die Dinge lagen, wäre es viel weiſer geweſen, den Sitz des Bisthums da zu laſſen, wo man ihn vorfand, in der Grenzſtadt Aachen,

die nie ein Centralpunkt für die Ausbreitung römiſcher Geſinnungen werden konnte wie Köln. So hätte es ſich auch eine proteſtantiſche Regierung gar nicht beſſer wünſchen können, als Geſetze vorzufinden, wie die franzöſiſchen vom 18. Germinal des Jahres X, welche dem Müßiggang und dem Aberglauben ſteuerten. Leider glaubte die Regierung aber, den Rheinländern einen Beweis ihres Wohlwollens für den katholiſchen Glauben zu geben, wenn ſie jene Geſetze aufhob. Sie erreichte aber dieſen Zweck keineswegs, und die Früchte der Aufhebung waren nichts weniger als heilſam. Ich will hierüber einen Mann reden laſſen, der über dieſe Dinge mit eben ſo großer Kenntniß als Unbefangenheit ſpricht, den Verfaſſer der 1838 erſchienenen Schrift über die Kölniſche Angelegenheit, der ſich Irenäus nennt. — „Die meiſten katholiſchen Feſttage, ſagt er, waren unter der franzöſiſchen Regierung auf die Sonntage verlegt; jetzt fingen allmählich alle die alten Feſttage wieder an gefeiert zu werden, vor allen das den Katholiken ſo werthe Frohnleichnamsfeſt. Nach §. 45 jener organiſchen Geſetze durften in allen den Städten, in welchen proteſtantiſche Kirchen waren, die Proceſſionen nicht außerhalb der Kirchengebäude gehalten werden; jetzt wurden dieſelben, namentlich die Frohnleichnamsproceſſion, mit allem Pompe, ſelbſt mit militäriſcher Begleitung, überall wieder durch die Straßen geführt. Die Wallfahrten waren unter franzöſiſcher Herrſchaft ſo erſchwert, daß ſie faſt ganz verſchwunden waren, und der Schmerz darüber war bereits ziemlich geheilt;

jetzt wurden dieſelben wieder geſtattet, Pfarrer zogen an der Spitze ihrer Gemeinden meilenweit wieder nach Kevelaer, und man konnte in jenen Gegenden des Sommers nicht reiſen, ohne ſolchen Proceſſionen zu begegnen, welche den ſtechendſten Sonnenſtrahlen barhäuptig ſich preis gebend und den Roſenkranz betend oder ſingend nach dem wunderthätigen Marienbilde zogen. Auch Katholiken, ſelbſt viele katholiſche Geiſtliche, waren damit unzufrieden, daß dieſer Unfug, durch welchen Müßiggang und Unordnungen aller Art befördert wurden, von der Regierung wieder geſtattet war. — Dem großen Haufen waren alle dieſe Veränderungen allerdings angenehm, dennoch bewirkten ſie keinen merklichen Umſchwung der öffentlichen Meinung. Schlimm aber war es, daß das zuvorkommende Benehmen der Regierung gegen die katholiſche Kirche einen großen Theil der Geiſtlichen, welche ſich desſelben am meiſten hätten freuen ſollen, nur zu einem dreiſteren Umſichgreifen ermuthigte. Je unbekannter denſelben die Grundſätze echter Toleranz waren, deſto weniger konnten ſie die Handlungsweiſe der Regierung aus derſelben erklären; da nun jene Begünſtigungen aus einer gläubigen Anhänglichkeit gegen die katholiſche Kirche nicht hervorgegangen ſein konnten, ſo bildete ſich bei ihnen das Gefühl, daß der Regierung durch die große Menge der neuen katholiſchen Unterthanen imponirt, und daß ſie nur dadurch, alſo durch eine Art von Furcht, gegen ihre innerſten Ueberzeugungen und Wünſche zu ſolchen Geſtattungen bewogen worden ſei".

Achtunddreißigſter Brief.

1858.

Eine der nachtheiligſten Folgen des Concordats — denn das war es doch dem Weſen nach, wenn man auch den Namen ſorgfältig vermieden hatte — war die Erſtickung der freien Bewegungen in der katholiſchen Kirche ſelbſt mit Hülfe der Regierung, vermöge der ſtillſchweigenden Anerkennung der Identität des Katholiſchen und des Römiſchen. Entweder römiſch oder gar nicht katholiſch! hieß es jetzt. Dieſem Grundſatze gemäß wurden einige freiſinnige katholiſch-theologiſche Lehrer von der eben gegründeten neuen Univerſität Bonn entfernt, wurde der Kirche der weltliche Arm geliehen zur Unterdrückung einer merkwürdigen Regung unter einer großen Anzahl von Geiſtlichen an der Moſel, die ſich des Cölibats entledigen wollten. Die Ausführung dieſes Vorhabens und einiger anderer damit in Verbindung ſtehender Reformen würde eine Zukunft gehabt haben ganz anderer Art, als die der thörichten, inhaltsleeren deutſch-katholiſchen Bewegung, weil ihre Grundlage eine conſervative war. Ju-

dem die Regierung zur Vernichtung ſolcher Beſtrebungen die Hand bot, trat ſie einem Element entgegen, welches eine höchſt nützliche Brücke zwiſchen den entgegengeſetzten Bekenntniſſen hätte bilden können, und beraubte ſich ſelbſt der moraliſchen Unterſtützung einer Partei, die, von der römiſchen aufs äußerſte angefeindet, ſich an ſie eng hätte anſchließen müſſen. „Eine proteſtantiſche Regierung, die das Pfaffenthum begünſtigt, muß beſondere Hintergedanken haben" — ſagten damals Rheinländer, die ſich in ein ſolches Verfahren nicht finden konnten, und man behauptet, daß dieſe Rede noch jetzt in der Provinz vernommen werde.

Die Regierung hätte aber wahrlich Urſache gehabt, den Beiſtand einer ſich bildenden intelligenten Partei nicht zu verſchmähen, da dem Vertrauen, das ſie ſich zu erwerben hatte, manche Schwierigkeiten entgegentraten. So groß der Druck auch war, der unter der Napoleoniſchen Herrſchaft auf dem Rheinlande laſtete — es iſt nicht zu leugnen, daß es durch die Vereinigung mit Frankreich auch Wohlthaten empfangen hatte: die Aufhebung der Standesrechte und unzähliger aus dem Feudalweſen ſtammender Mißbräuche und Hemmungen der freien Thätigkeit, welche in den geiſtlichen Kurfürſtenthümern geherrſcht und Stillſtand und Verſumpfung erzeugt hatten. Man fürchtete durch die preußiſche Herrſchaft und Verwaltung — von der man keine recht klare Vorſtellung hatte — werde ein Theil jener Hemmungen wieder ins Leben treten. Man fürchtete die Wiederaufhebung des

von den Franzoſen eingeführten Rechtszuſtandes, den das Volk lieben gelernt hatte, weil dieſe Juſtiz eine raſche war und alle Stände mit vollkommener Gleichheit behandelte. Und wie dieſe Befürchtungen erſchreckten, ſo verletzten Formen, unter welchen das neue Regierungsweſen nicht ſelten erſchien, das ſchroffe Weſen mancher Beamten, der wohlbekannte Berliner Dünkel und Hochmuth, der noch jetzt auf die Verhältniſſe des übrigen Deutſchlands zu Preußen ſchädlicher einwirkt, als man meinen ſollte.

So wenig nun auch ſonſt die Klerikalen mit liberalen Ideen zu thun haben wollen, hier bedienten ſie ſich ihrer dennoch, um den Widerwillen, den ſie gegen eine proteſtantiſche Regierung empfanden, im Volke zu verbreiten. Zwei ſonſt ſehr verſchiedene Richtungen begegneten ſich; daher kam es, daß die Güter, die man Preußen verdankt, keineswegs nach ihrer Größe und Bedeutung gewürdigt wurden. Durch Preußen war das Land dem Franzoſenjoche entriſſen und ſeiner angeſtammten, der deutſchen Nationalität wiedergegeben worden; die Mühe und Sorgfalt der preußiſchen Regierung pflanzte in das Land, was ihm gänzlich fehlte, gedeihlichen Jugendunterricht, höhere wiſſenſchaftliche, claſſiſche, deutſche Bildung. Dieſe war auf das tiefſte geſunken. Kläglich als jeſuitiſche Bildung unter den früheren Landesherren, wurde ſie noch kläglicher unter der franzöſiſchen Herrſchaft. Die raubgierigen Franzoſen nahmen den früheren Schulanſtalten ihre Güter und ſonſtigen Einkünfte, zum Theil

ſogar ihre Gebäude, und überließen es den Gemeinden, auf ihre Koſten einen höchſt dürftigen, ungründlichen und oberflächlichen Unterricht zu Stande zu bringen, deſſen Sprache, im Vortrag wie in den Lehrbüchern, für alle Fächer die franzöſiſche ſein ſollte, um die deutſche und mit ihr die deutſche Geſinnung möglichſt bald auszurotten. Durch die preußiſche Organiſation der Gymnaſien im deutſchen Geiſt und mit deutſchen Lehrern und durch die Bonner Univerſität kam die rheiniſche Jugend in eine neue Welt. Den unermeßlichen Gewinn, den die Gelehrſamkeit, die gründliche Vorbildung für den Dienſt des Staats und der Kirche daraus zogen, konnten auch die Klerikalen nicht leugnen, aber als ein Mittel, die Regierung zu verleumden, mußte es ihnen dennoch dienen. Ein Hauptzweck, behaupteten ſie, den man dabei verfolge, ſei, Propaganda zu machen für den Proteſtantismus. Dieß erweiſe ſich deutlich daraus, daß die Mehrzahl der neu angeſtellten Lehrer aus Proteſtanten beſtehe. Dem war allerdings ſo, aber aus keinem andern Grunde, als weil es damals noch ſehr wenig für das höhere Lehrfach taugliche, tüchtige Katholiken gab. Propaganda für den Proteſtantismus hat die preußiſche Regierung durch ihre großartigen, tief eingreifenden Reformen des Unterrichtsweſens, durch die Verbreitung wahrer wiſſenſchaftlicher Bildung allerdings gemacht, in ſo fern dadurch klar wurde, in welcher Confeſſion die größere Summe und Vielſeitigkeit der Kenntniſſe, in welcher beſonders die rechte Methode, den Geiſt

zu eigener Thätigkeit zu wecken, zu finden sei — Propaganda also für die Anerkennung des protestantischen Uebergewichts wenigstens für diese Seite. Für das protestantische Bekenntniß als solches aber hat die preußische Regierung nie Propaganda gemacht, noch machen wollen*). Man hat auch diese mit frecher Stirn vorgebrachte Behauptung nie durch Namen Uebergetretener zu erhärten vermocht. Ja, das System der Regierung konnte irgend einer sonstigen, von anderer Seite herkommenden protestantischen Propaganda durchaus nicht förderlich sein. Denn indem auf den Gymnasien und auf der Bonner Universität junge Katholiken von großer Tüchtigkeit für Philologie, Mathematik und andere Zweige der Wissenschaft herangebildet wurden, zeigte sich, daß man als Rheinländer, wenn man die neu eröffneten Wege recht benutzen wollte, aufrichtiger Katholik bleiben und jede Stufe der höheren Bildung ersteigen konnte.

Wie entschieden schritt dagegen der römische Klerus für die Ausbreitung seines Bekenntnisses auf Kosten des

*) Dennoch hat man diese klerikale Verleumdung eben (im September 1859) wieder aufgewärmt, in einer Zeitung freilich, wo man Besseres kaum erwarten kann, da sie sich zwar rühmt, in confessionellen Dingen neutral zu sein, zuweilen auch eine üble Neutralität wirklich zu beobachten scheint, bei guter Gelegenheit aber den Vertretern des Protestantismus gern boshafte Hiebe versetzt, während sie vor der römischen Kirche eine heilige Scheu empfindet und sich wohl hütet, es mit ihr zu verderben. Es ist dieß allerdings ein nothwendiges Glied in der Kette des politischen Systems, welches sie jetzt mit leidenschaftlicher Aufregung vertritt.

evangeliſchen vor! Dieſe Thätigkeit, die nie geruht hat, nahm durch das Concordat einen neuen großen Aufſchwung. War die Verfolgung dieſes Zweckes doch ziemlich unverhohlen in der vom preußiſchen Könige gutgeheißenen Bulle als eines der Motive der Uebereinkunft bezeichnet worden! Denn es heißt in den Eingangsworten dieſer Bulle, der Papſt finde ſich dazu bewogen, durch ſeine ſtete Sorge für das Heil der Seelen und für das Wachsthum (incrementum) der katholiſchen Religion. Zu ſagen, durch weſſen Schmälerung und Abnahme dieſes Wachsthum erreicht werden ſoll, hält der Papſt für ſehr überflüſſig, weil es ſich ganz von ſelbſt verſteht. Die wenigſten Proteſtanten wiſſen, wie die römiſche Kirche ihr Verhältniß zu ihnen auffaßt. Und doch wäre es ſehr nöthig und erſprießlich, daß die ganze proteſtantiſche Welt ſich dieſe Auffaſſung ſtets gegenwärtig erhielte. Die Päpſte gründen das Bekehrungswerk keineswegs bloß auf die aus Menſchenliebe hervorgehende Pflicht, Seelen, die ſonſt für alle Ewigkeit verloren ſein würden, zu retten, ſondern wie der Staat es nicht nur als ſeine Pflicht, ſondern auch als ſein gutes Recht betrachtet, widerſpenſtige Bürger auch durch Zwangsmittel zum Gehorſam zu bringen und nicht etwa ihrer Verbrechen wegen aus dem Unterthanenverbande zu entlaſſen, ſo und nicht anders betrachtet die römiſche Kirche ihr Verhältniß zu den Ketzern — nicht zu Juden und Heiden, denn dieſe ſind nicht getauft. Aber die Ketzer haben die Taufe empfangen, und dieſe ſtellt ſie

unter das Geſetz und den Gehorſam der römiſchen Kirche. Bekehren ſie ſich nicht gutwillig, ſo können und müſſen ſie dazu gezwungen werden. Die Verfolgungen der Proteſtanten ſind daher nichts als eine Ausübung des Rechts, welches die katholiſche Kirche ſich anmaßt. Ganz richtig ſagt Meier in ſeinem kürzlich erſchienenen Vortrag über römiſch-katholiſche Miſſionen: „Die Kirche glaubt deshalb von proteſtantiſchen Regierungen das Verfolgen gar nicht weniger fordern zu können, als von katholiſchen. Denn keinem Häretiker gereicht ſeine Häreſie zur Erleichterung der kirchlichen Pflichten: er hat nur eine Pflicht mehr als der getreue Katholik, nämlich ſich zu bekehren, aber nicht eine einzige weniger.“ Man weiß, wie Rom mit ſolchen Anſprüchen verfährt. Es läßt ſie ſchlafen, wenn und ſo lange es nicht die Macht hat, ſie in Ausübung zu bringen, hält ſie aber mit unverwüſtlicher Zähigkeit feſt und tritt, wenn es ſeine Zeit gekommen glaubt, damit hervor, zum nicht geringen Erſtaunen der gutmüthigen Seelen, welche dergleichen für vollkommen antiquirt und abgethan halten.

Die katholiſchen Prieſter des preußiſchen Rheinlandes begriffen daher auch den Wink, der in jenen Worten der Concordatsbulle lag, ſehr wohl. Sie wußten welch ein Eifer dadurch in ihnen zwar nicht erſt erweckt, aber angeſpornt werden ſollte, und entwickelten eine erſtaunenswerthe Thätigkeit für den großen Zweck. Weit bequemer und hoffnungsreicher noch, als ſich mit erwachſenen Evangeliſchen abzumühen, welche die leidigen

ketzeriſchen Grundſätze und mit ihnen oft hartnäckige Verſtockung gegen die Wahrheit eingeſogen haben, fanden ſie es, noch ungeborene Kinderſeelen zu gewinnen. Das Mittel, welches ſie zu dieſem Zwecke anwandten, lag in den ungemein häufigen gemiſchten Ehen. Vergebens, daß die Regierung die höchſt billige Forderung ſtellte, daß die Gewiſſen der Eltern bei der Wahl der künftigen Confeſſion ihrer Kinder nicht bedrängt werden ſollten, daß dieſe Wahl von ihrer freien Entſcheidung abhangen müſſe, wenn aber eine Einigung nicht Statt gefunden habe, die Kinder im Bekenntniſſe des Vaters zu erziehen wären, wie es in den öſtlichen Provinzen gehalten wurde. In der Rheinprovinz blieben die Prieſter dabei, die Einſegnung der gemiſchten Ehen zu verweigern, wenn der evangeliſche Theil nicht das Verſprechen der Erziehung in der katholiſchen Lehre gegeben hatte, und dieſes Mittel führte ſie, wie auch gegenwärtig noch, in den meiſten Fällen zu dem erwünſchten Ziele. Sie berechneten klug, daß die Evangeliſchen — ſei es aus Gleichgültigkeit und Lauheit, ſei es aus der Ueberzeugung, man könne in jedem Bekenntniß ſelig werden — wenn Neigung oder Vortheil ein Ehebündniß wünſchenswerth machten, ſich weit nachgiebiger zeigen würden, als die unter ihrem Einfluſſe ſtehenden Katholiſchen, und täuſchten ſich ſelten. War nun der Mann katholiſch und das Mädchen evangeliſch, ſo geſchah, was man billig finden mußte, und die Regierung ſelbſt wünſchte. Nun war aber der umgekehrte Fall der ungleich häufigere. Eine Fülle von jungen

Beamten, Lehrern, Officieren, Soldaten kamen aus den alten Provinzen, sahen sich um unter den Töchtern des Landes, und wenn sie eine Wahl getroffen hatten, fügten sie sich gewöhnlich zuletzt in die Bedingung, die man als eine unumgängliche hinstellte. Wahrlich, kein geringer Verlust für den Protestantismus, die Nachkommenschaft daheim eifrig evangelischer Familien so ohne Weiteres dem römischen Bekenntniß übergeben zu sehen, und kein geringer Triumph für den römischen Klerus! Man kann daher auch nicht glauben, daß die kluge Kirche es ernst meinte, wenn sie bei dieser Gelegenheit versicherte, sie dulde die gemischten Ehen nur ungern und nothgedrungen. So mußte sie Anstands halber freilich sprechen, und sie spricht noch so, aber sie weiß zu gut, wie viele Seelen sie dabei, wie die Sachen jetzt liegen, gewinnt, als daß sie wirklich ungern sehen sollte, was sie in sehr allgemein gehaltenen Ermahnungen an die Gläubigen mißbilligt, sich aber wohl hütet, dabei die scharfen Waffen zu gebrauchen, die sie sonst bei Handlungen, die ihr wahrhaft mißfällig sind, in Bereitschaft hat.

So vielen Vorschub indeß die preußische Regierung einer ihr abgeneigten Partei auch selbst geleistet hatte, die Dinge gingen im Rheinlande noch leidlich, so lange auf dem erzbischöflichen Stuhle von Köln Graf Spiegel, früher Domdechant in Münster, saß. Auf einen würdigern, gemäßigtern Prälaten hätte die Wahl kaum fallen können. Die großen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen haben würde, wohl erkennend, hatte er

lange gezögert, bis er die angebotene Würde annahm. Ihrerſeits hatte die ultramontane Partei im Rheinland und außerhalb desſelben alle Triebfedern in Bewegung geſetzt, ſeine Beſtätigung in Rom zu verhindern. Die enge Verbindung, die unter den Ultramontanen verſchiedener Länder beſteht, die feine Liſt, mit der ſie bei ihrem Zuſammenwirken verfahren, ſind ſeit Jahrhunderten eine Hauptquelle ihrer höchſt gefährlichen Macht geweſen. So wurde denn von Frankreich aus, wo damals beim Regierungsantritte Karls X. der Jeſuitismus in der ſchönſten Blüte ſtand, und beſonders von München aus, dem Mittelſitz des deutſchen Ultramontanismus, gegen Spiegel durch gehäſſige Denunciationen gewirkt; ſeine kirchliche Geſinnung wurde verdächtigt. Wie es aber zuweilen geſchieht, daß man in Rom milder geſtimmt iſt, als die blinden Eiferer, die päpſtlicher ſein wollen, als der Papſt ſelbſt: die Denunciationen blieben wirkungslos, die Wahl des neuen Erzbiſchofs wurde beſtätigt. Graf Spiegel rechtfertigte die Hoffnungen, welche die Gutgeſinnten von ihm gehegt hatten, vollkommen. Er war ein kenntnißreicher, feingebildeter, wohlwollender, ſehr gewandter Mann, von echt vornehmer Sitte. Wie er mit Denen ſtand, welche ihn vom erzbiſchöflichen Stuhl gern fern gehalten hätten, wußte er ſehr wohl; er wußte, daß ſie ſeine Schritte mit argwöhniſchen Späherblicken beobachteten, um Stoff zu neuen Denunciationen zu ſammeln, aber er verachtetete ihre Umtriebe. Von ſeinem Berufe, von der Würde des erzbiſchöflichen Amts hatte er hohe

Begriffe. Den Lehren seiner Kirche aufrichtig und entschieden ergeben, würde er sich doch zu einer andern Zeit wol Wessenbergs Grundsätze angeeignet haben; bei der Strömung, die nun eingetreten war, blieb er in einer gewissen Mitte stehen. Er erließ eine neue Festordnung, welche die alten Feiertage sehr beschränkte, aber der von Napoleon gestatteten, allzu dürftig zugemessenen Zahl noch einige hinzufügte. Die Wallfahrten, welche die protestantische Regierung leider nun einmal erlaubt hatte, suchte er durch einige Verbote zu beschränken und dabei vorkommenden Mißbräuchen zu steuern. Vornehmlich lag es ihm am Herzen, die Bildung der Geistlichen zu heben. Es war eine seiner ersten Amtshandlungen, daß er von allen künftigen Geistlichen seines Sprengels eine Vorbildung auf dem Gymnasium und der Universität verlangte. Auf der Universität Bonn stand damals an der Spitze der theologischen Lehrer des Erzbischofs Freund und vertrauter Gehülfe, der Professor Hermes, dessen Wirksamkeit eine große, tief eingreifende war. Die anderen Lehrstühle dieser Facultät waren mit seinen Schülern besetzt, allmählich wurde es auch der größte Theil der Pfarreien in der Provinz. Das philosophisch-theologische System dieses Mannes war ein ziemlich seltsames. Von einer skeptischen Betrachtung ausgehend, kam er durch einen salto mortale zur Anerkennung der vollen Wahrheit des katholischen Kirchensystems und aller seiner Lehren, und glaubte durch eine unwiderlegliche Beweisführung der Vernunft dahin gelangt

zu ſein. Dieſer Glaube verleitete Hermes und ſeine Anhänger zu einer ſtarken Selbſtüberhebung und zum Hochmuth gegen Andersdenkende, die auch in praktiſche Unduldſamkeit übergingen. Trotz dieſer großen Mängel konnte man ſich freuen, daß in der Rheinprovinz eine theologiſche Schule das Uebergewicht erlangt hatte, welche das Bewußtſein einer Stütze noch außer dem blinden Autoritätsglauben hatte, in der daher die Keime einer Selbſtändigkeit Rom gegenüber lagen. Daher wurde ſie auch von den deutſchen Ultramontanen angefeindet.

Uebrigens verkannte der Erzbiſchof Spiegel nicht, wie viel die katholiſchen Jünger der Wiſſenſchaft in der allgemeinen Bildung von den Proteſtanten lernen konnten. Ueberhaupt war er der Meinung, daß in einem Reiche von ſo gemiſchter Bevölkerung die gegenſeitige Annäherung der Confeſſionen zu fördern ſei, feindſeliges Abſtoßen und Verfolgung dem wohlverſtandenen Vortheil auch der katholiſchen Kirche nicht förderlich ſein könne. In dieſer wünſchte er einen Geiſt und Geſinnungen herrſchend, die den Proteſtanten Achtung abzugewinnen vermöchten. Er ſelbſt verkehrte daher gern mit proteſtantiſchen Gelehrten und liebte es, ſie häufig an ſeiner überaus gaſtfreien Tafel zu ſehen.

Unter den Uebelſtänden, die ſich in der Entwickelung der Geſellſchaftsverhältniſſe in der Rheinprovinz zeigten, ging keines dem Könige Friedrich Wilhelm III. ſo zu Herzen, wie der große Nachtheil, den das proteſtantiſche Bekenntniß durch die vielen gemiſchten Ehen

erfuhr. Auch hier bot Erzbiſchof Spiegel zur Herbeiführung einer Abhülfe die Hand. Ein über dieſen ſchwierigen Punkt erlaſſenes Breve Pius VIII. vom 25. März 1830 war ſehr zweideutig. Graf Spiegel brachte 1834 eine Einigung der Biſchöfe der weſtlichen Provinzen über die Auslegung desſelben zu Stande, wonach Vorſchriften für die Praxis erlaſſen wurden, die, redlich ausgeführt, ein billiges Verlangen der Regierung und guter Proteſtanten wol befriedigen konnten.

Mit ſolchen Einrichtungen und durch den ganzen Geiſt der Spiegel'ſchen Verwaltung ſchien denn ein Zuſtand in der Rheinprovinz einzutreten, wo kein Bekenntniß über das andere zu klagen hatte, wo römiſche Uebergriffe gegen den Proteſtantismus von der oberſten katholiſchen Kirchenbehörde ſelbſt im Zaume gehalten wurden.

Das Spiegelſche Syſtem war ohne Zweifel antijeſuitiſch. War es aber darum auch ſchon antipäpſtlich? — Es kam darauf an, wie die Curie zum Orden ſtand, wie weit ſie ſich in jedem Augenblicke, in jeder beſondern Angelegenheit zu den Principien, zu der Praxis des Ordens hinwandte. Im Allgemeinen iſt nichts einzuwenden gegen die Richtigkeit der in einem frühern Briefe angeführten Behauptung Montloſiers, daß die Jeſuiten auch gegen den Ultramontanismus auftreten würden, wenn dieſer einmal ihren Zwecken nicht ſo günſtig ſein ſollte, wie ſie es verlangen. Wie ſich aber die Dinge ſeit der Wiedereinſetzung Pius VII. entwickelt haben, hat die Welt von einem ſolchen Intereſſenzwieſpalt nichts

erfahren, beide Mächte vielmehr fortdauernd in den Zwecken und den Wegen zu ihrer Erreichung in Uebereinstimmung erblickt. Wie Pius VII. in den Jesuiten eine der vorzüglichsten Stützen der päpstlichen Macht sah, so auch seine Nachfolger Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI. Unter dem Letzten hob sich ihre Macht noch bedeutend. Wie sehr dieser Papst unter dem Einflusse ihrer, dem Protestantismus über Alles feindlichen Grundsätze stand, geht aus einem von ihm an sämmtliche Bischöfe erlassenen Rundschreiben hervor, worin er sagt: „Aus dem Wahn, daß man in jedem Glauben selig werden könne, fließt der Wahnsinn, daß jedem Menschen Gewissensfreiheit gebühre."

Neununddreißigster Brief.

1858.

Die französische Umwälzung von 1830 war ein Schlag für den Jesuitismus. Wenigstens mußte er die Pläne, deren Verwirklichung er so nahe geglaubt hatte, die Ausdehnung seiner in der Kirche schon so wohl gegründeten Herrschaft über den Staat und alle Gesellschaftsverhältnisse für eine Zeit in den Hintergrund schieben.

Einigen Ersatz für das in Frankreich Verlorene konnte der Gewinn gewähren, den er um dieselbe Zeit in Belgien errang. Der dem Verfahren der preußischen Regierung im Rheinlande entgegengesetzte Fehler, die zu geringe Rücksicht der niederländischen Regierung auf die Sympathien des belgischen Volkes für den römisch gesinnten Klerus, gab diesem mächtige Waffen in die Hand. Er wagte es, seinen Trotz bis zum offenen Ungehorsam zu steigern; die freisinnigen Bildungsanstalten, durch welche die Regierung eine besser gesinnte Geistlichkeit zu schaffen gedachte, wurden als Versuche des Ketzerkönigs,

den Belgiern ihren Glauben zu nehmen, verschrieen. Andere sahen in der Herrschaft der Oranier die Unterdrückung der belgischen Nationalität und Freiheit, und so entstand ein Bündniß zwischen zwei sonst erbitterten Gegnern, dem Jesuitismus und dem Liberalismus, welches die Revolution und die Losreißung Belgiens von Holland zur Folge hatte. Jede der beiden Parteien hatte gehofft, den Sieg für sich auszubeuten; wer am besten gerechnet hatte, das waren die Jesuiten und die Klerikalen, obschon der bei weitem größte Theil des Erfolges nicht ihnen sondern den Liberalen zuzuschreiben war. Allerdings lebt in Belgien zu viel Sinn für Freiheit und ein zu großer Widerwille gegen Bevormundung, als daß der Sieg der Jesuitenpartei zu einer vollständigen Unterdrückung ihrer intelligenten und thätigen Gegner hätte führen können. Schon mehr als Einmal hat sie sich ganz am Ziele geglaubt, und sich doch wieder die Zügel aus den Händen winden sehen müssen. Aber es kostet den Liberalen keine geringe Anstrengung und Mühe, den Jesuiten in dem Einfluß auf den Staat und die Gesellschaft das Gegengewicht zu halten. Es fehlt ihnen die Einheit der Ueberzeugung und des Wollens, wie auf dem Gebiete der Politik, so auf dem der Religion, da sie in verschiedene Schattirungen zerfallen, von der gläubig-katholischen Gesinnung an, die nur eben die Herrschaft des Priesterthums über den Staat nicht will, bis zum völligen Unglauben. Die Jesuiten dagegen haben die großen Vortheile eines sehr klaren Bewußt-

seins von dem Ziele, auf welches sie lossteuern, und des ihnen höchst günstigen Bodens, auf dem sie hier stehen, da Belgien seit der Trennung von den nördlichen niederländischen Provinzen durch die Bemühungen der Spanier ein wahres Eldorado für die Verbreiter der geistigen Finsterniß und des Aberglaubens geworden war.

Lesen Sie doch, um sich von den verderblichen Wirkungen des Jesuitentreibens in diesem Lande zu überzeugen, ein Buch, welches 1846 in Leipzig erschienen ist unter dem Titel: „Der Jesuitismus in Belgien, ein warnendes Wort an die deutschen Fürsten und Staaten", dessen Verfasser sich Junius nennt, ich weiß nicht, ob mit einer Anspielung auf die berühmten Juniusbriefe. Man kann nicht mit allen seinen Behauptungen einverstanden sein; am wenigsten möchte ich seinem harten, ungerechten Urtheile über den König Leopold beistimmen, dessen überaus schwierige Lage zwischen zwei Parteien, mit deren keiner er es ganz verderben darf, wenn er nicht sein königliches Ansehen aufs Spiel setzen will, der Verfasser nicht in Rechnung bringt. Dieß thut aber der Wahrheit seines Gemäldes von den Mitteln und Wegen, den Ränken und Kniffen der Jesuiten keinen Eintrag. Es ist ganz auf Thatsachen gegründet; hier zeigt sich durchaus der wohlunterrichtete Mann. Eindringlich schildert er, wie die katholische Majorität in den Kammern immer darauf ausgegangen ist, der bürgerlichen Freiheit zu Gunsten der Klerikalen Abbruch zu thun, wie die Jesuiten, von der Curie ausdrücklich

mit der Wahrnehmung der römiſchen Intereſſen beauftragt, den niedern Klerus und ſelbſt die Prälaten unter ihrer Leitung haben, wie ſie Wähler und Schriftſteller entweder durch Vortheile und Verſprechungen gewinnen, oder durch Verleumdungen und Drohungen einſchüchtern, wie ſie die Gewiſſen durch die Beichtſtühle, Einſchleichen in das Vertrauen der Weiber, Leitung der von ihnen geſtifteten frommen Brüderſchaften beherrſchen.

„Was in Belgien geſchehen iſt, ruft der Autor warnend aus, ſteht allen deutſchen Staaten bevor, wenn ſie nicht auf ihrer Hut ſind. Kein Land, wie aufgeklärt es auch ſei, iſt ſicher vor den aus Millionen Schlingen zuſammengewebten Netzen der Ultramontanen.“

Von dieſem ihrem Siege zu hohen Hoffnungen aufgebläht, warfen die belgiſchen Jeſuiten und Jeſuitengenoſſen gierige Blicke auf das preußiſche Rheinland. Die dortigen Verhältniſſe ſchienen ihnen den belgiſchen ähnlich genug, um ähnliche Unternehmungen zu begünſtigen. Auch hier, dachten ſie, müße ja wol ein Bündniß zwiſchen den eifrigen Katholiken und den Ultraliberalen gegen die proteſtantiſche Regierung zu Stande zu bringen ſein. Hatte dieſe auch nicht, wie die holländiſche, die Gefühle des Landes verletzt, ſie war doch eine proteſtantiſche, und was gegen eine ſolche gewonnen wurde, mußte zur „größeren Ehre Gottes“, d. h. zum Vortheile der Hierarchie, gereichen.

Gewiß nicht ohne einige Sorge über die nur zu wahrſcheinlichen Wirkungen dieſer Umtriebe auf die rhei-

niſchen Ultramontanen ſchied Erzbiſchof Spiegel 1835 aus dem Leben. Seine Amtsführung war eine in Hinſicht auf die obwaltenden Verhältniſſe ſo wohlthätige geweſen, und dieſe guten Wirkungen waren ſo entſchieden nicht bloß aus ſeiner Perſönlichkeit, ſondern auch aus ſeinem Syſtem und ſeinen Ueberzeugungen hervorgegangen, daß auch ſchon für gewöhnliche Zeitläufte über die für die Wahl ſeines Nachfolgers maßgebenden Grundſätze gar keine Frage entſtehen konnte. Es mußte, wenn Mäßigung, gegenſeitige Duldung, Friede erhalten werden ſollten, ein Mann derſelben Farbe, derſelben Richtung ſein. Und wie viel mehr jetzt, wo die raſtloſen Gegner dieſer Richtung, die Feinde des großen Duldungsprincips, ſo viele Ermunterung für ihre Beſtrebungen in dem benachbarten Belgien fanden! Ein unzweideutiges Zeichen, wie dieſe Partei ſich regte und was ſie vermochte, kam ſofort zum Vorſchein. An Denunciationen gegen Hermes in Rom hatten es die rheiniſchen Ultramontanen ſchon lange nicht fehlen laſſen. Die Curie trug indeß Bedenken, gegen Spiegel feindlich aufzutreten. Nach deſſen Tode waren aber nicht zwei Monate verfloſſen, ſo war das Breve da, welches die Lehren des damals ſchon vier Jahre verſtorbenen Hermes als irrig und gefährlich verdammte. Was der Kirche des Rheinlandes ohne eine energiſche und kluge Zurückweiſung ſo obſcurantiſcher Anordnungen drohte, lag am Tage.

Dennoch geſchah das Unglaubliche, wenn anders unglaublich genannt werden darf, was aller Folgerichtigkeit,

was den Gesetzen der gesunden Entwickelung so widerstreitet, daß nur die zwingende Gewalt der Thatsache an ihre Wirklichkeit zu glauben nöthigt.

Wir sind nun zu der Periode gekommen, von deren Ereignissen Sie als gereifter Zeitgenosse schon nähere Kenntniß genommen haben müssen. Dennoch halte ich es meinem Zwecke angemessen, Ihnen einige Hauptpunkte wieder in Erinnerung zu bringen, auch solche, welche auf den ersten Blick mit der Lage der Protestanten in geringer Beziehung zu stehen scheinen. Denn näher betrachtet, verhält es sich anders. Es ist nur zu gewiß, das jede Begünstigung der ultramontanen Richtung in der katholischen Kirche, jedes Wachsthum dieser Richtung den Protestantismus verstärkten Angriffen aussetzt, gegen die er stets auf der Hut, zu deren Abwehr er stets gerüstet sein muß und trotz aller Aufmerksamkeit und alles Kampfes oft Boden verliert.

Das Erstaunen über die Erhebung des Münsterischen Weihbischofs Clemens August von Droste-Vischering auf den Stuhl, den der Graf Spiegel so würdig eingenommen hatte, würde schon vollkommen gerechtfertigt sein, wenn man bei den damaligen preußischen oberen Behörden selbst nur die Kenntniß von der Gesinnung dieses Mannes voraussetzt, welche in Münster für Niemand ein Geheimniß war, weil Droste sie nicht verhehlte. Doch was sage ich: in Münster? Sie waren für ganz Deutschland kein Geheimniß. Hatte doch Droste in einer 1817 unter dem Titel „Die Religionsfreiheit

der Katholiken" erschienenen Schrift, deren Behauptungen er bald nachher in einer zweiten „Ueber förmliche Wahrheit und kirchliche Freiheit" weiter ausführte, nicht nur für die Kirche in allen ihren Handlungen und Beziehungen die vollste Unabhängigkeit vom Staate in Anspruch genommen, sondern auch den Kreis ihrer Befugnisse auf eine Gewalt der Kirche über die Gymnasien und ihre Lehrer ausdehnen wollen. Aber das Erstaunen wächst, wenn man erfährt, daß die preußische Regierung den Mann aus unmittelbaren geschäftlichen Berührungen mit ihm, als er noch Generalvicar in Münster war, nur zu gut kennen mußte. Er hatte ihr damals wegen seines eigenmächtigen und höchst unduldsamen Verfahrens in Fällen gemischter Ehen nicht geringe Noth gemacht, und der dortigen Behörde, als sie Bericht darüber verlangte, in einem amtlichen, bei den Acten befindlichen Schreiben rundweg erklärt, daß er ihr keine Verantwortung schuldig sei. Die Universität zu Bonn wurde eröffnet. Sofort verbot Droste den Theologen seines Sprengels, irgendwo anders als in Münster theologische Vorlesungen zu hören, und deßwegen vom Ministerium zur Rechenschaft aufgefordert, berief er sich auf den ihm vom heiligen Geiste gewordenen Auftrag, über die Reinheit der katholischen Lehre zu wachen. So gut kannte die preußische Regierung diesen Mann, und dennoch willigte sie in die auf ihn gefallene Wahl des Kölner Domcapitels. Willigte? Nein! Sie selbst veranlaßte sie, indem sie den so widerspenstigen, ihren Grundsätzen und

Absichten so widerstrebenden Prälaten dem Capitel als einen ihr besonders angenehmen empfahl.

Mag nun immerhin gesagt werden, daß man jenes Verfahren Droste's nicht als priesterlichen Trotz und Hochmuth und als hierarchische Anmaßung betrachten dürfe, vielmehr als ein aus seiner ehrlichen Ueberzeugung von der durch Gott eingesetzten Unumschränktheit der Kirchengewalt consequent geflossenes; das preußische Ministerium konnte auf Eintracht mit ihm in dem einen Falle so wenig hoffen, als in dem anderen, und gerade darum nicht, weil es ein preußisches und als solches ein überaus nachsichtiges war. Denn so groß die Charakterfestigkeit Droste's jetzt auch scheinen mochte, sie war nicht immer eine so unerschütterliche gewesen. Er, welcher als Generalvicar in Münster der preußischen Behörde so trotzig entgegengetreten war, hatte in derselben Eigenschaft früher, als Münster zum Großherzogthum Berg gehörte, und gerade auch in Sachen der gemischten Ehen, sich sehr gefügig gezeigt und vor dem eisernen Arme Napoleons gebeugt. Mußte sich da nicht der Glaube aufdrängen, er sehe die Milde und Nachsicht der preußischen Regierung als eine Wirkung der Schwäche und Furcht an, bei denen man durch Trotz seinen Willen leicht durchsetzen könne?

Nothwendig muß es daher in Berlin einen Einfluß gegeben haben, der mächtiger war als alle diese sich von selbst aufdrängenden Erwägungen, und dieser Einfluß kann kein anderer gewesen sein, als der jener Partei,

welche seit der Besitznahme des Rheinlandes dem Aufkommen einer freisinnigen Richtung in der dortigen katholischen Kirche entgegengewirkt hatte, weil sie durch die Begünstigung blinder Gläubigkeit die Gemüther für das monarchische Princip zu gewinnen, jetzt besonders die von Belgien her drohende revolutionäre Bewegung am wirksamsten zu bekämpfen glaubte. Als ob nicht gerade in Belgien Jesuitismus und politischer Oppositionsgeist sich verbrüdert und so die Revolution erzeugt hätten!

Alle einsichtigen Patrioten hatten von Droste's Kirchenregierung recht Schlimmes gefürchtet, schwerlich aber Jemand den Grad von Fanatismus und unruhiger Hast, mit welchen er das ganze Werk Spiegels, Alles, was dieser in Gemeinschaft mit der Regierung gepflanzt hatte, auszureuten und zu zerstören trachtete. Nichts glich der Leidenschaft, mit welcher er die geistige Grundlage des Spiegelschen Gebäudes, den Hermesianismus, anfeindete. Er ließ durch die Beichtväter den in Bonn studirenden Theologen verbieten, bei den Professoren dieser Schule Vorlesungen zu hören; Alle, die er nur in Verdacht hatte, Anhänger der verabscheuten Lehre zu sein, oder die mit Solchen in Verkehr standen, behandelte er mit äußerster Willkür und Härte. Den Propst Claessen zu Aachen setzte er als Stadtdechanten aus keiner andern Ursache ab, als weil er einen jener Bonner Professoren, Achterfeldt, eine Nacht bei sich beherbergt hatte. In der fast gänzlichen Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, in die er sich zurückgezogen hatte, blieb er taub

für alle Klagen und Vorstellungen und behandelte die Staatsregierung, als ob sie gar nicht vorhanden, als ob die Kirche oder vielmehr das Regiment, welches ihm in derselben zu führen beliebte, in jeder Beziehung vollkommen unabhängig sei, und brachte dadurch in die Geschäfte Stockung und unsägliche Verwirrung. Er nahm auch keinen Anstand, ein der Regierung gegebenes Wort zu brechen. Ueber Einen Punkt, den von den gemischten Ehen nämlich, hatte sie sich vor seiner Einsetzung seiner Gesinnung versichern wollen und ihn zu einer Erklärung aufgefordert, wie er es damit halten würde. Seine Antwort war, daß er sich wohl hüten werde, die von den Bischöfen darüber getroffene Vereinbarung umzustoßen. Wie er aber Erzbischof geworden war, handelte er so, als ob sie gar nicht vorhanden wäre.

So groß die Zerrüttung auch war, welche durch seine anderthalbjährige Amtsführung in die katholische Kirche des Rheinlandes gekommen war; das ganze Maß der verderblichen Folgen dieser unseligen Wahl zeigte sich doch erst, nachdem die Regierung, um einem schlechthin unleidlich gewordenen Zustande ein Ende zu machen, den widerspenstigen Prälaten aus dem Sitze seiner Alles verwirrenden Wirksamkeit hatte fortführen lassen. Das eben war das aus dem unbedachten Schritte mit Nothwendigkeit hervorgehende Unglück, daß man das Uebel, welches man selbst erzeugt hatte, nur aus dem Wege schaffen konnte durch eine Maßregel, die in der Führung der Geschäfte einige Abhülfe schaffte, in ihren Folgen

aber ein noch größeres Uebel erzeugte. Die Aufregung ging ungleich tiefer und breitete ſich viel weiter aus, als man es ſich vorgeſtellt hatte. Die Ultramontanen waren überraſcht, weil ſie der Regierung, die ſich immer zaudernd und übermäßig bedenklich gezeigt hatte, ein ſo energiſches Handeln nicht zugetraut hatten, aber für beſiegt hielten ſie ſich keineswegs; ſie wußten zu gut, daß die Kirche ſtets aus dem Märtyrerthum die größten Vortheile gezogen hatte, und dieſes Märtyrerthum war noch überdieß für den, der es zu dulden hatte, ein ganz leidliches und bequemes. Es beſtens auszubeuten, verſäumten ſie nicht. Kaum drei Wochen nach der Wegführung des Erzbiſchofs waren verfloſſen, da verkündete der Papſt am 10. December 1837 der Welt ſeinen „herzzerreißenden Schmerz" über ein Ereigniß, durch welches „die kirchliche Freiheit verletzt, die biſchöfliche Würde verachtet, die heilige Gerichtsbarkeit uſurpirt, die Rechte der katholiſchen Kirche mit Füßen getreten" ſeien. Geſetze waren in dieſem Kampfe allerdings mit Füßen getreten, aber wahrlich nicht die der Kirche durch den König, ſondern die des Staats auf das unverantwortlichſte durch den Erzbiſchof. Aber die Worte des Papſtes ſchmeichelten dem leidenſchaftlichen Parteigeiſte der Prieſter und ihrer Genoſſen zu ſehr, als daß ſie nicht hätten ihren Nachhall finden ſollen in vielen emſig verbreiteten Druckſchriften, erfüllt mit Anklagen und heftigen Schmähungen der preußiſchen Regierung. Bald im Geheimen bald auch öffentlich wurde ſie dargeſtellt als ſinnend

auf die Zerstörung der katholischen Religion, deren Vertheidigung die heiligste Pflicht des Volkes sei. Das war schlimm genug, denn der Kreis, den man als einen für solche Hetzereien empfänglichen längst kannte, war groß; viel schlimmer aber und von viel nachhaltigeren Folgen war, daß die Aufregung, der Zorn gegen die Regierung weit hinausgingen über diesen Kreis. Die Regierung hatte durch die Erhebung Droste's den Dank der römisch Gesinnten zu verdienen geglaubt, dieß war mißlungen; für seine Entfernung glaubte sie der Zustimmung der liberalen Katholiken gewiß zu sein, und sie hatte sich abermals verrechnet. Droste's Schritte hatten die gebildeten Kölner anfangs in Erstaunen gesetzt. Spiegel hatte seine große, herrliche Bibliothek dem erzbischöflichen Stuhle vermacht; Droste erklärte, wenn man die Bücher nicht sofort wegschaffen würde, würde er sie zum Fenster hinauswerfen lassen. Die Kölner meinten, es müßte mit seinem Verstande wol nicht zum besten stehen. Aber so wie er fortgeführt war, schlug die Stimmung um. Auch den größten Theil der, meistens den gebildeten Ständen angehörenden, rheinischen Katholiken, denen das Pfaffenthum sonst herzlich zuwider ist, ergriff die von den Umtrieben der Klerikalen ausgehende Strömung. Sie fühlten sich durch die Behandlung des Erzbischofs schwer beleidigt, weniger in so fern sie die katholische Kirche als solche, als in so fern sie die mit dem confessionellen Elemente verschmolzene provincielle Besonderheit traf, die sie auf alle Weise

anerkannt und geachtet ſehen wollten. Darum iſt auch ſchwer zu glauben, daß die Regierung dieſe liberalen Gegner zufrieden geſtellt haben würde, wenn ſie den Erzbiſchof als Uebertreter der Geſetze vor den weltlichen Gerichtshof geſtellt hätte — Einige aus dieſer Kategorie vielleicht, aber Viele gewiß nicht. Denn auch das würde ihnen ein die erzbiſchöfliche Würde verletzender Schritt geſchienen haben. „Wir ſind Rheinländer und als Rheinländer gute Katholiken“: dieß iſt der Ausdruck für die Stimmung, in der ſie ſich befanden, oder in die ſie ſich hineindachten oder hineinredeten, und da ihr bisheriger Wandel einer ſolchen Geſinnung nicht ganz entſprach, eilten ſie, ſie zu bewähren durch ſtrengere Befolgung der kirchlichen Vorſchriften und eifrigeren Antheil an den Ceremonien. Die Regierung ſollte inne werden, daß es ein eifrig katholiſches Land ſei, welches ſich in der Perſon ſeines oberſten Hirten ſchwer gekränkt fühlen müſſe. Und doch hatten ſie ſich erſt durch die Unbeſonnenheit der Regierung darauf beſonnen, daß ſie Katholiken ſolcher Art ſeien.

Freilich lag es aber auch in der kirchlichen Luftſtrömung der zunächſt vorangegangenen Jahrzehende. Wie ſehr hatten ſich die Zeiten geändert! Als ſich in den Zeiten Joſephs II. ein öſterreichiſcher Biſchof geweigert hatte, den Staatsgeſetzen über die gemiſchten Ehen zu gehorchen, entſetzte ihn der Kaiſer ohne Weiteres, nahm ihn in eine Geldſtrafe und ließ ihn zur Führung ſeines Amtes erſt wieder zu, als er um Verzeihung gebeten

hatte. Jetzt sah ein Bischof, der die Geduld des Landesherrn auf die härtesten Proben gestellt hatte, einige Millionen voll von einer leidenschaftlichen Unzufriedenheit zu seinen Gunsten. So außerordentlich war die Herrschaft des zelotischen Ultramontanismus, sein Einfluß auf die Gemüther gewachsen, und protestantische wie katholische Staatsregierungen konnten wahrlich nicht sagen, daß es ohne ihre bedeutende Mitwirkung geschehen sei! Im Rheinlande war die Kluft zwischen der Regierung und dem Volke, die schon angefangen hatte, sich zu schließen, wieder aufgebrochen und hatte sich erweitert. Der mächtige Minister jenes Reiches, welches seit zwei Jahrhunderten die brandenburgisch-preußische Macht immer für seine Zwecke gebrauchen will, um sie nach geleisteten Diensten wieder herabzudrücken, hatte seine Absicht, dem Berliner Hofe durch den Besitz der Rheinprovinz schwere Verlegenheiten und Hemmungen zu bereiten, über alle seine Erwartungen hinaus erreicht. Daß die Dinge noch weiter getrieben würden, konnte er, der große Führer und Förderer der conservativen Interessen, nicht wünschen. Ein Schaden, der am Gehen hinderte, sollte es sein, nicht die Amputation eines Gliedes.

Wer dagegen eine solche Amputation wirklich wollte und sie nach Kräften förderte, das war der Jesuitismus in Belgien. Von dort her wurde eine Schrift: „Manifest der Belgier an die Rheinpreußen", verbreitet, welche förmlich aufforderte zum offenen Abfall von der Herrschaft des protestantischen Königs. Ob es Leute

im Lande ſelbſt gab, die eine Waffenerhebung gern geſehen hätten, iſt ſchwer zu ſagen, und würde zu beweiſen noch ſchwerer ſein. Genug, daß dieſe Aufhetzungen wirkungslos blieben; die Umſturzpläne ſcheiterten an dem geſunden Sinne der rheinländiſchen Bevölkerung.

Vierzigſter Brief.

1858.

Die Abkunft mit der Kirche, welche der Thronwechſel in Preußen herbeiführte, gab der Niederlage der Regierung Form und Dauer. Der feine und weltkluge Mann, der an Droſte's Stelle zuerſt als Coadjutor, ſpäter als Erzbiſchof trat, vermied die Schroffheit des Vorgängers, deſſen polternd rauhen Ton und formloſe Behandlung der Geſchäfte, ohne darum von dem ultramontanen Syſtem desſelben weſentlich abzuweichen; und ſeinen Schritten, es durchzuführen, konnte die Regierung keinen kräftigen Widerſtand leiſten, da ſie die Verſöhnung mit einem allzu nachgiebigen Entgegenkommen betrieben hatte. So waren es doch der Hauptſache nach Droſte's Principien, die zur Geltung kamen. Die Biſchöfe der weſtlichen Landestheile banden ſich nicht mehr an die Uebereinkunft über die gemiſchten Ehen; die Studirenden der katholiſchen Theologie in Bonn wurden ſo gut wie die in den biſchöflichen Seminarien mit ultramontanen Grundſätzen erfüllt und zum Beugen vor der Autorität

ohne Selbſtdenken angeleitet; die Regierung beging unter andern großen Fehlern auch den, die Hermeſianer ganz fallen zu laſſen, und zerſtörte dadurch völlig eine Partei, die vermöge ihrer Spannung mit der Curie immer genöthigt geweſen wäre, ſich an ſie anzuſchließen. So weit wurde die Regierung von dem Wunſche, Frieden zu haben, getrieben. Und noch weiter führte ſie dieſes Verlangen. Der biſchöfliche Stuhl von Trier war erledigt. Ohne ſich mit der Staatsbehörde zu verſtändigen, ſetzte das Capitel den Domcapitular Arnoldi darauf. Die Regierung erkannte ihn anfangs nicht an, als er aber zum zweiten Male gewählt wurde, gab ſie ihre Einſprache auf. Arnoldi wußte jetzt, was er ſich erlauben durfte. Droſte konnte ſeine Freude an einem ſolchen Schüler haben. Der Welt hat ſich Arnoldi am meiſten bekannt gemacht durch die Ausſtellung des heiligen Rockes. Aber dieſes Schauſpiel, deſſen Aufführung in Deutſchland im neunzehnten Jahrhundert man einige Jahrzehende vorher für unmöglich gehalten haben würde, iſt nur eines der Glieder, wenn auch das hervorragendſte in der großen Kette des Aberglaubens, mit welcher man die Gemüther zu feſſeln trachtete. Der Widerſtand der Freiſinnigen war gebrochen, und nun ſchritt man haſtig vorwärts von einer Eroberung zur anderen. Der Klerus bewährte einmal wieder, wie trefflich er ſich auf die Kunſt großer Strategen verſteht, nach einem Siege nicht auf den Lorbeeren zu ruhen, ſondern ihn ſchnell, kühn, unabläſſig auszubeuten. Die Partei entwickelte eine Thä-

tigkeit, eine Strebſamkeit, eine wohlgeordnete Disciplin ihrer Scharen, eine berechnete Planmäßigkeit, werth, einer beſſeren Sache zu dienen. Die Hebel, welche ſie in Bewegung ſetzte, waren eben ſo gut erſonnen als mannichfaltig nach der verſchiedenen Gemüths- und Geiſtesbeſchaffenheit Derer, auf die man wirken wollte. Und ihre Erfolge waren ſo groß, daß ſie wol ſelbſt darüber erſtaunte. Immer mehr Theilnehmer drängten ſich zu den Wallfahrten und Proceſſionen; abgeſchmackte Wundergeſchichten fanden Glauben. Die Klöſter erhoben ſich wieder und füllten ſich mit Mönchen und Nonnen; die Vereine für allerlei römiſche Zwecke mehrten ſich und verfügten bald über höchſt anſehnliche Mittel. Und noch hinaus über dieſes Gebiet behielt man höhere Zwecke unverwandt im Auge, namentlich den Jugendunterricht ganz in die Hand zu bekommen, um die durch Preußen in das Land gebrachte höhere Bildung, wenn auch nicht ganz zu vernichten — denn theilweiſe konnte die Partei ſie auch für ihre eigenen Zwecke gebrauchen — doch abzuſchwächen und ihres tiefſten Gehalts, der Geiſtesfreiheit, zu berauben.

Nie ſind falſche Maßregeln einer Regierung von ihren inneren Gegnern ſo geſchickt, ſo raſch und mit ſo großer Wirkſamkeit ausgebeutet worden. Ein Jahrzehend, ſeit dem Tode Spiegels verfloſſen, hatte hingereicht, einen ſolchen Umſchwung herbeizuführen, und die proteſtantiſchen Bewohner der Provinz litten wahrlich nicht am wenigſten darunter. Da man der Menge vorgeſpiegelt

hatte, daß nur der protestantische Haß gegen die rechtgläubige Kirche die Ursache der Versündigung an der erzbischöflichen Würde und Heiligkeit sei, so wurde die dadurch gegen die Regierung erregte Abneigung von Vielen auf alle Bekenner der evangelischen Lehre übertragen; es entstand eine Entfremdung unter den Confessionen, wie sie seit Menschenaltern nicht mehr Statt gefunden hatte. Die Freisinnigen fingen an, sich von Leuten zurückzuziehen, welche ihre erwachte Sympathie für den fortgeführten Erzbischof nicht zu theilen vermochten; in der Masse suchten die Priester, durch Aufwärmung der Märchen von den Reformatoren und von ihren schlimmen Absichten und durch andere Anschwärzungen, den alten fanatischen Ketzerhaß wieder zu erwecken. Und das geschah nicht etwa bloß im Verborgenen. Ich will nur Ein Beispiel der Thaten des an das Licht tretenden Verfolgungsgeistes anführen, aber ein sehr bezeichnendes. In der neuesten Zeit hat die in Oesterreich vermöge des Concordats verfügte Ausweisung der protestantischen Todten aus den Friedhöfen nicht geringes Aufsehen erregt; man hat vergessen, daß dasselbe, freilich nicht in so ausgedehntem Maße, nicht lange vorher in Preußen Statt gefunden hatte. Und was von Einzelnen geübt war, das versuchte man zu einem allgemeinen Princip zu erheben. Nicht in irgend einem Winkelblatte, sondern in der von einem namhaften Professor redigirten „Katholischen Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst", trat ein rheinländischer Pfarrer auf

und ermahnte seine Amtsgenossen, die protestantischen Leichname von der geweihten Erde auszuschließen. Es sei dieß ihre Pflicht, und sie könnten es vermöge ihres Amtes verfügen, wenn die Gottesäcker der kirchlichen Gemeinde angehörten; gehörten sie der bürgerlichen, so müßten sie die Ortsvorstände durch allen ihren Einfluß zu der Absperrung bewegen, d. h. zu einer Verletzung des Rechts und des Gesetzes reizen. Der Grund des intoleranten, Humanität und Christenpflicht gleich sehr verleugnenden Eifers liegt am Tage. Der Gedanke eines unehrlichen Begräbnisses ist den Menschen schrecklich; die peinigende Vorstellung sollte zu Bekehrungen treiben. Und in diesem maßlosen Eifer vergaß sich der Ermahner so, daß er die Protestanten „Ungläubige" nannte, denen keine andere Ruhestätte zukomme, als die außerhalb der geweihten Erde für die „Unwürdigen" bestimmte. Dieß wagte der Mann in einem Staate, in dem das Herrscherhaus und drei Fünftel der Einwohner zu den so Beschimpften gehören. Daß er deswegen zur Rechenschaft gezogen worden sei, ist wenigstens nicht bekannt geworden, obschon die Evangelischen gewiß das Recht auf eine solche Genugthuung hatten. Kein Wunder, daß sie seit so traurigen Erfahrungen sich als in der ecclesia pressa befindlich betrachteten, in einer Religionsgenossenschaft, die in dem Vertheidigungskampfe, den sie zu bestehen hat, von der Regierung ihren eigenen Kräften überlassen war! Das hatte unleugbar sein Gutes und Nützliches. Es trieb sie zur Entwickelung des evangelisch-christlichen

Bewußtſeins, ohne welches jene Kräfte nicht in Bewegung geſetzt, nicht zu einer genügenden Wirkſamkeit gelangen können. Daher das eben ſo erfreuliche als für einen aus den öſtlichen Provinzen kommenden Reiſenden ungewohnte Schauſpiel, welches ſich hier darbietet. Ich habe das ſelbſt erfahren, als ich vor einigen Jahren Rheinpreußen durchreiſ'te und mich an verſchiedenen bedeutenden Orten längere Zeit aufhielt. Ich war überraſcht durch den lebendigen kirchlichen Sinn der Evangeliſchen, durch ihre lebendige Theilnahme an den durch chriſtliche Geſinnung gegründeten und zu ihr in ſteter naher Beziehung ſtehenden vielfachen Anſtalten zum Beſten der Kranken, der Darbenden, der leiblicher Pflege und moraliſcher Leitung Bedürftigen und der Jugenderziehung, durch die große Bereitwilligkeit, dieſe Anſtalten durch reiche Gaben zu unterſtützen, auch der weniger Bemittelten nach ihren Kräften — Dinge, in welchen mein Heimathsland leider gar ſehr zurückſteht. Es iſt dieß ein Beweis der großen Wahrheit, daß die chriſtlichen Tugenden, wie die Tugenden überhaupt, ſich mehr in der Noth entwickeln, als in der Ruhe; aber welche gute Folgen aus Bedrängniſſen auch hervorgehen mögen, ſie können keine Staatsregierung von der Pflicht entbinden, ſolchen Uebergriffen kräftig entgegenzutreten.

Das Beiſpiel des Rheinlandes erweckte in den öſtlichen Provinzen des Staates Nacheiferung. Der Ultramontanismus, der geſchlummert hatte, erhob ſich auch dort zu neuem Leben. Droſte's Lorbeeren ließen den

Erzbiſchof Dunin von Gneſen nicht ſchlafen; er ruhte nicht, bis ihm ein ähnliches gelindes Märtyrerthum wie ſeinem Vorbilde zu Theil ward. Das Traurigſte iſt, daß dieſer religiöſe Fanatismus auch die nationalen Abneigungen im Poſenſchen aufſtachelt und verſchärft, wie ſich bei den revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 nur zu ſehr gezeigt hat.

In Schleſien war, ſeitdem durch Friedrich der dortige Proteſtantismus von dem ſchweren öſterreichiſchen Drucke befreit war, ein vermöge der höheren Bildung ſehr natürliches Uebergewicht desſelben eingetreten, bei dem ſich die ganze Provinz um ſo wohler befand, da er den Katholiken nirgends zur Laſt fiel. Obſchon nun auch hier mit der Feier des dreihundertjährigen Reformationsjubiläums die Stimmung ſich einigermaßen verändert hatte, meinte man doch, daß die ſchlimmen Folgen der Droſteſchen Wirren Schleſien nicht erreichen und ergreifen würden. Dieſe Hoffnung äußerte unmittelbar nach der Wegführung Droſte's ein höherer Beamter in Breslau in einem Briefe an einen Freund, fügte jedoch hinzu: „Indeß hat man in der Hauptſtadt des Reichs es lange übel empfunden, daß die ſchleſiſchen Katholiken nicht katholiſch genug wären, und es für nöthig gehalten, die Simultanſchulen zu unterdrücken, weil dieſelben den Indifferentismus nährten. Als wenn ein Staat wie der preußiſche mit hierarchiſchen Principien und Geſinnungen ſeine Exiſtenz vereinbaren könnte!“

So ſchrieb vor zwanzig Jahren, als man die heilloſen Folgen des Kölner Ereigniſſes noch nicht entfernt überſehen konnte, ein Mann, dem ſeine proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen weit mehr Hinneigung zum, als Abneigung gegen den Katholicismus vorzuwerfen pflegten, in der Ueberzeugung, daß die Regierung dem extremen Katholicismus die Wege ſelbſt gebahnt hatte.

Ich muß hier beiläufig bemerken, daß die Feindſchaft der Ultramontanen gegen die Simultanſchulen weit weniger aus der Beſorgniß ſtammt, daß ſie religiöſe Gleichgültigkeit verbreiten, als aus der, daß dort Keime des Selbſtdenkens in den Köpfen katholiſcher Schüler Wurzel faſſen möchten. Auch wollen ſie immer nur, daß katholiſche Schüler aus überwiegend evangeliſchen Schulen ausgeſondert werden; evangeliſche Schüler in *ihren* Schulen zu dulden, tragen ſie kein Bedenken.

Jene guten Hoffnungen gingen übrigens leider nicht in Erfüllung. Der Fanatismus loderte in Schleſien heftig auf, heftiger ſelbſt noch, wie es ſcheint, als in der Rheinprovinz. Sie finden darüber merkwürdige Thatſachen in einer kleinen Schrift von E. *Matthäi*, welche 1844 in Leipzig unter dem nicht ganz paſſenden Titel „Rom und die Humanität, oder der gegenwärtige Kampf in Schleſien“ erſchienen iſt. Ein zuſammengedrängtes Bild der dortigen Zuſtände gibt der Verfaſſer gleich in folgenden Eingangsworten: „Der römiſche Kriegsruf, der ſeit den Kölner Ereigniſſen durch ganz Deutſchland erſcholl, fand erſt ſpät in Schleſien lauteren Wiederhall.

Je zerstörender hier früher die Zwietracht gewüthet hatte, desto fester schien jetzt das Band des Friedens. Die Provinz war lange vorzugsweise der Sitz eines freisinnigen Katholicismus. Die edle und milde Persönlichkeit des Bischofs Sedlnitzki repräsentirte diesen in der würdigsten Weise. Nur langsam breiteten die Boten des neuen Fanatismus ihren Einfluß aus. Aber endlich gelang es, jene unbequeme Schranke zu brechen. Man schloß sich immer fester zusammen, man trat immer kecker hervor, man zog besonders die jüngere Geistlichkeit in das Interesse dieser Bewegung. Es wurde zunächst Alles aufgeboten, den Glaubenseifer der katholischen Bevölkerung zu schüren. Man erkannte, daß nichts mehr dazu beigetragen hatte, diesen Eifer zu läutern, als der bisherige brüderliche Verkehr mit den Protestanten. An ihm nahm man vor allem Aergerniß, denn an ihm besonders hatte jener großherzige Sinn sich genährt, der sich allem Menschlichen freundlich zuneigt und es in jeder Form achtet. Dieser Sinn wurde jetzt als hohler Indifferentismus, als verdammenswerthe Lauheit gebrandmarkt. Sondert euch von den Abtrünnigen! Dieß war der Ruf, mit dem man den Bruch in alle Verhältnisse trug. Das Heil der Seele sollte in Gefahr sein, wenn man mit Menschen menschlich verkehrte! Schon in die Gemüther des heranwachsenden Geschlechts pflanzte man Erbitterung und Argwohn. Die gemischten Ehen wurden vor allem das Feld, auf dem die neue Praxis sich in starrer Consequenz geltend machte.

Mit roher Hand griff man in die heiligſten Bande, man trug den Fluch dahin, wo man berufen war, zu ſegnen. Man riß auseinander, was nach göttlichem und menſchlichem Rechte zuſammengehörte, man vergiftete Liebe und Vertrauen, man brachte ängſtliche Gemüther mit ihren nächſten Pflichten in Conflict und raubte ihnen allen Frieden."

Wer Gelegenheit gehabt hat, Schleſien und beſonders die Theile der Provinz, wo eine gemiſchte Bevölkerung lebt, in der jüngſten Zeit kennen zu lernen, wird zugeben müſſen, daß hier nicht mit zu ſchwarzen Farben gemalt iſt.

Es blieb nicht bei Preußen. Weit über ſeine Grenzen hinaus wurde der Ultramontanismus durch den großen am Niederrhein erfochtenen Sieg geſtärkt. Beſonders in Süddeutſchland hob er das Haupt kühn und zuverſichtlich empor. Die Gelegenheit, welche ihm die entſtandene Aufregung darbot, ſeine Geſinnung und ſeine Grundſätze auszubreiten, war zu lockend, als daß ſeine Häupter und Leiter ſie nicht eifrig hätten benutzen ſollen. Leidenſchaft und Schwärmerei unterſcheiden nicht. Man benutzte ſie, um den katholiſchen Intereſſen die ſpecifiſch römiſchen und jeſuitiſchen unterzuſchieben und die Evangeliſchen recht ſchwarz zu malen. Um das katholiſche Volk in dieſem Sinne unabläſſig zu bearbeiten, wurde ein großer litterariſcher Plan entworfen und in den, gleich von 1838 an, in München erſcheinenden „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern für das katholiſche

Deutſchland“ emſig und mit großem Geſchick, der berechneteſten Taktik, ausgeführt. Hier fand ſich eine Verbindung und Verſchmelzung von altklerikaler Zähigkeit und Unverſchämtheit, jeſuitiſcher Süßlichkeit und Verſchlagenheit, hierarchiſcher Anmaßung, überſchwenglichem Curialismus und romantiſcher Phantasmagorie, oft in einem von proteſtantiſcher Bildung und Darſtellungsart entlehnten Gewande, wie ſie Deutſchland noch nicht geſehen hatte. Hier ward bald der geſammte Proteſtantismus für die Behauptungen des Unglaubens und des Pantheismus verantwortlich gemacht, bald wurden ſeine Glieder in Schafe und Böcke geſondert, aber nur um hinzuzufügen, daß man auch mit jenen jedes Bündniß, jedes Zuſammenwirken ablehne. Es war aber nicht genug, die Proteſtanten als glaubenslos und der chriſtlichen Wahrheit widerſtrebend darzuſtellen, auch der Ruhm, den ſie auf anderen Gebieten der Geiſtesthätigkeit davon getragen, ſollte geſchmälert oder ihnen ganz geraubt werden. Ueberall ſollten die Katholiken die Weiſeren, in allen Conflicten die Gerechteren geweſen ſein. Zu dieſem Ende wurde die Behauptung einer fortgehenden ſyſtematiſchen Fälſchung der Geſchichte durch proteſtantiſche Autoren aufgeſtellt — eine unverſchämte Fabel, zu deren Erhärtung die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter ſich ſelbſt grobe Fälſchungen erlaubten. Und doch ſtraft dieſes ſo geräuſchvoll hervortretende Zurückſtoßen proteſtantiſcher Bildung ſich ſelbſt Lügen. Denn die vorzüglichſten dieſer neukatholiſchen Schriftſteller, Möhler

und Döllinger, haben ihre Schreibart wahrlich nicht nach den alten bayerischen Jesuiten gebildet, sondern nach Lessing und anderen Protestanten, deren stilistische Schöpfungskraft mit ihrem protestantischen Geiste eng verknüpft ist.

Man hätte meinen mögen, die preußische Regierung hätte den Dank der Ultramontanen dafür verdient, daß sie einen der Eifrigsten aus ihrer Mitte auf den angesehensten ihrer erzbischöflichen Stühle gesetzt hatte, und die volle Anerkennung der Partei dafür, daß sie bei der Wiederaussöhnung mit der Kirche dasselbe System gewähren ließ, sobald es nur in erträglichen Formen auftreten wollte. Aber weit gefehlt. Die Partei war nicht zu versöhnen, weil sie nicht versöhnt sein wollte. Weil Preußen nicht jedem beliebigen, auch noch so unbegründeten Verlangen der Kirche sofort und ohne Weiteres bereitwilligst entgegenkam, blieb es in der Verdammniß der Historisch-politischen Blätter. Angriffe auf Preußen durch die ganze Stufenleiter von perfiden Verdächtigungen bis zu brutalen Verunglimpfungen blieben ein Lieblingsthema der Zeitschrift, eine besonders pikante Würze der Kost, die sie ihren nach Herabwürdigung der Evangelischen dürstenden Lesern vorsetzte.

Wie weit die Wirkung dieser Anzettelungen und Ränke ging, ist schwer zu sagen; hier und da haben sie unter den katholischen Bewohnern Preußens Unzufriedenheit mit der Regierung gewiß angeregt oder erhalten. Indeß ist doch dabei auch etwas Tröstliches. Wenn

Preußen bei aller seiner Nachgiebigkeit gegen die katholischen Anforderungen fortwährend das Ziel der bittersten, gehässigsten Anfeindungen blieb, so mußte es doch ein Vertreter des Protestantismus sein, den man nicht wenig fürchtete. Eben darum wollte man den Kampf gegen diese erste evangelische Macht des Festlandes nie in Stocken gerathen, nie erkalten lassen, den Gemüthern keine Zeit lassen zur Versöhnung. Es ist auf diesem Gebiete wie auf dem politischen: Preußen kann große Fehler machen, zum Schmerz seiner Freunde, zum Schrecken seiner Schutzbefohlenen, große, mit seiner Bedeutung eng verflochtene Interessen ohne Schirm und Vertretung lassen — in seinem Marke lebt doch das Bewußtsein der Aufgabe, die es zu lösen hat, und die Kraft, die Lösung zu vollbringen. Nur haben die irdischen Dinge ihre Grenzen und ihr Maß, und auch die Dauer der Unthätigkeit muß sie haben. Eine zu lange, zu sorglose Versäumniß kann auch die Kraft im Marke schwächen und es auffressen.

Späterer Zusatz.

Es ist kaum nöthig, ausdrücklich zu sagen, daß es viele Katholiken gab und gibt, welche sich von dem beschriebenen ultramontanen Treiben, seiner Leidenschaft, seiner Verfolgungssucht, seinem Wohlgefallen am Unbeweglichen und Erstarrten, an Verfinsterung und Geistesknechtschaft, mit Unwillen abwandten. Aber wohl thut

es, die Stimmen ſolcher wohlmeinenden und einſichtigen Katholiken zu vernehmen. Sehr intereſſante Betrachtungen und Aeußerungen dieſer Art, zu welchen gerade jene falſchen, damals (und leider ſeitdem fortwährend) mit ſo großer Heftigkeit ſich entladenden Tendenzen Anlaß gaben, finden ſich in den im vorigen Jahre erſchienenen Briefen von J. M. Sailer, M. Diepenbrock u. J. K. Paſſavant.

Wir werden in dieſen Briefen lebhaft erinnert an die Beſtrebungen des ſiebzehnten Jahrhunderts, durch tiefgreifende Reformen in der katholiſchen Kirche den Weg, wo nicht zur Vereinigung, doch zur Eintracht und zu vollkommener Duldung zu finden.

Im Jahre 1840 legt Paſſavant ſeinem Freunde Diepenbrock den Plan zu einer Aenderung der katholiſchen Kirche „in ihrem eigenen Intereſſe“ vor. — Für den Prieſterſtand verlangt er, daß das Cölibat theilweiſe aufgehoben werde, in Bezug auf die Biſchöfe, daß die Gemeinden einen gewiſſen Antheil an ihrer Wahl erhalten, im Betreff des Papſtes, daß ſeine politiſche Gewalt im Kirchenſtaat aufhöre.

Hierauf antwortete Diepenbrock: „Ihre Gedanken von der Entwicklung und Belebung der Kirchenverfaſſung finde ich eben ſo ſchön, licht und klar und in dem Weſen der Sache gegründet, wie die früheren von der Entwicklung der Lehre. Nur auf ſolchem Wege kann Heil kommen für die Geſammtheit, und eine Erhebung und Veredlung der irdiſchen Zuſtände, die denn doch wol

eine durch das Chriſtenthum zu löſende Aufgabe ſein muß; nur in ihr kann das in unſrer merkwürdigen Zeit überall erwachte Drängen, Gähren und Suchen ſein Ziel und ſeine Beruhigung finden. — Freilich hofft die kirchliche Ultrapartei auf dem entgegengeſetzten Wege zum Ziele zu kommen, und die durch die Preußen gegen ihr eigenes Intereſſe hervorgerufene lebhafte Reaction leiſtet jener nicht geringen Vorſchub. Allein ein ſolcher Rückſchritt in der Geſchichte iſt doch wol eine Unmöglichkeit. Das Mittelalter liegt einmal hinter uns, und nur eine fata morgana kann es der lebhaften Phantaſie eines *** und Genoſſen als eine neue Zukunft vorſpiegeln. In allen unbefangen denkenden Menſchen dämmert die Ahnung von der Nothwendigkeit einer Neugeſtaltung der Kirche, und nur die Art und Weiſe wird den Wenigſten ſo klar, wie ſie Ihnen geworden".

Alſo der nachmalige Biſchof von Breslau und Cardinal der römiſchen Kirche, Diepenbrock, urtheilt, daß die preußiſche Regierung durch ihre Schritte eine verderbliche Reaction in der Kirche hervorgerufen hat.

In einem fünf Jahre ſpäter geſchriebenen Briefe bedauert Paſſavant, daß die Beſtrebungen und Anſichten Sailers und ſeiner Freunde keinen dauernden Einfluß in der katholiſchen Kirche ausgeübt haben. „Hätten, ſagt er, dieſe Beſtrebungen beſtimmtere Form und Faſſung erhalten, ſo wäre eine Annäherung der Gemüther auf beiden Seiten zum Vortheil der ganzen Chriſtenheit möglich, ja wahrſcheinlich geweſen. Allein eine andere

Richtung ist seitdem unter den Katholiken, wenn nicht herrschend, doch mächtig geworden, oder hat wenigstens die lautesten und einflußreichsten Organe gefunden. Die Münchner Schule mit ihren politischen Blättern, die große Macht der Jesuiten, die Zerwürfnisse und Gehässigkeiten, die bei gemischten Ehen entstanden und Aehnliches haben viele Protestanten abgeschreckt und eine größere Abneigung nicht gegen die unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche, sondern gegen die Hierarchie und ihre unbedingten Anhänger erzeugt, und jene heilsame Annäherung wenigstens verschoben."

Einundvierzigster Brief.

1858.

Nicht zufällig hatten die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter ihren Sitz in München aufgeſchlagen. Bayern, ſchon im ſechzehnten Jahrhundert, noch mehr ſogar als Oeſterreich, ein heftiger und leidenſchaftlicher Widerſacher und Verfolger der Reformation, hatte dieſe Rolle fortgeſpielt und unter dem überwiegenden Einfluß der Jeſuiten die höhere Bildung und alle freie Geiſtesentwickelung von ſich fern gehalten. Als die unabweisbaren Forderungen des modernen Staats Verbreitung der Bildung, und die vielen proteſtantiſchen Einwohner, die dem Staate zugefallen waren, Duldung nöthig machten, war es beſſer geworden. Wir haben aber ſchon geſehen, welche Kämpfe Rom und der mit ihm verbündete Obſcurantismus der freiſinnigen Richtung bereiteten.

Das verhängnißvolle Jahr 1838 wurde auch hier entſcheidend. Recht, als ob es dazu beſtimmt ſei, die Wünſche und die Sehnſucht der heißblütigen Klerikalen nicht nur in der Theorie — dieß war die Aufgabe der

Hiſtoriſch-politiſchen Blätter — ſondern auch in der Praxis zu befriedigen, wurde in dieſem Jahre das Abelſche Miniſterium eingeſetzt, und neun Jahre hindurch machte es ſeine reactionär-ultramontanen Grundſätze geltend, ohne einen anderen Widerſtand zu finden, als die Worte und Klagen einer zu Boden geworfenen Oppoſition. Es iſt traurig genug, daß es ſeinen Sturz und ſein Ende durch den weltbekannten Einfluß fand, dem es in einer Weiſe entgegentrat, welche faſt die einzige Ehre ſeiner Verwaltung bildet; aber es war hohe Zeit, daß es ſein Ende fand. Es gibt luftreinigende Erſcheinungen, an ſich recht ſchlimmer Natur, aber wenn ſie vorüber ſind, kümmert man ſich nicht mehr um ſie: es bleibt nur das beruhigende Gefühl, daß die Reinigung der Luft bewerkſtelligt iſt.

Das Abelſche Miniſterium glaubte ſeine abſolutiſtiſchen Abſichten im Staate am ſicherſten durchſetzen zu können, wenn es mit den kirchlichen, welche die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter vertraten, Hand in Hand ginge. Dieſe ſind keine anderen, als die der Jeſuiten, nur mit einigen vornehmen Redensarten verbrämt. Innerhalb der Kirche ſelbſt wird dem Papſte nicht nur eine monarchiſche Gewalt zugeſtanden, ſondern eine unumſchränkt monarchiſche; mit dem Verhältniſſe der Kirche zum Staate ſteht die Sache etwas zweideutig. Denn auf der einen Seite will die Partei Kirche und Staat ſcharf getrennt wiſſen; dieſer ſoll auf jene nicht den mindeſten Einfluß üben, ihr auf ihrem Gebiet, welches denn natürlich mög-

lichſt weit ausgedehnt wird und ſo ziemlich den ganzen Bereich der Intelligenz umfaßt, völlig freie Hand laſſen und ſich keine Art von Einmiſchung geſtatten. So weit wären beide Gewalten, die geiſtliche und die weltliche, gleichgeſtellt. Auf der andern Seite aber wird der Geiſt als ein den Leib regierender betrachtet, und wenn das ganze Gebiet der Intelligenz in der That der Kirche anheimfällt, ſo folgt nichts natürlicher, als daß der Staat ſich der Kirche und namentlich deren Haupt, dem Papſte, in allen Stücken unterordnet, wodurch dann dem Dualismus ein Ende gemacht, und die Einheit nicht bloß in der Kirche, ſondern in jedem irdiſchen Regiment hergeſtellt iſt, wie es Gregor VII. und die kühnſten ſeiner Nachfolger angeſtrebt und ſchon ſo wichtige Schritte zur Erreichung des großen Ziels gethan hatten. Die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter ſchreckten auch vor dieſer Conſequenz nicht zurück, ſie gaben nicht undeutlich zu verſtehen, daß auch die heutigen Staaten dieſem Ziele zuſtreben müßten. Wie weit der Miniſter Abel Luſt gehabt haben würde, der Partei auf dieſem Wege bis zur äußerſten Spitze zu folgen, läßt ſich nicht ſagen, da er geſtürzt wurde, als man noch weit von dem Punkte entfernt war, wo die Frage klar und ſcharf geſtellt und praktiſch gelöſ't werden konnte. Sonſt aber förderte er die Zwecke der Partei mit dem thätigſten Eifer, wie denn allein im erſten Jahre ſeiner Verwaltung in Bayern zwanzig neue Klöſter entſtanden. Die Wiederherſtellung der Klöſter, hieß es, ſei in der ſturmbewegten Zeit der einzige Anker der Regierung und der Religion.

Beſonders lieh Abel der Partei auch den kräftigſten, ja einen leidenſchaftlichen Beiſtand in der Anfeindung und Verfolgung des evangeliſchen Glaubens. Der Proteſtantismus iſt ein Gegner, deſſen bloßes Daſein den Fanatismus des großen Haufens wach erhalten und ihn unter dem Banner der Kirche ſcharen kann; darum liebt der Ultramontanismus paritätiſche Länder vorzugsweiſe als Schauplätze für ſeine Wirkſamkeit. Die römiſche Kirche hatte ja die Grundſätze, nach welchen der Proteſtantismus, wenn ſie freie Hand hat, behandelt werden muß, nie aufgegeben. Hatte doch noch 1805 der Nuntius in Wien eine Inſtruction erhalten, welche, indem ſie bitter klagt, daß neuerdings in Deutſchland Kirchengüter ketzeriſchen Fürſten zugetheilt worden ſeien, daran erinnert, daß nach dem päpſtlichen Recht vielmehr umgekehrt die Ketzer mit der Strafe der Gütereinziehung zu belegen wären, was freilich jetzt für den Augenblick nicht in Ausübung zu bringen ſei; ja, es ſei nicht einmal nützlich, dieſe heiligſten Grundſätze gerechter Strenge gegen die Abtrünnigen ins Gedächtniß zurückzurufen, aber nur darum nicht, weil die Braut Jeſu Chriſti jetzt in ſo große Erniedrigung gerathen ſei. Welche logiſche Schlußfolge lag da näher als die, daß in dem Maße, wie dieſe Erniedrigung gehoben würde, die Rückſichten, welche den gegen die Ketzer immer erhobenen Arm der Strafe hemmen, auch allmählich verſchwinden müßten? Bis zur Einziehung aller Güter der Ketzer war freilich noch weit hin, andere Bedrängungen ließen ſich indeß immerhin üben. Die

Hiſtoriſch-politiſchen Blätter griffen die Sache auch von einer andern Seite an. „Nur zwiſchen dem Radicalismus und der Kirche — behaupteten ſie — iſt jetzt die Frage; in dieſen beiden Kategorien gehen jetzt alle Parteien auf.“ Da nun die Proteſtanten nicht in die Kategorie der Kirche fallen, ſo ſind ſie nothwendig Radicale, d. h. politiſch höchſt gefährliche Menſchen, deren freie Bewegung, deren Bewußtſein rechtlicher Gleichſtellung mit den Katholiken niederzudrücken, der Staat in jedem Falle ſehr weiſe thut.

Aus dieſer Quelle floß Alles, was gegen die Proteſtanten geſchah, durch Verachtung nicht nur der Forderungen der Vernunft und der Duldung, ſondern auch der ihnen in der Verfaſſung verbürgten Rechte. Daher die Verletzung der Befugniſſe der General-Synoden; daher die äußerſt erſchwerte oder ganz verhinderte Gründung neuer proteſtantiſcher Gemeinden und Kirchen, im ſchreienden Gegenſatz zur Errichtung der ſich immer mehr häufenden Klöſter; daher der die Gewiſſen höchlich beſchwerende Befehl, daß auch die evangeliſchen Soldaten im Dienſt ſich vor der geweihten Hoſtie auf die Kniee werfen ſollten; daher die heftigen Anfeindungen der Reformation in der Preſſe und die roheſten Beſchimpfungen derſelben auf den Kanzeln zur Verhetzung des Volks. Alles dieſes aber wurde noch überboten durch die Schritte, welche gegen den Guſtav-Adolph-Verein geſchahen. Eine Verordnung vom 10. Februar 1844 verbot „jede Theilnahme und jeden Verkehr mit der Guſtav-Adolph-Stiftung

von Seiten bayerischer Unterthanen, sowie jede Annahme einer Gabe von diesem Verein, unter was immer für einer Form sie geschehen möge." Was würde man von einem Hausvater denken, der den Seinen kein Brod reicht und ihnen zugleich verbietet, es aus der Hand Derer anzunehmen, die sich ihrer mild erbarmen? Aber es geschah noch Schlimmeres. Vier Tage später erklärte sich Friedrich Wilhelm iV. zum Protector der Gustav-Adolph-Stiftung in seinem Reiche, unter ausdrücklicher Hervorhebung fortdauernder Verbindung mit der Stiftungsdirection in Leipzig. Zugleich aber zeigte sich die außerordentliche Rücksicht, mit der man es in Preußen nur zu sorgfältig vermied, den Katholiken zu einer Regung von Empfindlichkeit Anlaß zu geben, in einem Rundschreiben des Cultusministers Eichhorn an die katholischen Bischöfe des Reichs, worin versichert wurde, daß der Verein keinen andern Zweck habe, als die Noth der Glaubensgenossen, die der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, zu heben, und daß daher durchaus kein Grund vorhanden sei zu der Besorgniß, „als könnten oder sollten die Vereine irgendwie die Interessen der katholischen Kirche beeinträchtigen oder verletzen".

Nichts desto weniger erschien den 21. März in der Augsburger allgemeinen Zeitung ein „aus Bayern" überschriebener wortreicher Artikel, der einen halbofficiellen Charakter an der Stirn trug, in welchem man, um das bayerische Verbot zu erklären, sich nicht entblödete, den Verein in heftigen Ausdrücken revolutionärer, demokra-

tiſcher, radicaler Abſichten anzuklagen, welcher die Unterthanen anderer Staaten an ſich locke und ſich ſogar nicht einmal die Mühe nehme, ſeine demokratiſchen Neben- oder vielmehr Hauptzwecke zu verbergen. Und worauf gründete man dieſe ſchweren Beſchuldigungen? Darauf, daß auf einer nicht lange vorher zu Halle gehaltenen Verſammlung von Vereinsmitgliedern der Verein bezeichnet worden war als eine „Vertretung der Rechte und Intereſſen des Proteſtantismus gegenüber der katholiſchen Kirche, der von dem ehemaligen corpus evangelicorum nur dadurch ſich unterſcheiden ſolle, daß er nicht mehr in der Vereinigung der Fürſten und ihrer Geſandten, ſondern der Völker beſtehe". Dieß nennt der Artikel eine Theorie, die den Carbonarismus unter der Maske der Religion einführe. Nun wahrlich! Wenn das Gefühl, der katholiſchen Kirche gegenüber gleichfalls als eine Kirche dazuſtehen, wenn das Bewußtſein der Befugniß aller Proteſtanten, ſich zu vereinen zum Schutz der Intereſſen dieſer Kirche — wenn das Carbonarismus iſt, dann kann von dem Proteſtanten als einem guten Bürger gefordert werden, daß er ſich als ein Glied einer ausgeſtoßenen Secte erkenne, und als ein vereinzeltes, dem nicht geſtattet ſei, ſich mit ſeinen Brüdern zu gemeinſchaftlichen ſittlichen und religiöſen Zwecken zu verbinden. Zu geſchweigen, daß man in München recht gut wußte, wie weit die Praxis des Guſtav-Adolph-Vereins entfernt war von einer Stellvertretung des corpus evangelicorum, daß ſie ſich vielmehr

beſchränkte auf die Uebung einer großartigen, aber höchſt beſcheidenen, in die gegenſeitige Stellung der Confeſſionen auf keine Weiſe eingreifenden Privatwohlthätigkeit zur Linderung der Noth verlaſſener Brüder, die, freilich nicht in carbonariſtiſcher, aber in einer um kein Haar beſſeren Abſicht, ohne die Mittel gelaſſen wurden, ihre kirchlichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Es iſt ſehr natürlich, daß man warm wird, wenn man von Neuem an dieſe Dinge denkt. Erſt vierzehn Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ein bayeriſches Miniſterium geglaubt hat, dem Proteſtantismus ſolche Anklagen ins Geſicht ſchleudern zu dürfen; jetzt weht dort der Wind aus einer anderen Himmelsgegend, wer aber kann wiſſen, wie bald er ſich wieder dreht?

Jene ängſtlich beſcheidene Schutzrede des preußiſchen Cultusminiſters war alſo nicht im Stande geweſen, den Ingrimm der Münchener Widerſacher Preußens zu entwaffnen. Der auf den Verein Schmach ſchüttende Artikel der Allgemeinen Zeitung ſteht gar nicht allein da. Indem das bayeriſche Miniſterium die proteſtantiſche Preſſe unter der ſtrengſten Cenſur hielt, den Hiſtoriſch-politiſchen Blättern aber alle ihre Ausſchweifungen nachſah und ihnen offenkundige Protection gewährte, nahm es ſelbſt Theil an den ſteten Angriffen derſelben auf die Evangeliſchen und namentlich auf Preußen.

Wenn das Miniſterium eines katholiſchen Hofes den Guſtav-Adolph-Verein revolutionärer Abſichten beſchuldigt hatte, ſo traf dieß auch die Fürſten, die ſeine

Mitglieder waren, und man hätte erwarten müſſen, daß in deren Namen eine ſolche Ungebühr in ihre Schranken gewieſen werden würde. Aber nichts dergleichen ließ ſich vernehmen. Da war, wie der Prophet von Vögeln ſagt, deren Neſt genommen iſt, keiner, der die Flügel regte und den Mund aufſperrte und zirpte.

Es iſt höchſt bezeichnend für die Stellung, welche damals in Deutſchland Ultramontanismus und Proteſtantismus einander gegenüber eingenommen hatten: jener ſchritt ſiegesſtolz und rückſichtslos voran, dieſer wich zaghaft und ſchüchtern zurück.

Anders ſtanden die Dinge in Oeſterreich. Auf die Verhältniſſe in dieſem weiten Reiche hatte der große Sieg, den der Ultramontanismus durch das Scheinmärtyrerthum Droſte's davon trug, wenig oder gar keinen Einfluß. Die katholiſche Kirche hat da zu feſte Wurzeln, als daß ſie einer Kräftigung aus anderen deutſchen Gegenden bedürfte; auch ſind ſolche Einflüſſe in Oeſterreich ſchon darum von keiner großen Bedeutung, weil es den deutſchen geiſtigen Bewegungen zu fern ſteht. Für die hochfliegenden Münchener Pläne aber, an jene Kataſtrophe eine volle Abhängigkeit des Staats von der Kirche zu knüpfen, war dort vollends kein Boden, weil die leitenden Staatsmänner des Kaiſerſtaats es damals noch unerträglich fanden, den Klerus auf dem Wege zur Herrſchaft über ihr eigenes Gebiet zu ſehen. In dem vollen Beſitz desſelben ſuchten ſie ſich mit allem Ernſt zu erhalten.

Indeß liegen in dem Einfluß der Jesuiten sehr bedeutende Keime zu einer solchen Herrschaft, und es versteht sich von selbst, daß es der Orden nicht unterlassen haben wird, ein Hauptaugenmerk zu richten auf einen so mächtigen katholischen Staat wie Oesterreich, wo er bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein so viele Siege gefeiert, in das Staatsgetriebe so mächtig eingegriffen hatte. Aber die päpstliche Wiederherstellung war noch nicht die staatliche Wiedereinsetzung in seine alten Befugnisse, nicht einmal in das Recht der Existenz als geistliche Körperschaft. Dieses Ziel zu erreichen, trachtete daher der Orden mit Aufwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel, in deren Wahl er bekanntlich nicht sehr streng ist, und kein geringer Theil des ganzen zukünftigen Verhältnisses von Staat und Kirche in dem großen Reiche hing von dem Erfolge dieses Strebens der Jesuiten ab. Bis die Frage zu ihren Gunsten gelöst war, hatten sie als Meister aller Schlauheit längst ein wohlersonnenes Auskunftsmittel in Wirksamkeit gesetzt. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte ein von einem Neapolitaner, Liguori, gestifteter neuer geistlicher Orden die päpstliche Bestätigung erhalten. Diese Ordensbrüder führten von ihrem Begründer den Namen der Liguorianer oder auch den der Redemtoristen. Ihre Einrichtungen, Lebensweise, Grundsätze, Zwecke hatten die entschiedenste Aehnlichkeit mit denen der Jesuiten, sie konnten als eine Abzweigung derselben gelten, und wenn über die Jesuiten einmal ein Sturm losbrach, war der

Orden der Liguorianer ein, wie faſt zu einem ſolchen Zwecke gegründeter, Zufluchtsort, in dem Perſonen und Grundſätze in der bequemſten und ſicherſten Weiſe geborgen und für beſſere Zeiten aufbewahrt werden konnten. So geſchah es denn auch. Als Clemens XIV. den Sturm hinfahren ließ über die Geſellſchaft Jeſu, traten viele ihrer Glieder unter die Liguorianer und trugen dadurch in dieſen Orden was von ihrem Weſen und ihrer Form noch fehlte vollends ſo hinein, daß um die Zeit der großen Wiederherſtellung der Jeſuiten durch Pius VII. beide Geſellſchaften als verſchmolzen zu betrachten waren. Dennoch hielt man es für angemeſſen, einen Theil der Loyoliten unter jenem anderen Namen fortbeſtehen zu laſſen. Und die Klugheit dieſer Maßregel bewährte ſich in Bezug auf Oeſterreich vollkommen. Denn die Jeſuiten hatten einerſeits allerdings eine ſehr bedeutende Gönnerſchaft, andererſeits aber auch einflußreiche Gegner. Zu dieſen gehörte lange Metternich; nur ſehr allmählich gab er dem Andringen der Freunde der Jeſuiten nach. Dieſe mußten ſich gefallen laſſen, Schritt vor Schritt vorzudringen. Zuerſt wurden ſie in Wien ſelbſt unter dem Namen der Liguorianer zugelaſſen, dann geſtattete man ihnen in Galizien, Tirol, Oberöſterreich und Steiermark, ſich unter ihrem wahren Namen anzuſiedeln *). Beſonders ließen ſie es ſich

*) Einige nähere Umſtände, welche den merkwürdigen Kampf unter den verſchiedenen Gewalten und Einflüſſen am Wiener Hofe über die Jeſuiten betreffen, finden ſich in den 1859 erſchienenen,

angelegen ſein, Schul- und Erziehungsanſtalten zu gründen, wonach ſie ja immer und überall mit dem größten Eifer geſtrebt haben.

---

an neuen Aufſchlüſſen reichen „Zeitgenöſſiſchen Geſchichten“ von Prof. A. Schmidt, jetzt in Jena. Dieſer Darſtellung zufolge war anfangs Kaiſer Franz I., wie ſehr auch ſonſt für Begünſtigungen der Kirche geſtimmt, den Jeſuiten perſönlich eben ſo abgeneigt wie Metternich, der ſie als eine unter Umſtänden gefährliche Macht, im gelindeſten Falle als ein läſtiges und doch entbehrliches Werkzeug betrachtete. Da griff die Macht der Frauen ein. Die Kaiſerin Karoline Auguſte, als bayeriſche Prinzeſſin von hochkatholiſcher Frömmigkeit, in Wien von den eifrigſten Anhängern des Ordens umlagert und abgerichtet, trug weſentlich dazu bei, ihren Gemahl umzuſtimmen. Unmerklich ließ ſich dieſer unter eine Leitung drängen, die er nicht gewollt hatte. So begannen die Jeſuiten 1820, ſich einzuniſten. Der Kaiſer ſelbſt wurde anfangs durch den Namen der Liguorianer getäuſcht. Zwei Jahre nachher, als die Jeſuiten ſich durch ihre Umtriebe und Schleichereien äußerſt verhaßt gemacht hatten, ſchien das Rad ſich wieder zu drehen; ſelbſt Metternich glaubte einen Augenblick ihrer Wiederausweiſung ſicher zu ſein. Aber es wurde nichts, Franz war ſchon zu ſehr in den Netzen ihrer Gönner, und als 1824 die Schweſter der Kaiſerin mit einem Sohne des Kaiſers vermählt wurde, war der Triumph des Ordens geſichert. Dieſe Frau, die Erzherzogin Sophie, war eine höchſt thätige Beſchützerin und in Kurzem die maßgebende Leiterin aller kirchlichen und ultramontanen Bewegungen. Metternich hielt es für gerathen, dem Zwieſpalt mit ſo mächtigen Gönnerinnen aus dem Wege zu gehen und ſich über dieſe Angelegenheit mehr und mehr in eine paſſive Stellung zurückzuziehen. Und nach der Julirevolution, wo er ſich ängſtlich nach Mitteln und Werkzeugen umſah, den nationalen und freiheitlichen

Die Zugeſtändniſſe, welche die Regierung dem Orden machte, und die Verbreitung ſeines Geiſtes mußten die Hoffnungen öſterreichiſcher Proteſtanten auf eine Verbeſſerung ihrer Lage nicht wenig herabſtimmen. Ihr Zuſtand war traurig genug. Das Geſetz des Deutſchen Bundes, welches den großen chriſtlichen Religionsparteien überall gleiche Rechte verleiht, ſchien nur für die übrigen Bundesſtaaten bindend zu ſein, für Oeſterreich war es ſo gut wie nicht vorhanden. Dort waren und blieben die Evangeliſchen nur geduldete Secten, und ſelbſt dieß waren ſie nicht einmal in allen Provinzen. Beſonders gefiel man ſich darin, die Vorurtheile der Tiroler gegen Ketzer, vielleicht als Lohn für ihre beſondere Treue gegen das Regentenhaus, in Schutz zu nehmen, und ſie vor der in ketzeriſcher Luft liegenden Anſteckung zu bewahren. Darum blieb die Regierung taub für die Bitten der Evangeliſchen im Zillerthal um freie Religionsübung; nichts gewährte ſie ihnen als die Erlaubniß auszuwandern. Wenn man ſonſt hier und da in Tirol einigen

---

Regungen, zumal in Italien und in Galizien, entgegenzuarbeiten. gab er ſeinen Widerſtand gegen den Orden noch mehr auf. Er begnügte ſich, neuen demſelben gemachten Zugeſtändniſſen Grenzen anzuweiſen, Bedingungen und Beſchränkungen hinzuzufügen. Beſonders ließ er es ſich angelegen ſein, einer förmlichen allgemeinen und vollſtändigen Wiederherſtellung des Ordens entgegenzuwirken, was ihm denn auch mit Hülfe des ihm hierin gleichgeſinnten Grafen Kolowrat für die Dauer ſeiner Verwaltung glücklich gelang. (Spätterer Zuſatz.)

Protestanten den Aufenthalt gestattete, so versagte man ihnen doch die Erwerbung von Grundstücken, und ist in dieser Versagung beharrlich geblieben bis auf den heutigen Tag.

Man schien in Oesterreich mit den Evangelischen um so weniger Umstände zu machen, da man sie als Leute betrachtete, die durch das reichlich angewandte Mittel von Beschränkungen und Zurücksetzungen immer mehr zusammenschmelzen und mit der Zeit verschwinden mußten. Ganz richtig sagt die überhaupt sehr lesenswerthe 1852 zu Göttingen erschienene Schrift „Die Politik des Hauses Oesterreich Deutschland und dem Protestantismus gegenüber“: „Der Protestantismus sollte allmählich auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden. Wenn ihm alle Mittel genommen wurden, sich fortzupflanzen durch gemischte Ehen und auch materiell durch dieselben sich zu consolidiren, wenn seine baufälligen Bethäuser von Holz zusammenstürzten, wenn er abgesperrt wurde von der Verbindung und Unterstützung der evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland, dann mußten die viertehalb Millionen Protestanten im österreichischen Kaiserstaat doch allmählich sich verlieren, oder mußten wenigstens auf unbedeutende Bruchtheile zusammenschmelzen, außer wo sie etwa unschädlich, in Gebirgen eingeschlossen, in einiger Masse vorhanden, aber ohne Einfluß auf das Ganze, den Staat, waren, wie die Sachsen in Siebenbürgen. Viele Uebertritte, die geschahen, deren man sich als ein Zeichen des wachsenden Uebergewichts der römi-

ſchen Kirche rühmte, ſchienen dieſe Erwartungen vollkommen zu rechtfertigen."

Der Verfaſſer des viel geleſenen Buches „Geneſis der Revolution in Oeſterreich im Jahr 1848" glaubt die Grundloſigkeit der Klagen über Zurückſetzung der Proteſtanten darzuthun durch Hinweiſung auf Katholiken, die zu anſehnlichen Stellen gelangten, namentlich auf zwei, die ſich zu Hofkammerpräſidenten und zum Freiherrnſtande emporgeſchwungen. Aber damit widerlegt er nichts. Die Evangeliſchen haben nun einmal im Verhältniß zu ihrer Zahl ein gewiſſes Uebergewicht an guten Köpfen, an Männern von Kenntniſſen, Einſicht und Geſchäftsgewandtheit. Warum ſollte man ſie im höheren Staatsdienſt nicht anſtellen, wenn es im Augenblick an gleich brauchbaren Beamten katholiſchen Bekenntniſſes fehlte? Was ſie leiſteten, kam ja doch weit mehr den Katholiken als den Proteſtanten zu Statten, und daß man nur ihren Fähigkeiten, nicht ihrem religiöſen Bekenntniß die ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren ließ, geht daraus klar hervor, daß durch die Dienſte, die ſie leiſteten, die Lage ihrer nicht aus dem Staube gezogenen Glaubensgenoſſen um nichts gebeſſert wurde.

So war denn das ganze Daſein der Proteſtanten in Oeſterreich ein kümmerliches, und wenn ihr Zuſtand ein leidlicher war, ſo war er es weit mehr vermöge einer Duldung, welche ihnen die Regierung als eine Wohlthat angedeihen ließ, als vermöge eines ihnen zukommenden Rechts. Beſtand ja doch die ganze evange-

liſche Bevölkerung der Habsburgiſch-Lothringiſchen Staaten nur aus Trümmern aus dem großen Schiffbruche, den ihr dort einſt ſo mächtig und ſtolz daſtehendes Bekenntniß erlitten hatte durch die Gewaltthaten des zweiten Ferdinand und ſeiner Nachfolger. Solche Trümmer in vollſter Unterordnung zu erhalten, wurde dem Ultramontanismus nicht ſchwer. Dagegen koſtete es ihm in Ländern, wo die Bekenntniſſe ſich an Anhängerzahl ungefähr gleich ſtehen, oder wo der Proteſtantismus überwiegt, weit mehr Mühe und Anſtrengung, ſein Anſehen zu erhöhen, oder auch nur zu erhalten. Da ſind Umtriebe und Ränke erforderlich; da ſind ihm Eintracht und Frieden unter den Bekenntniſſen beſonders verhaßt, ſchon darum, weil ſie die Katholiken in Gemeinſchaft bringen mit Richtungen und Intereſſen, die ihren Blick ablenken vom römiſchen Papſtthum, in dem ſie ja doch die ſie wahrhaft regierende Macht erkennen ſollen. Und wo der Ultramontanismus die Verhältniſſe dazu geeignet findet, begnügt er ſich nicht, die beſtehende Spaltung zu erhalten; er ſäet gefliſſentlich Unfrieden.

Solche Zwecke verfolgte er auch in der Schweiz, nur nach der eigenthümlichen Staatsform dieſes Landes beſonders modificirt. Die Jeſuiten traten in Freiburg, Wallis, Schwyz und Luzern auf und entwickelten die rüſtigſte Thätigkeit. Der Jeſuitismus iſt immer ſchon ſeiner Natur nach antinational; denn in dem römiſchen Univerſalismus, den er anſtrebt, müſſen die nationalen Intereſſen ſich auflöſen; und wenn zugleich damit die

frische Lebenskraft der Völker verloren geht, ist es deste besser; sie beugen sich dann um so williger dem Gebot der fremden Autorität, der blindlings zu folgen nach der Jesuitenlehre das höchste Heil der Menschheit ist. In der Schweiz aber war diese Richtung noch in einem andern Sinn antinational. Denn dort war es das Streben aller nicht von einem engherzigen Partienlarismus beherrschten Patrioten, das lockere Band zwischen den einzelnen Cantonen fester zu ziehen, damit größere politische Einheit in einem wahren Bundesstaate die Kräfte der Schweiz nach innen frei entwickeln, nach außen Achtung gebietend wirken lassen könne. Das war nun freilich ganz gegen den Sinn und die Zwecke der Jesuiten. Die Durchführung einer solchen Absicht konnte nicht ihnen, sie mußte Denen frommen, welche mit gerechter Besorgniß auf ihr Streben blickten, die freien Regungen des Geistes zu ersticken. So verschlang sich in der Schweiz mehr als sonst wo der Ultramontanismus in der Religion mit dem Particularismus im Staate, und erzeugte den Sonderbund. Da dieser aber in dem Kampfe, den seine Bildung hervorrief, erlag, erlitten auch seine religiösen Tendenzen eine empfindliche Niederlage, obschon sie sich hier und da noch stark genug bemerkbar machten.

Und so hätten wir denn in den siegreichen Erfolgen der Jesuitengegner in der Schweiz endlich einmal ein Gegenbild der Erscheinung, die wir sonst überall bitter zu beklagen haben. Andererseits zeigte sich aber auch

hier, wie ſehr in dem ſeit der Wiedergeburt Europa's verfloſſenen Menſchenalter dem Ultramontanismus die Schwingen gewachſen waren, und beſonders auch, wie viele Stärkung ihm zugefloſſen war durch das entgegengeſetzte Extrem des Ultraliberalismus. Die Beſorgniß vor deſſen auflöſender, alles Poſitive unterwühlender Richtung, welche die Schweiz ſchon zu beſchreiten ſchien, bewirkte, daß manche ſehr wohlmeinende und redliche, aber allzu conſervativ geſinnte proteſtantiſche Schweizer ſelbſt zu dem Wunſche einer gewiſſen, wenn auch ſehr begrenzten, Befeſtigung der Jeſuiten hinneigten, und die politiſche Furcht, daß eine bis auf den Grund gehende Verfaſſungsänderung der Schweiz bedenkliche Folgen auch für die angrenzenden Staaten nach ſich ziehen könnte, war ſo groß, daß die europäiſchen Großmächte eine Zeitlang für den Sonderbund Partei nahmen, und wenig fehlte, ſo hätten die Jeſuiten den außerordentlichen Triumph erlebt, eine proteſtantiſche Großmacht für ſich und ihre Zwecke in Waffen zu ſehen.

Zweiundvierzigster Brief.

1858.

Nicht bloß in den meisten Staaten des europäischen Festlandes schritt der Ultramontanismus fort von Siege zu Siege.

Daß die 1829 erfolgte Emancipation der Katholiken in Großbritannien und Irland eine eben so sehr von der Gerechtigkeit wie von der Klugheit gebotene Maßregel war, wird sich nicht bestreiten lassen. Aber ein Unglück muß man es doch nennen, daß sie einer Religionspartei zu Statten kam, deren Häupter — zufolge ihrer im letzten Menschenalter mit neuer Stärke auftretenden Herrschsucht und Unduldsamkeit — mit den Evangelischen in Frieden nicht leben können noch wollen, die ihnen auf alle Weise Abbruch zu thun bestrebt sind, und die mit ihren religiösen Zwecken immer auch politische verbinden, welche den protestantischen Staaten nicht mindere Gefahr bereiten, als jene Zwecke den Religionsgesellschaften.

Als die Emancipation im Parlament nahe bevor-

ſtand, äußerte die gewichtigſten Bedenken darüber ein Mann, der als ein warmer Anhänger des Duldungsprincips im ausgedehnteſten Sinne von einſeitiger Vorliebe für das proteſtantiſche Kirchenthum gewiß ſo entfernt war, wie irgend Jemand — Goethe. An ſeinem Tiſche, erzählt Eckermann, wurde die Bemerkung gemacht, das Parlament werde die Sache ſo verklauſuliren, daß dieſer Schritt auf keine Weiſe für England gefährlich werden könne, worauf Goethe erwiderte: „Bei den Katholiken ſind alle Vorſichtsmaßregeln unnütz. Der päpſtliche Stuhl hat Intereſſen, woran wir nicht denken, und Mittel, ſie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen laſſen, daß, wenn der erſte Kopf eines bedeutenden Proteſtanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge.“ Und einige Tage nachher äußerte er über denſelben Gegenſtand: „Den Katholiken iſt gar nicht zu trauen. Man ſieht, welchen ſchlimmen Stand die zwei Millionen Proteſtanten gegen die Uebermacht der fünf Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme proteſtantiſche Pächter gedrückt, chicanirt und gequält wurden, die von katholiſchen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen ſich unter ſich nicht, aber ſie halten immer zuſammen, wenn es gegen einen Proteſtanten geht. Sie ſind einer Meute Hunde gleich, die ſich unter einander beißen, aber ſobald ſich

ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen."

Wirklich traten genug Verlegenheiten und Gefahren im Gefolge der Maßregel ein, wenn auch nicht in der Art, wie Goethe sie sich gedacht hatte. Für O'Connell war ja die Emancipation nichts als eine Vorstufe für die Auflösung der Union der beiden Reiche, die er mit unermüdlicher Rüstigkeit betrieb. Und hinter dieser lag wiederum unverkennbar die Absicht, Irland von England völlig loszureißen, worauf denn, wenn auch vielleicht nicht der berühmte Agitator selbst, doch gewiß die heißen Köpfe unter seinen Anhängern, die Jesuiten und Jesuitengenossen, weiter die Hoffnung bauten, Irland zu einem steten Angriffspunkt auf England und damit auf den Protestantismus in einem seiner Hauptsitze zu machen. Diese ausschweifenden Hoffnungen theilten daher auch die deutschen Ultramontanen; mit einer an Trunkenheit grenzenden Begeisterung sangen sie das Lob des großen Aufregers und Befreiers.

Um dieselbe Zeit wurde England von einer anderen Krankheit heimgesucht, die unter einem dürftigen Anschein von protestantischer Hautfarbe den Katholicismus in ihrem Innern barg. Diese schleichende, aber schlimme Verheerungen anrichtende Krankheit ist der Puseyismus. Es war ein alter Schaden der anglicanischen Kirche, daß sie sich gegen den Puritanismus zu verschanzen suchte durch Befestigungen, hergenommen aus der Tradition der römischen Kirche und deren Autorität. Da-

durch blieb ein gewiſſes Element der Verwandtſchaft mit Rom in ihr haften, welches beſonders in der letzten Zeit der Eliſabeth durch die Lehre von einem beſonderen göttlichen Rechte der Biſchöfe an Stärke ſehr gewann, ein Element, bei dem die Stuartſchen Tendenzen und Wünſche den Anglicanismus faſſen zu können glaubten, um ihn ganz herüberzuziehen. Nie hatte aber Jemand gewagt, durch Aufgeben der meiſten und wichtigſten Lehren, welche den Proteſtantismus von der römiſchen Kirche trennen, ſich dieſer ſo weit zu nähern, wie es Puſey that. Es trennte ihn von Rom nur noch ein ſchmaler Graben, über den man mit wenig Muth und ohne ſonderliche Gewiſſensſcrupel leicht hinwegſetzen konnte. Mag Puſey in der That ſo bornirt ehrlich geweſen ſein, zu wähnen, man könne diesſeits des Grabens ſtehen bleiben und ſich dort dauernd behaupten; Diejenigen, die nicht ſo dachten, ſondern meinten, der letzte Sprung ſei eine nothwendige Folge aller vorher gethanen Schritte, waren mindeſtens eben ſo ehrlich wie er und ungleich conſequenter. Sie wiſſen, wie zahlreich die Uebertritte waren, wie Oxforder Geiſtliche, Gelehrte, Hochadeliche voranſchritten und viele Andere folgten. Nach Tauſenden zählte der Katholicismus ſeinen jährlichen Gewinn: ſchon ſah er die Zeit nahe, wo die anglicaniſche Kirche völlig verſchwunden ſein, ein kleiner Theil allenfalls ſich zu den Diſſenters geflüchtet, der allergrößte und anſehnlichſte aber ſeinen pomphaften Einzug in die Hallen Roms gehalten haben würde. Viele wurden durch die

Zahl und Bedeutung der Abfälle gewiß beunruhigt und erſchreckt, aber das Ungenügende, Lahme und Matte der Maßregeln gegen die Befeſtigung und Ausbreitung des Puſeyismus zeigt, daß die Stimmung der Nation und namentlich der höheren Stände eine ziemlich gleichgültige war. Der Aberwitz und die Geſpenſterfurcht, zu welcher der Glaube an die ſogenannte papiſtiſche Verſchwörung unter Karl II. die Engländer führte und die ſcheußlichen Juſtizmorde in ihrem Gefolge ſind gewiß traurig und höchſt beklagenswerth, aber nicht minder beklagenswerth iſt das andere Extrem, jene an Gleichgültigkeit grenzende Stimmung der meiſt den höheren Ständen angehörenden Engländer unſerer Tage bei den puſeyitiſchen Annäherungen an Roms Lehren und Gebräuche. Etwas mehr oder weniger Uebereinſtimmung mit der alten Kirche in den Subtilitäten der Dogmen, werden die einflußreichſten Staatsmänner gedacht haben, iſt unerheblich; von politiſchen Folgen könnte erſt die eigentliche Unterwerfung unter Rom ſein, vor der man ſich ſchon zu hüten wiſſen würde. Aber dieſe Meinung iſt eine ſehr kurzſichtige, dieſe Beruhigung eine ſehr ſchwache. Denn ſelbſt auf dem nur politiſchen Standpunkt muß eingeſehen werden, daß, wenn die Nation in dem wahren Geiſte der evangeliſchen Lehre nicht mehr ihr politiſches wie ihr religiöſes Palladium erblickt, wenn ſie ſich nicht, ohne alle äußeren Maßregeln der Kirchenregierung, mit Entrüſtung ſcheidet von Denen, welche den evangeliſchen Namen unwürdig tragen, wenn ſie

vielmehr gleichgültig zusieht, wie diese Unwürdigen immer weiter arbeiten an der allmählichen Katholisirung Englands — daß dann auch das Papstthum mit allen seinen Ansprüchen nicht lange auf sich warten lassen wird.

In der Zeit, wo Pusey's und seiner Freunde Lehren schon eine große Gährung in der englischen Kirche hervorgebracht hatten, erschien eine merkwürdige Abhandlung Macaulay's, welche bei Gelegenheit der englischen Uebersetzung von Ranke's „Päpsten" einen Blick auf die Schicksale des Katholicismus wirft. Sie ist vor dem massenhaften Uebertritt aus den Reihen der Freunde und Schüler Pusey's zur römischen Kirche geschrieben und erwähnt der ganzen Bewegung nicht, ist aber ohne Zweifel unter dem durch ihre Anfänge hervorgebrachten Eindruck entstanden. In der blühenden Sprache, mit der eindringlichen Beredtsamkeit und Wärme, durch welche der berühmte Verfasser seine Leser fortreißt, schildert er in einem raschen Ueberblick die siegreiche Kraft, mit welcher der römische Katholicismus mannichfache Gefahren, die seine Existenz bedrohten, überstand, sich nach schweren Niederlagen immer wieder erhob und dem Protestantismus einen bedeutenden Theil des von ihm eroberten Gebietes wieder abrang. Die Ursache dieser Triumphe sieht er in dem außerordentlichen Uebergewicht, welches der römischen Kirche ihre Verfassung und zusammenhaltende Einheit über den zwieträchtigen Protestantismus geben. „Es ist unmöglich zu leugnen, sagt er, daß die Verfassung der römischen

Kirche das wahre Meisterwerk menschlicher Weisheit ist. Unter allen Veranstaltungen, die je ersonnen worden sind, Menschen zu täuschen und im Zaume zu halten (for deceiving and controlling mankind), nimmt sie die höchste Stelle ein. Je fester unsere Ueberzeugung steht, daß Vernunft und Schrift entschieden auf der Seite des Protestantismus sind, desto größer ist die widerwillige Bewunderung, mit welcher wir ein taktisches System betrachten, gegen welches Vernunft und Schrift vergeblich ins Feld geführt werden." Am Schlusse sagt Macaulay, daß er es nicht unternehme, aus der Geschichte dieser Kämpfe ein allgemeines Gesetz abzuleiten, aber mit der Kunst der Anordnung, welche den Punkt, wo der meiste Eindruck auf den Sinn des Lesers gemacht werden kann, wohl zu treffen weiß, spricht er schon in der Einleitung eine Vermuthung über die Bestimmung der römischen Kirche aus, die er fast wie einen in die Zukunft dringenden Seherblick erscheinen läßt. „Sie sah, sagt er, den Anfang aller Regierungen und aller Kirchengesellschaften, die jetzt in der Welt sind [was man übrigens vom Brahmanenthum oder, wenn der Verfasser dieses nicht als eine Kirchengesellschaft gelten lassen will, gewiß vom Buddhismus nicht sagen kann], und wir können die Zuversicht nicht hegen, daß sie nicht bestimmt sei, ihrer aller Ende zu sehen. Sie möchte wol in unverminderter Kraft noch bestehen, wenn einst ein Reisender aus Neu-Seeland in der Mitte einer weiten Einöde einen zertrümmerten Pfeiler der

London-Brücke als Standpunkt wählt, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen."

Den Abstand von unserer Zeit bis zu der so malerisch bezeichneten, wo von der gegenwärtigen Civilisation nichts übrig sein wird, als dürftige Trümmer, mag die Phantasie leicht nach Jahrtausenden messen. Dann, glaubt Macaulay prophezeien zu können, wird der römische Katholicismus noch ungeschwächt bestehen; von den übrigen christlichen Bekenntnissen scheint er anzunehmen, daß sie in derselben Zeit keinen besseren Anblick darbieten werden als die Paulskirche in seiner Vision. Diese Vermuthung gründet er auf die Ueberzeugung, daß die Fortschritte des menschlichen Geistes nur in der Mathematik und in den Erfahrungswissenschaften entschieden nachzuweisen seien, nicht in der Erkenntniß Gottes und der übersinnlichen Welt. Da seien die Philosophen nicht hinausgekommen über Thales, Sokrates und Plato, was wol so viel heißen soll als — nicht über völlige Ungewißheit, nicht über einen Standpunkt hinaus, auf welchem eine unwiderlegliche Abweisung der Argumente der römischen Kirche unmöglich sei.

Diese Beweisführung ist eine ungemein schwache. Denn um von Allem in diesem großen Problem abzusehen, worüber Verständigung eines Deutschen mit den philosophischen Meinungen eines Engländers schwer zu erzielen sein würde, handelt es sich ja in dem Streite zwischen Rom und den evangelischen Bekenntnissen gar nicht von der natürlichen Theologie, sondern von der

Offenbarung, und in der Erkenntniß und rechten Deutung der letztern zunächst nicht von einem Fortschritt — obschon auch ein solcher unleugbar ist —, sondern von der Zurückführung auf das Urchristenthum, vom Abthun einer entstellenden Umbildung des ursprünglich einfachen Zustandes, welche mit dem fälschlich angemaßten Ruhme unveränderter Formen prahlt. Doch ich habe Macaulay nicht angeführt, um seine Irrthümer zu widerlegen, sondern um Sie auf einen Sieg des Ultramontanismus aufmerksam zu machen, welcher einem ganz andern Gebiete als dem der Bekehrungen angehört. Denn einen Sieg muß man doch auch das nennen, wenn der Eindruck der neuen Siegeslaufbahn Roms einen Schriftsteller von so großer Geistesunabhängigkeit wie Macaulay dermaßen überwältigt, daß er diesem Triumphe eine alles der Vernunft und der Schrift gemäßen Widerstrebens spottende Dauer prophezeit.

So weit war der Ultramontanismus gekommen, als die verheerenden Revolutionsflammen von 1848 die Festigkeit der Grundlagen der europäischen Gesellschaft und der in ihr wirkenden religiösen Macht von Neuem in Frage stellten.

Dreiundvierzigſter Brief.

1859.

Nur in ſehr ſeltenen Fällen knüpft ſich an gewaltſame Umwälzungen die Entwickelung wahrer Freiheit. Nur unter beſonders günſtigen Umſtänden, nur wenn einmal die Beſten im Volke, denen die Nothwendigkeit einer gründlichen Umformung längſt eingeleuchtet hat, bloß den Anlaß eines wilden Ausbruchs zur Durchführung ihrer heilſamen Pläne ergreifen, der Umſturzpartei aber die Gewalt, die ſie ſich angemaßt, ſchnell wieder zu entwinden wiſſen — nur dann kann es ſich ereignen. In der Regel aber erfolgt das Gegentheil, und mit innerer Nothwendigkeit. Der Demagog macht dem unumſchränkten Alleinherrſcher Platz, oder verwandelt ſich ſelbſt in ihn. Weil nach einem höheren Maße von Freiheit nicht auf dem rechten Wege getrachtet wurde, geht auch das, welches man ſchon beſitzt, verloren. Und leider reichen die Belehrungen, welche die Geſchichte hierüber ſo vielfach darbietet, nicht über ein oder höchſtens zwei Menſchenalter hinaus. Es ſcheint das tragiſche

Loos der Menschheit, daß sie dann wieder von Neuem gemacht werden müssen. Reichlich genug haben sie denn auch unsere Tage wieder gemacht. Was würden die höher gebildeten, die denkenden Franzosen nicht darum geben, wenn sie den Grad von Freiheit der geistigen Bewegung wieder erlangen könnten, den sie unter Ludwig Philipp besaßen, aber wie etwas, was sich von selbst zu verstehen schien, gar nicht genug geschätzt hatten! In Oesterreich war die Regierung zwar schon vor der Revolution von 1848 unumschränkt, nachdem diese aber ohne alle Vertragsbedingungen die Waffen hatte strecken müssen, glaubte die Autokratie in ihrem Siegesbewußtsein, noch rücksichtsloser als früher, mit noch weit geringerer Schonung herrschender Gefühle und Richtungen im Volke, auftreten und voranschreiten zu können. Daß dieß in den Verhältnissen seine Grenze finden, daß, je straffer man den Bogen spannt, um so empfindlicher auch der Rückschlag sein wird*), läßt sich ohne besondere Gaben vorhersagen; — es ist aber die Schwäche menschlicher Prophezeiungen, daß sie nur das Allgemeinste aussagen können, die Zeit und die Modalität ihnen verborgen bleibt.

Die römische Kirche hat dieß denn auch in und nach der Revolution von achtundvierzig in vollem Maße, ja in noch höherem als der Staat erlebt. Ihre Führer

*) Ist in Oesterreich nach kaum zwei Jahren in Erfüllung gegangen.

und Leiter waren ſchwerlich niedergeſchlagen und erſchrocken über den Schaden, den die erſte wilde Hitze der Revolution ihnen beibrachte. Es bedurfte nicht einmal des Grades ſeiner Klugheit und Welterfahrung, den ſie beſitzen, um ſie vorausſehen zu laſſen, daß die augenblicklichen Verluſte reichlich aufgewogen werden würden durch den Gewinn, der am meiſten für ihre Kirche aus der Zerſtörung hervorgehen würde. Sie wußten, daß gewaltſame Revolutionen immer nach kurzer Zeit viele müde, enttäuſchte, im Weltgeräuſch verzweifelnde Seelen in ihre Hallen getrieben haben, wo für den Preis der dahingegebenen freien Forſchung das unſchätzbare Gut träger Ruhe eingetauſcht wird. Aber dieſer Gewinn war bei weitem unbedeutender als der, den die Kirche für ihr Verhältniß zu den Staatsregierungen, für das Wachsthum ihres Einfluſſes, für die ungehinderte Verbreitung ihrer Orden und ſonſtiger Vereine aus den Grundſätzen der Reaction zog. Hier kann man zweifeln, ob ſelbſt ein kühner Flug ihrer Phantaſie ſich bis zu der Hoffnung ſolcher Siege verſtieg, wie ſie ſie nur zu bald davontrugen, nachdem die Unbeſonnenheit der Revolution ihre raſch errungenen Vortheile eben ſo raſch hatte verpuffen laſſen. Am 6. April 1848 ſtürmte das Volk in Wien das Kloſter der Liguorianer und bedrohte ihr Leben; im Laufe desſelben Monats wurden die Jeſuiten aus ihren Niederlaſſungen im Erzherzogthum Oeſterreich und in Steiermark vertrieben, worauf eine kaiſerliche Verordnung vom 8. Mai die Aufhebung

der Gesellschaft Jesu und des Liguorianerordens im ganzen Umfang der Monarchie verfügte. Kurze und vorübergehende Leiden! Die Jesuiten hätten nicht Jesuiten sein müssen, wenn sie sich durch solche Befehle der Staatsregierung hätten einschüchtern und entmuthigen lassen. In Tirol hatten sie sich durch ihre Künste der Gemüther so zu bemächtigen gewußt, daß aus dieser Provinz eine förmliche Protestation gegen den Ausweisungsbeschluß erfolgte; in Linz und selbst in Wien schlichen sie sich bald wieder ein, und wo sind die Jesuiten jetzt mächtiger, wo üben sie einen tiefgreifenderen Einfluß als im österreichischen Kaiserstaat? *)

Doch in diesem raschen Umschlag und in den davon ausgehenden weitern Fortschritten der Reaction liegt nur die eine Seite der Vortheile, welche die Kirche aus der Revolution zog; die andere liegt in dem Gegentheil, in dem gelungenen Streben, Grundsätze der Revolution, welche der Hierarchie zu Gute kommen konnten, aufrecht zu erhalten und sich ihrer nach Kräften zu bedienen. Die politische Reaction ist zu vornehm und zu consequent, um ihre Hände mit solchen Früchten zu beflecken; die kirchliche ist nicht so ekel, sie benutzt Alles, was ihre Macht erweitern kann, die Hände, welche ihr solche Vortheile bringen, mögen rein oder schmutzig sein. Im Herbst 1848 traten die meisten deutschen und einige

*) Alles dieses ist 1859 geschrieben. Wie es 1861 mit dem Jesuiteneinfluß in Oesterreich steht, wird erst die Zukunft lehren.

öſterreichiſche Biſchöfe und Erzbiſchöfe zu einer Verſammlung in Würzburg zuſammen und erließen am Schluſſe ihrer Verhandlungen einen Hirtenbrief an alle Gläubigen und eine Denkſchrift. In der letztern ſagen ſie: „Die katholiſchen Biſchöfe erkennen es an, daß, wie entſchieden und ſtreng auch die Kirche anarchiſche Beſtrebungen jeglicher Art verabſcheut und verwirft, doch auch ſie ein lebendiges Intereſſe hat an der Sicherung alles Deſſen, was der allgemeine Ruf nach Freiheit von adminiſtrativer Bevormundung und Controle Wahres enthält, und daß die Kirche an den Zuſagen, welche die Fürſten ihren Völkern gegeben, den ihr gebührenden Antheil in Anſpruch zu nehmen nicht verabſäumen darf.“ Dieſe Meinung wußten ſie denn auch nur zu gut geltend zu machen. Auf die demokratiſchen Liberalen aber, die in jenen Tagen, ſowohl in den Grundrechten der deutſchen Nation als in den meiſten beſondern Verfaſſungen, die Gewähr des freien Verſammlungs- und Vereinsrechts, der vollkommenen Glaubens- und Gewiſſensfreiheit aller Deutſchen, der Selbſtändigkeit jeder Religionsgeſellſchaft in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten errangen, — auf dieſe Liberalen läßt ſich das sic vos non vobis recht anwenden. Keinem kamen dieſe Rechte zu Gute als der römiſch-katholiſchen Kirche. Sie beeilte ſich, Beſitz zu ergreifen von allen dieſen Gewährungen.

So iſt denn auch das Recht der Gründung von Vereinen ohne beſondere Erlaubniß und Ueberwachung

der Staatsregierungen so ziemlich nur den Ultramontanen geblieben; wenigstens haben nur die von ihnen gestifteten und mit der größten Thätigkeit und unermüdlichem Eifer verbreiteten religiösen Verbindungen und Genossenschaften große Wirkung und Bedeutung. Diese erstrecken sich denn auch über das religiöse Gebiet hinaus. Daß namentlich der über alle katholischen Länder verbreitete Pius-Verein sich im Stillen in politische Dinge mischt, daran ist eben so wenig zu zweifeln, als an seiner dem Protestantismus feindseligen Wirksamkeit.

Da haben denn natürlich auch die Jesuiten nicht auf sich warten lassen. Sie, die sich sonst als die entschiedensten Widersacher der Revolutionen geberden, haben es nicht verschmäht, sich unter den Schutz revolutionärer Errungenschaften zu stellen, und sind auch im außerösterreichischen Deutschland aus dem Dunkel hervorgetreten an das Tageslicht. Nach dem Muster jener zudringlichen und geräuschvollen Missionen, welche sie unter der Restauration in Frankreich zur Bekehrung des ungläubig gewordenen Volkes gehalten hatten, und bei der Verwahrlosung des geistigen Lebens nicht ohne Erfolg, zogen sie nun auch in Deutschland umher, durch ganz katholische Länder und durch Landschaften gemischter Bevölkerung. Sie mochten selbst nicht wenig erstaunt sein, daß man ihnen, den notorisch gefährlichsten Feinden und Verfolgern des Protestantismus, dieß so ohne Weiteres gestattete. Der große Ruf, der ihnen vorherging, die gespannte Erwartung eines goldenen Zeitalters von

Seelenbeglückung, welches ſie hervorzaubern würden, bethörten auch Evangeliſche. Aus Schleſien berichteten öffentliche Blätter 1852: „Meilenweit hat man ſie eingeholt, und ſtellenweiſe haben beide Confeſſionen darin gewetteifert. Zuerſt treten ſie als Bußprediger auf, dann unterwühlen ſie die Lehren der evangeliſchen Kirche, und verdammen geradezu das Leſen der Bibel als des gefährlichſten Buches. An einigen Orten war der Zudrang ſo groß, daß acht Tage lang im Freien gepredigt werden mußte. Daß auch viele Proteſtanten nicht eine Jeſuitenpredigt verſäumten, die ſie abreichen konnten, iſt eine leider nicht abzuleugnende Thatſache. Man flößt ihnen Geringſchätzung ihrer von Secten und Parteien zerriſſenen Kirche ein, und ſchildert dagegen mit glänzenden Farben die große Einigkeit der römiſchen Kirche und die göttliche Autorität ihres Oberhauptes. Allen Unfrieden und Zank, alles Unheil der Welt leitet man aus der Bibel her und zeigt in blendenden Schilderungen hin auf das Heer der Fürſprecher und Heiligen, welche die katholiſche Kirche verehrt.“

Aehnlich lauteten die Schilderungen aus anderen Gegenden Deutſchlands. Einem Privatſchreiben aus einer Stadt Mitteldeutſchlands entnehme ich folgende Stelle: die Jeſuitenmiſſionäre predigten nicht ſelten in derſelben Kirche an einem und demſelben Tage fünfmal, unter nicht geringem Zulauf von Leuten aus allen Ständen und Bekenntniſſen. Die Proteſtanten wurden angezogen durch das Ungewohnte und Pikante der Erſcheinung,

das Rückſichtsloſe der Haltung und des Tons, die es mit der Würde des Evangeliums und der Kanzel nie genau nahmen. Die geſchickteſten dieſer Redner brachten durch eine wohlberechnete Miſchung von Salbung und Sophiſtik Wirkungen hervor bei Zuhörern, die weder im Denken geübt, noch von einem feſten, klaren evangeliſchen Sinn durchdrungen waren. Auch wußten die klugen Väter ihre Zuhörerſchaften wohl zu unterſcheiden und nach Maßgabe des darin vorherrſchenden Beſtandtheils die Gründe, mit denen ſie ſtritten, zu vertheilen. In den Stunden, wo ſich die Gebildeteren zu verſammeln pflegten, kehrten ſie eine ziemlich platte, ganz rationaliſtiſche Betrachtung heraus. Durch ſogenannte Vernunft- oder Verſtandesgründe ſollte die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens in der Geſtalt des römiſchen Bekenntniſſes erwieſen werden; von der Erlöſungsbedürftigkeit und der den Geiſt in ſeinen innerſten Tiefen bewegenden und ziehenden Gnade war nie die Rede. In der erſten Frühe des Tages, wo das geringere Volk, Knechte und Mägde, ſich herzudrängte, mußten die Wundergeſchichten ihre Rolle ſpielen; da wurde das ganze Heil der Chriſten in die magiſchen Wirkungen des Sacraments und der Werke gelegt. Noch verſchiedener war das Maß und der Ton der Polemik gegen den Proteſtantismus. In ſeltenen Fällen, wo man damit mehr zu ſchaden als zu nützen fürchtete, wurde ſie wol ganz beſeitigt; ſonſt durchlief ſie ſehr verſchiedene Tonarten und Grade der Stärke, je nachdem man die beabſichtigten Gemüthsbewegungen

und Leidenſchaften bei den Zuhörern am ſicherſten zu erzeugen glaubte. Wo man Uebertritte im Auge hatte, trat man natürlich ſanft und mäßig auf. Die Zahl der Bekehrungen, die bisher durch dieſe Predigten erzielt wurden, mag nicht ſehr groß ſein; deſto größer ſind leider die Wirkungen der gepredigten Feindſchaft gegen den Proteſtantismus bei einem Theile der katholiſchen Bevölkerung. Wo jene Geſellen hingekommen waren und ihre Miſſionsreden gehalten hatten, da zeigten ſich Entfremdung, Spannung, Abneigung, Trennung unter den Gliedern der verſchiedenen Confeſſionen; in die gemiſchten Ehen war Hader und Zwietracht geſäet, das Geſinde war aufgeſtachelt gegen die Brodherrſchaft."

Die Wölfe waren eingebrochen in die Hürden der Schafe, und die Hirten, die ihnen zu wehren berufen waren, ſtanden mit verſchränkten Armen da und ſahen dem Einbruche zu, wie einem intereſſanten Schauſpiel. *) Ja, wenn die Hunde, die den Schafen als Hüter bei-

*) Und doch hätte in Preußen bei allen dem Ultramontanismus gemachten Einräumungen die Regierung die rechtliche Befugniß gehabt, einzuſchreiten, da, einem Miniſterialerlaß vom 22. Mai 1852 zufolge, Miſſionen „unter Verhältniſſen und in einer Weiſe, welche Zwietracht und Aufregung in die Bevölkerung werfen könnten, nicht zu dulden ſind." Man hat aber nur von Einer Miſſion gehört, welche gehindert worden iſt, wie Richter ſagt in einem belehrenden Aufſatze „Verhältniß des Staates zur katholiſchen Kirche in Preußen" in dem erſten Heft der Zeitſchrift f. Kirchenrecht, herausg. v. Dowe. (Spätere Anmerk.)

gegeben waren, aber ohne die Hirten wenig vermochten, einmal tüchtig zubiſſen, wurden ſie wohl gar von den Hirten ſelbſt gezauſt.

Rheinpreußen war natürlich nicht das letzte von Jeſuitenmiſſionen überſchwemmte Land. In dieſen Tagen der Revolution fielen alle von der preußiſchen Regierung der römiſchen Kirche gegenüber begangenen Fehler doppelt auf ihr Haupt. Hier beſonders benteten die Klerikalen die Revolution auf das erfolgreichſte aus, und die wieder in ihre Gewalt eingeſetzte Regierung war gleich wieder zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des ultramontanen Kirchenregiments bereit. Dieſes ſah ſeine Zwecke von hohen Regierungsbeamten auf das erwünſchteſte gefördert. Als **, der durch den mächtigen Einfluß ſeiner Partei — — — — —, in die Provinz kam und ſein Amt antrat, ſagte er, vertraulich zwar, aber doch ſo, daß ſeine Meinung kein Geheimniß bleiben ſollte: er ſehe nicht, was ein rechter Proteſtant gegen die Wirkſamkeit der Jeſuiten viel einwenden könne; das Grundübel der Zeit ſei die Erſchütterung des Glaubens an die Autorität; es komme jetzt überall und zuerſt darauf an, dieſen wieder herzuſtellen, und daran arbeiteten die Jeſuiten mit außerordentlichem Erfolge. Ich habe dieſe Geſchichte aus einer zu guten Quelle, ſie ſtimmt zu ſehr mit den wohlbekannten Parteianſichten, als daß ich ihre Wahrheit bezweifeln könnte. Dem Manne ſollen die wachſenden Anſprüche der Klerikalen nachher denn doch etwas bedenklich vorgekommen ſein. Aber die Reue

kam zu ſpät, er hatte ſelbſt dazu beigetragen, ihnen auf dem bereits gebahnten Wege weiter fortzuhelfen.

Es ſollte aller Welt kund werden, welche Macht und welchen Einfluß der Papſt in Preußen fortan üben wollte und üben zu können glaubte. Die zu gleicher Zeit auf zwei Erzbiſchöfe dieſes weſentlich proteſtantiſchen Staates fallende Cardinalserhebung bezeichnete einen hohen Grad des Machtbewußtſeins und des Uebermuthes in der deutlichſten Weiſe. Es ſchien an der Zeit, der Beſitzergreifung mehr Pomp zu verleihen, um das Bekehrungswerk der noch immer in ungehorſamem Trotz Verharrenden mit mehr Nachdruck betreiben zu können.

Vierundvierzigster Brief.

1859.

Nach allen Seiten hin faßte Rom die kühnsten Hoffnungen. Da der Papismus in England, dem Lande, welches bisher als sein mächtigster Feind betrachtet wurde, immer vollere Blüthen trieb (die Durchschnittssumme der jährlichen Uebertritte soll sich damals auf 5 bis 6000 belaufen haben), so schien die Zeit gekommen, seinem dortigen Kirchenthum einen förmlichen feierlichen Ausbau zu geben. Der neunte Pius glaubte sich berufen, das Werk, an dessen Ausführung der fünfte einst gescheitert war, wieder aufzunehmen und der Vollendung entgegenzuführen. Noch war kein halbes Jahr verflossen, seit ihn fremde Bajonnette nach Rom zurückgeführt hatten, da erließ er (29. Septbr. 1850) ein Breve, in welchem er sagt: „Indem wir den gesammten gegenwärtigen Stand der katholischen Sache in England genau erwägen, die große, fortwährend wachsende Zahl der Katholiken dort berücksichtigen und eine beständige Abnahme der Hindernisse bemerken, welche der Ausbreitung der katholischen Re-

ligion daſelbſt ſehr im Wege geſtanden haben, ſchien uns die Zeit gekommen zur Reſtitution des engliſchen Kirchenregiments in der Form, in welcher es frei beſteht bei andern Völkern, für welche kein beſonderer Grund vorhanden iſt, ſie durch die außerordentliche Anſtalt apoſtoliſcher Vicare zu regieren. Wir erklären, daß die gegenwärtige Sachlage es nicht allein unnöthig gemacht hat, die engliſchen Katholiken noch ferner von apoſtoliſchen Vicaren regieren zu laſſen, ſondern daß ſogar ein ſolcher Wechſel der Dinge eingetreten iſt, der die Einführung des ordentlichen Epiſkopalregiments gebieteriſch fordert". — Und dann theilt er England in zwölf römiſch-katholiſche Bisthümer, untergeordnet dem Metropolitanſitze in Weſtminſter, zu deſſen Erzbiſchof und zugleich zum Cardinal er den bisherigen apoſtoliſchen Vicar Wiſeman ernennt. Dieſer begabte, durch raſtloſen Bekehrungseifer und eine ſchwache Gemüther mit großer Gewalt anlockende Ueberredungskunſt, dem Proteſtantismus ſehr gefährliche Mann, der ſich in maßloſer Freude über fortgehende Bekehrungen von Engländern ſchon ſo weit verſtieg, daß er öffentlich ſagte, England werde vorangehen in dem Kreuzzuge „gegen die letzte Hauptburg des Feindes auf dem brandenburgiſchen Sande" — dieſer Prieſter hatte den ganzen Plan zur Reſtauration der römiſchen Hierarchie in England ausgearbeitet und den Papſt zu deſſen Ausführung bewogen.

Die Geſchichte der durch dieſen über Alles kecken, aber vortrefflich berechneten Schritt hervorgerufenen Auf-

regung und des Ausgangs derſelben iſt für die Kenntniß der verſchiedenen in England über dieſe Dinge herrſchenden Anſchauungen ſo lehrreich, daß ich mir geſtatte, hier ausführlicher zu ſein, als es ſonſt bei ſo neuen Ereigniſſen nöthig ſcheint. Es iſt unſerer Zeit gerade nicht zu verdenken, daß ſolche Dinge in ihrem Gedächtniß in den Hintergrund treten, da ſich auf allen Gebieten immer mächtigere und immer überraſchendere hervordrängen. Und doch ſind ſie von der Art, daß ſie den Proteſtanten nie aus dem Gedächtniß kommen ſollten.

Anfangs war in England das Staunen größer als die Entrüſtung. Die Times ſagte, ſie habe, bevor ſie den ganzen Plan ſchwarz auf weiß vor ſich geſehen, an einen ſolchen Grad von Sinnloſigkeit und Unverſchämtheit nicht glauben können. „Eine ſolche päpſtliche Verfügung über England — rief das Blatt — mit der Autorität und Genauigkeit einer Parlamentsacte; wahrhaftig, das iſt ein ſo ſeltſamer Mummenſchanz, wie wir nur je einen mit angeſehen haben.“ Aber die fortwährenden Uebertritte gaben der Sache doch ein viel ernſthafteres Anſehen. „In London allein — ſchrieb ein katholiſcher Geiſtlicher an die Morning-Poſt — gibt es eben ſo viele Katholiken, wie in Rom ſelbſt; ihre Zahl beläuft ſich auf mindeſtens 170,000; in Liverpool iſt ein Drittel der Bevölkerung katholiſch u. ſ. w. Von den immer mehr zunehmenden Uebertritten nennen die Zeitungen nur die hervorragendſten; die große Zahl aller übrigen ken-

nen nur Gott und die Geiſtlichkeit.“ — Und Niemand widerſprach, weil man nicht widerſprechen konnte.

Stimmen der Warnung und der Ermunterung zum Widerſtand ertönten lauter und eindringlicher. „Um dieſe päpſtliche Uſurpation zu bekämpfen — ſagte der Biſchof von London in einem öffentlichen Schreiben — bedürfen wir faſt eben ſo energiſcher Mittel, wie diejenigen waren, welche 1688 Jacob II. an der Ausführung ſeines Planes verhindert haben, ganz England zum Katholicismus zu bekehren. Nicht durch einfache Proteſtationen und Gegenvorſtellungen iſt die päpſtliche Macht auszutreiben, ſondern nur durch die Autorität des Geſetzes, nur durch thätigen Eifer für die Vertheidigung der proteſtantiſchen Religion, wie ihn die Staatsmänner vergangener Zeiten bewieſen haben.“ In einer gleich darauf veranſtalteten Verſammlung von Geiſtlichen und Laien hielt derſelbe Biſchof eine Rede, in welcher er die Glieder der anglicaniſchen Kirche vor jeder der katholiſchen Kirche zu machenden Conceſſion warnte.

Der Jahrestag der Pulververſchwörung, der 5. November, iſt in England bekanntlich ein Volksfeſt, wo man ſich der durch die Reformation erlangten Güter freut. Dießmal wurde er in den Straßen von London mit beſonderer Ausgelaſſenheit und derbem Humor begangen. Coloſſale Puppen, welche Wiſeman und die übrigen katholiſchen Biſchöfe vorſtellten, wurden gehängt und dann unter Abſingung des God save the queen verbrannt.

Höchſt ungelegen kam die ganze Bewegung dem Haupte des Miniſteriums, dem Lord John Ruſſell. Er hatte ohnehin Schwierigkeiten genug zu überwinden und fürchtete von dieſer verdrießlichen Angelegenheit Vermehrung der Verwickelung durch erbitterte Kämpfe mit den Katholiken. Indeß fürchtete er nicht minder, durch ein ganz theilnahmloſes Verhalten ſich einen bedenklichen Unwillen der eifrigen Proteſtanten zuzuziehen. Er entſchloß ſich daher zu einem für die Oeffentlichkeit beſtimmten Schreiben an den Biſchof von Durham, in welchem er ſagte, daß er ganz wie dieſer Prälat den Angriff des Papſtes auf den engliſchen Proteſtantismus als einen eben ſo frechen wie hinterliſtigen betrachte. Merkwürdiger noch als dieſe Aeußerung iſt das Verdammungsurtheil, welches der Lord in demſelben Briefe über den Puſeyismus ausſpricht. Er ſei, ſchreibt er — und nicht mit Unrecht — eine noch viel größere Gefahr für den Proteſtantismus Englands, als jener Angriff eines auswärtigen Souverains. „Geiſtliche unſerer eigenen Kirche — ſagt er — welche die neun und dreißig Artikel unterſchrieben und den Supremat der Königin anerkannt haben, führen ihre Gemeinden allmählich an den Rand des Abgrundes. Die Verehrung der Heiligen, der Anſpruch auf Unfehlbarkeit der Kirche, der abergläubiſche Gebrauch des Zeichens des Kreuzes, das Hermurmeln der Liturgie, als ſolle die Sprache verdeckt werden, in welcher ſie geſchrieben iſt, die Empfehlung der Ohrenbeichte — alle dieſe Dinge ſind von Geiſtlichen der anglicaniſchen Kirche

als der Annahme würdig bezeichnet worden." — Aber er vertraue mit Zuversicht auf die Gesinnung des Volkes von England, welches, so lange es die ruhmreichen Principien und die unsterblichen Märtyrer der Reformation verehre, mit Verachtung auf die Mummereien des Aberglaubens blicken werde.

Der Minister schien mit dieser Erklärung der religiösen Bewegung noch ein anderes Ziel anweisen zu wollen, und es mißlang ihm dieß nicht völlig, hauptsächlich aber blieb sie gegen die päpstliche Anmaßung gerichtet. Die Agitation verbreitete sich immer mehr und wuchs an Heftigkeit. Vor den anglicanischen Erzbischöfen und Bischöfen erschienen Deputationen in großer Zahl, die Gesinnung des Volkes auszudrücken, und ihrerseits reichten die Bischöfe bei der Königin einen Protest ein „gegen den Versuch, dem englischen Volke das geistige Joch wieder aufzulegen, von dem es durch die Reformation befreit worden". An vielen Orten wurden Versammlungen gehalten, um Adressen an die Königin zu berathen und „mit Entrüstung gegen das verwegene Attentat des Bischofs von Rom" zu protestiren. Eine dieser Adressen, von den Londoner Advocaten eingereicht und nur von ihnen unterschrieben, trug 747 Namen. Beim Lordmayorsfeste hielt der Lordkanzler eine Rede über das nothwendige Festhalten an den Principien der Reformation und führte unter rauschendem Beifall die Worte an, die im ersten Theil von Shakspeare's Heinrich VI. Gloster dem Cardinal von Winchester zuruft:

Mit Füßen tret' ich deinen Cardinalshut,
Zum Trotz dem Papſt und allen ſeinen Prieſtern.

Kaum verging ein Tag, wo die Zeitungen nicht Berichte von neuen Meetings enthielten, in denen antipäpſtliche Beſchlüſſe mit Begeiſterung angenommen wurden. In einem ſolchen zu Glasgow gehaltenen ſagte ein freikirchlicher Geiſtlicher, Buchanan: „Wer iſt Dr. Wiſeman, dieſer Mann mit dem rothen Hut, der rothen Robe und den rothen Strümpfen? Glaubt er etwa, man werde ihm geſtatten, dieſe rothen Lappen, die friſch aus der Garderobe der ſcharlachenen Dame zu Rom kommen, John Bull gerade ins Geſicht zu ſchütteln, ohne Gefahr zu laufen, von deſſen Hörnern aufgefangen und nach der Siebenhügelſtadt, von der er kam, zurückgeſchleudert zu werden?" — auf welche Worte ein unermeßlicher Beifallsſturm erfolgte. In dem von einer andern Verſammlung gefaßten Beſchluſſe hieß es: „Der Biſchof von Rom erſtrebt die Einſetzung einer ſelbſt in den finſterſten Perioden des Mittelalters nicht geſtatteten Macht." Daneben enthielten auch die Zeitungen Erklärungen einzelner namhafter Perſonen, die ihrer Entrüſtung Luft machten. „Wenn ich — ſchrieb Lord Winchelſea an die Times — Miniſter geweſen wäre, als die Verfügung des Papſtes ankam, ich würde ihm noch an demſelben Tage eine Botſchaft geſandt haben, ihm die Wahl zu ſtellen zwiſchen unverzüglichem Widerruf der Beleidigung und dem Krieg."

Selbſt gemäßigte engliſche Katholiken waren mit dem

Schritt der Curie unzufrieden. Einer der Angesehensten unter ihnen, Lord Beaumont, schrieb einem Freunde: „Der Papst hat nicht das Recht, bischöfliche Sitze in England zu errichten. Er war übel berathen. Er hat durch diese Maßregel die englischen Katholiken in eine Lage gebracht, wo sie entweder mit Rom brechen, oder ihrer Anhänglichkeit an die Verfassung dieses Königreichs untreu werden müssen.“ Auch andere Katholiken sprachen in ähnlicher Weise.

Den Papst und Wiseman im Bilde zu verbrennen, machte der Menge auch nach dem Verlauf einiger Monate noch Vergnügen. Wie harmlosen Sinnes dieß aber geschah, beweis't das vollkommen ruhige Verhalten des Volkes, als der wirkliche Wiseman sich in einer Londoner Kirche, unter großem Pompe und von einer zahlreichen Priesterschaft umgeben, zum Erzbischof von Westminster weihen ließ. Man erwartete in ruhiger Fassung eine vom Ministerium in der nächsten Parlamentssitzung einzubringende Bill zur gesetzlichen Abwehr der beleidigenden Anmaßungen Roms, und hoffte um so mehr auf energische Schritte, da die Königin, wie die Zeitungen berichteten, eine mit mehr als zwanzig tausend Unterschriften bedeckte Adresse, die um ein solches Einschreiten bat, „sehr gnädig“ aufgenommen hatte. Andererseits verlautete freilich auch, daß die Minister über diese Frage nicht einig wären. Es schien also unter den Räthen der Krone eine Meinung vorhanden, die gar keine oder nur sehr schwache Maßregeln wollte, wie sich denn von Privat-

perſonen eine ſolche in Zeitungen auch ſchon hatte vernehmen laſſen.

Am 4. Februar 1851 wurde das Parlament eröffnet. Die mit geſpannter Begierde erwartete Stelle in der Thronrede über die Eintheilung Englands in römiſche Bisthümer, lautete: „Die neuerliche Anmaßung gewiſſer kirchlicher Titel von Seiten einer fremden Macht hat lebhafte Gefühle in dieſem Lande erregt und zahlreiche Maſſen meiner Unterthanen haben mir Adreſſen überreicht, welche Anhänglichkeit an den Thron ausdrücken und bitten, daß ſolchen Anmaßungen Widerſtand geleiſtet werde. Ich habe ſie meines Entſchluſſes verſichert, die Rechte der Krone und die Unabhängigkeit der Nation gegen jeden Uebergriff, komme er, woher er wolle, aufrecht zu erhalten. Ich habe zugleich meinen innigen Wunſch und feſten Entſchluß ausgeſprochen, mit Gottes Segen die religiöſe Freiheit, welche von dem Volke dieſes Landes mit Recht ſo hoch geſchätzt wird, ungeſchmälert aufrecht zu erhalten.“ — Dieſe Ausdrücke waren freilich mit übermäßiger Vorſicht gewählt, aber der Premierminiſter ſchien doch zu kräftigen Maßregeln geneigt; denn nachdem ihn in der gleich nach der Thronrede eröffneten Verhandlung ein Wortführer der Toleranz um jeden Preis, Roebuck, wegen ſeines Briefes an den Biſchof von Durham heftig angegriffen hatte, als habe er dadurch den Geiſt des Fanatismus und des Aberwitzes im Lande erweckt, antwortete er: „Seit Jahrhunderten ſtrebt der römiſche Hof danach, ſeine Herrſchaft nicht allein

über die Seelen, ſondern auch über die zeitlichen Intereſſen der Staaten auszubreiten. Die Katholiken dieſes Landes haben volle Religionsfreiheit und theilen alle bürgerlichen Rechte. Und bei einem ſolchen Zuſtande der Dinge wandelt den römiſchen Hof plötzlich die Laune an, England in Erzbisthümer und Bisthümer zu theilen und einen Erzbiſchof von Weſtminſter, gerade von Weſtminſter, an die Spitze zu ſtellen, welcher ſogleich in ſeinem Hirtenbrief verkündet, daß er „„die Grafſchaften Middleſex, Eſſex und Hartford regiere und regieren werde““. Das iſt wahrlich keine bloß geiſtliche Maßregel, das iſt ein Verſuch, ein überwiegend proteſtantiſches Land als ein von katholiſchen Prieſtern beherrſchtes hinzuſtellen. Wenn man dieſen erſten Verſuch ſtillſchweigend duldet, ſo wird bald ein kühnerer folgen.“ Zum Schluß verhieß er, in den nächſten Tagen eine auf dieſen Gegenſtand bezügliche Bill einzubringen.

Es geſchah am 7. Februar. In der Rede, mit der Lord Ruſſell ſeinen Vorſchlag einleitete, ſetzte er nochmals die Größe der päpſtlichen Anmaßung in helles Licht. „Es iſt, ſagte er, kein Land in Europa, welches ſeine Unabhängigkeit werth hält, ſei es noch ſo groß oder noch ſo klein, dem der Papſt den Schimpf zu bieten gewagt hätte, welchen er dem Königreich England angethan hat. Ohne Rückſicht auf die Unabhängigkeit dieſes Reiches, ohne zu fragen, ob es eine Obrigkeit in dieſem Lande gäbe, deren Rechte verletzt werden könnten, aus voller päpſtlicher Machtbefugniß iſt das Document erlaſſen, wel-

ches einen Erzbiſchof ernennt, welches ihn betitelt nach dem Königsſitze des Reiches, nach der Metropole, in welcher das Parlament tagt.“ Die Bill ſelbſt beſchränkte ſich auf zwei Punkte. Sie verbot die Annahme eines Biſchofstitels allen nicht zur Staatskirche gehörigen Geiſtlichen und alle Vermächtniſſe und Schenkungen an ſolche Perſonen. In der Debatte darüber geſchahen die leidenſchaftlichſten Angriffe auf den Miniſter. Die Oppoſition, von der ſie ausgingen, beſtand aus ſehr verſchiedenen, ja einander ganz entgegengeſetzten Beſtandtheilen, aus Tories, die ſich der Bill als eines der zum Sturze des Miniſteriums anzuſetzenden Hebel bedienen wollten, aus irländiſchen Katholiken, aus den entſchiedenſten Liberalen und aus einem Theile der Peeliten. Dem ganzen Geſetze wurde theils Unduldſamkeit vorgeworfen, theils ein ſehr geringfügiger Inhalt nach einem gewaltigen Anlauf.

Ehe die Angelegenheit völlig entſchieden war, dankte das Whigcabinet anderer Fragen wegen ab, trat aber, da ſeine Gegner keine Verwaltung zu Stande bringen konnten, bald wieder ein und legte nun eine veränderte Bill vor, die ſich darauf beſchränkte, auf die unbefugte Annahme von Kirchentiteln eine Geldſtrafe von hundert Pfund Sterling zu ſetzen. Es befriedigte dieß keine Partei, denn die Liberalen wollten gar keine Einmiſchung der Regierung in die Angelegenheit, und die ſtrengen Anglicaner verlangten weit mehr. Die Debatte über die neue Form der Bill zog ſich hin von einem Tag

zum andern und artete zuweilen in große confeſſionelle Erbitterung und in tumultuariſche Auftritte aus. Die Liberalen zollten beſonders einer am 20. März von Sir James Graham gegen das Geſetz gehaltenen Rede Beifall, die man in der That ein Meiſterſtück von Beredſamkeit nennen kann, wie es jetzt auch in England nur ſehr ſelten noch gehört wird. Der Redner ſtellte die Bill dar als einen Bruch mit dem großen Princip der Duldung, welches die Emancipation von 1829 hervorgerufen habe. Er meinte, wenn die kirchlichen Verhältniſſe der engliſchen Katholiken von Biſchöfen geleitet würden, ſei der Einfluß des Papſtes auf ſie lange nicht ſo groß, als wenn es, wie bisher durch apoſtoliſche Vicare geſchehe. — Lord John Ruſſell ſagte in ſeiner Erwiederung: „Die römiſche Kirche macht neuerdings Anſtrengungen ihre Macht wieder auszudehnen, welche, wenn ſie gelängen, Europa's Freiheit vernichten würden. Seit zwei Jahren hat ſie in vielen Staaten Vorrechte erhalten, die man ihr früher ſorgſam vorenthielt. Alle Freunde der Freiheit in Deutſchland, in Italien, in ganz Europa blicken voll Spannung auf euch. Und wenn ihr nach der allgemeinen Entrüſtung und Aufregung des Landes nun die Bill verwerft, welche die Rechte und Freiheiten dieſer Nation zu wahren bezweckt, wenn ihr ſie verwerft, ohne eine klare Maßregel an ihre Stelle zu ſetzen, dann werden die Freunde der europäiſchen Freiheit fühlen, daß die römiſche Kirche zu ihren andern großen Triumphen dieſe neue große Eroberung gefügt hat, einen Triumph

über den Geiſt der Männer von England." — Es war denn auch das Parlament ſo überzeugt, daß etwas wider die Anmaßungen Roms geſchehen müſſe, daß am 25. März die zweite Leſung der Bill mit der ungeheuren Majorität von 438 gegen 95 durchging. Dem vollen Abſchluß des Geſetzes im Unterhauſe gingen abermalige Verhandlungen voran, durch welche die Bill einige verſchärfende Amendements erhielt. Dann ging ſie durch die übrigen Stadien der Geſetzgebung.

Aber ſie blieb ein todter Buchſtabe, ein fulmen brutum. Die Aufregung in Irland war ſo groß, der dortige Klerus legte es ſo entſchieden darauf an, einen Bürgerkrieg anzufachen, daß die Miniſter vor einer ſolchen Gefahr zurückſchreckten, und es für klüger hielten, von der mühſam errungenen Waffe keinen Gebrauch zu machen, zumal in dieſer Zeit zu Haus und draußen im übrigen Europa anderer Brennſtoff im Ueberfluß aufgehäuft lag. Die Regierung legte daher das Geſetz ſtill zu den Acten; ihr ins Angeſicht trotzend, nannten ſich fortwährend Wiſeman Erzbiſchof von Weſtminſter und Dr. Cullen Erzbiſchof von Dublin.

Welch ein Triumph für die Curie und für die ganze große Schar ihrer Anhänger in und außer England! Die Regierung des durch ſeine Freiheitsliebe, durch die Eiferſucht auf ſeine Unabhängigkeit altberühmten engliſchen Volkes war ſcheu zurückgewichen vor der Anmaßung, es wie ein unterworfenes einzupferchen in Bezirke, die fremde Laune abgeſteckt hatte. Deutſche Zei-

tungen, und zwar ziemlich unkirchliche, hatten prophezeiht, daß der Papst und seine Autorität in England einen schlimmen Stoß erleiden würden; sie hatten von der Agitation gegen die päpstliche Anmaßung gesagt, sie schreite fort mit der zähen, unerschütterlichen Energie, dem würdevollen Ernst, dem praktischen Takt, durch welche die Briten sich bei solchen Anlässen vor allen Völkern der Erde auszeichneten. Von diesen zuversichtlichen Vorhersagungen war nichts in Erfüllung gegangen. Der breite und geräuschvolle Strom dieser Agitation hatte sich kläglich und spurlos im Sande verlaufen. Wiseman schüttelte wirklich „die rothen Lappen der scharlachenen Dame" dem rasch abgespannten John Bull ungehindert ins Angesicht, und kein Gloster trat auf, seinen Cardinalshut mit Füßen zu treten.

Ich habe diese Begebenheit eine sehr lehrreiche genannt, und sie ist es in mehr als einer Beziehung. Einmal ist es ein neuer und starker Beweis für die Wahrheit, daß man dem Wachsthum des Ultramontanismus, zumal in einem wesentlich protestantischen Lande, gleich im Beginn mit aller Energie entgegentreten muß, weil, wenn man ihm Raum gönnt, seine Kräfte rasch ins riesenhafte wachsen, und er dann vermöge seiner unsichtbaren Gewalt über die Gemüther der Schwachköpfigen und der blinden Menge unfaßbar ist. Und ferner läßt uns diese Geschichte einen tiefen Blick thun in die Beschaffenheit des englischen Protestantismus und in das Unzureichende seiner Mittel bei einer praktischen Frage.

Die Starrheit, in welche die anglicaniſche Kirche verfallen iſt, rächt ſich an ihr fortwährend auf das bitterſte. Es iſt ein innerer Widerſpruch zwiſchen ihrem eigenen halbkatholiſchen Beharren in den engen Grenzen des Buchſtabens und der Gebräuche, aus welchem der Puſeyismus hervorgegangen iſt, und der Heftigkeit ihres Zornes gegen die Anmaßungen Roms. Man kann es keinem verdenken, wenn er darin nur einen perſönlichen, egoiſtiſchen, für die Erhaltung der eigenen Vorrechte und der eigenen Herrſchaft beſorgten Eifer des anglicaniſchen Klerus ſieht. Von dieſem Standpunkt aus kommt man leicht zu der Meinung, der ganze Streit ſei doch nur einer zwiſchen zwei gleich pfäffiſchen Heerlagern, und hieraus entſprangen der Titelbill ſo manche geiſtig begabte Widerſacher. Aber dieſen kirchlich-liberalen Engländern muß man vorwerfen, daß ſie mit ihrem ſentimental-kosmopolitiſchen Duldungsgrundſatz der Bedeutung des Kampfes keineswegs auf den Grund ſehen. Ja, wenn es ſich nur um die Unterdrückung der bornirten, eigenſüchtigen Intoleranz der Hochkirchenmänner handelte! Dieſer gegenüber haben Andersdenkende allerdings gegründeten Anſpruch auf kräftigen Schutz. Aber es handelt ſich um die Abwehr einer Religionspartei, die, unter dem Scheine, bloße Duldung anzuſprechen, in ihrem Schoße die ärgſte Unduldſamkeit und die conſequenteſte Verfolgungsſucht, welche die Welt je geſehen hat, birgt. Es handelt ſich nicht um die bürgerlichen Vorzüge irgend einer F o r m des Proteſtantismus, ſondern um den Schutz

des proteſtantiſchen Geiſtes gegen ſeine ingrimmigſten Widerſacher. Auf dieſen Geiſt hat ſich ein Gegner der Titelbill allerdings auch berufen. Es iſt Sir James Graham, der in der angeführten glänzenden Rede ſo ſpricht: „Ich ſage den Proteſtanten Englands: ſuchet nicht euren Schutz in Parlamentsacten! Suchet ihn in der Anhänglichkeit des engliſchen Volks an die reine Lehre! Einige mögen verſucht werden und verloren gehen, aber die tiefe Strömung des engliſchen Gefühls iſt durch und durch proteſtantiſch. Dieß Gefühl iſt in die Herzen, in die Bibeln des Volkes eingeſchrieben, und ſo lange es dieß Gefühl bewahrt, iſt kein Grund für dieſe Bill.“ Sehr wohl geſagt und ſehr ſchön! Daß aber „Einige verloren gehen mögen“, iſt rhetoriſcher als wahr. Nicht Einige, ſondern Viele, ſehr Viele waren verloren gegangen, ihre Zahl wuchs noch immer, und nicht Wenige aus den Reihen der anglicaniſchen Geiſtlichkeit, auf welche das engliſche Volk bisher als auf ſeine Leiter und Führer im Glauben geblickt hatte, gehörten dazu. Es war dieß ſchon ſchlimm genug, denn viele Laien geriethen dadurch in Verſuchung; es wurde aber noch ſchlimmer, als alte und neue Katholiken ſich verbanden, um nach den Winken des Papſtes England als ein auch der Form nach ſchon katholiſches Land zu behandeln. Wie die Menſchen nun einmal ſind, hat das Aeußere großen Einfluß auf das Innere, und die Verſuchung wirkt um ſo ſtärker, je imponierender und ſiegesgewiſſer ſie auftritt. Es war alſo nichts Unzweckmäßiges, wenn die Staatsregierung dieſe neue, Vielen

imponirende Herrſchaftsentfaltung nicht dulden wollte, noch etwas Intolerantes, da ſie dem Cultus der Katholiken damit nichts in den Weg legte. Nicht die Titelbill iſt demnach zu tadeln, ſondern die klägliche Schwäche iſt es, daß man das mühſam Errungene nicht durchzuführen wagte und dem Gegner dadurch zu einer neuen Erhöhung ſeines ſtolzen Siegesgefühls verhalf*).

Man hatte wol Urſache über die Siege, die Rom in England davon getragen hatte, zu ſtaunen; noch überraſchender aber waren die gleichzeitigen außerordentlichen Vortheile, welche die Ultramontanen in Frankreich errangen.

Dort ſchienen die Richtungen und Neigungen der Klerikalen mit denen der Legitimiſten aufs engſte verbunden. Man konnte nicht anders meinen, als daß jedes Regierungsſyſtem in dem Maße, wie es ſich von den Grundſätzen und Beſtrebungen der letztern entferne, auch den erſtern entgegen ſein müſſe, mehr alſo noch als der Orleanismus, der ſchon die entſchiedene Prieſterpartei als Feind anſehen mußte, der Bonapartismus. Aber das Gegentheil geſchah. Die Begünſtigung des Ultramontanismus durch den neuen franzöſiſchen Kaiſer ging noch

*) Beſſer wol noch als vor zwei Jahren, wo das Obige geſchrieben wurde, begreift man dieſe Schwäche heute, da es täglich klarer wird, daß den Engländern von der Staatskunſt der alten Römer nichts ſo ſehr abhanden gekommen iſt als das debellare superbos.

weit über die hinaus, welche ihm die Reſtauration offen zu gewähren gewagt hatte.

Mit Erſtaunen ſah die Welt, wie Louis Napoleon, im vollſten Gegenſatz mit der Politik des Oheims, bemüht war, dem Klerus Vortheile zuzuwenden und allen ſeinen Wünſchen entgegenzukommen. Von dem eingezogenen Vermögen der Orleans beſtimmte er zehn Millionen zu einem Penſionsfonds für katholiſche Geiſtliche. Er hob den Einfluß der Biſchöfe und gab den höchſten Prälaten Sitz und Stimme in ſeinem Senate. Er hatte nichts dagegen, daß die Biſchöfe die Selbſtändigkeit, die in den Grundſätzen des Gallicanismus liegt, ganz aufgaben, ſich auf das engſte an Rom anſchloſſen und dadurch deſſen Einfluß auf die kirchlichen Verhältniſſe des Landes bedeutend erhöhten. Er ſah zu, wie ein Kloſter nach dem andern wieder aus dem Boden ſtieg, die geiſtlichen Orden ſich nach Herzensluſt ausbreiteten und neben ihnen die Verbindungen mit mehr angeblichen als wirklichen Wohlthätigkeitszwecken, die über außerordentliche Geldmittel verfügten. Er, der immer die Grundſätze von 1789 im Munde führt, verletzt fortwährend die in ihnen begründete Gleichberechtigung aller Bekenntniſſe, indem er dem Klerus den Proteſtantismus opfert. Er hat die Bibelgeſellſchaften verboten, läßt durch Präfecten die Ausbreitung der evangeliſchen Lehre in jeder Weiſe hindern, die Erlaubniß, neue Gemeinden zu ſtiften, unter allerlei Vorwänden völlig ungeſetzlich und willkürlich verſagen. Daß die Unterdrückten, wenn ſie klagen, auch bei der

höheren Behörde kein Recht finden, dafür iſt geſorgt. Dagegen werden den katholiſchen Geiſtlichen alle Mittel, Propaganda zu machen, geſtattet. Noch erſtaunlicher als alles dieß aber iſt, daß der Kaiſer auch dem Streben des Klerus, den ganzen, den höhern wie den niedern Jugendunterricht in ſeine Hände zu bekommen, nicht entgegentritt, es vielmehr zu fördern ſcheint. Denn jeder gebildete Franzoſe hält die ſchrankenloſe Ausbreitung der geiſtlichen Schulen und die Unterdrückung der übrigen, wohin die heißeſten Wünſche des Klerus gehen, mit Recht für das größte Unglück, welches der Nation widerfahren kann. Die klerikalen Schulen ſind der Tod der Geiſtesfreiheit; ihr letzter Zweck iſt, nachdem ſie alle andern verdrängt haben, die ganze Jugend des Landes zu willenloſen Werkzeugen des Prieſterthums zu erziehen. Und welche erſtaunliche Ausgelaſſenheit wird der ultramontanen Preſſe geſtattet! — ihr allein, während die übrige auf das läſtigſte bedrängt wird. Alles, was der feſte Glaube an die nächſtens zu vollendende Univerſalherrſchaft Roms über die Geiſter an Frechheit, was der Uebermuth an Maßloſigkeit, was Haß und Wuth gegen Andersdenkende an Gift erzeugen können, brachte und bringt ſtraflos das „Univers“.

Man begreift, was Louis Napoleon zu dem Streben brachte, ſich die Prieſterſchaft geneigt zu machen. Die Bauern haben durch das allgemeine Stimmrecht ſeinen Thron aufgerichtet; getragen und erhalten wird er vornehmlich durch das Heer, deſſen größerer Theil wiederum

aus Bauern beſteht, und den Sinn der Bauern lenkt Niemand ſo wie der Prieſter, aber man begreift nicht, wie der kluge, erfahrene Kaiſer glauben mag, daß der Klerus ſich mit der ihm im Bereiche der Kirche und Schule angewieſenen Herrſchaft immer begnügen, daß er von dieſen Gebieten nie hinübergreifen wird auf andere. Wann hätte die römiſche Prieſterherrſchaft eine ſolche Enthaltſamkeit je bewieſen, als wenn ſie durch eine mächtige Hand dazu gezwungen war? Auf die Länge werden Conflicte ſchwerlich ausbleiben*).

Wie dem auch ſei, der Ultramontanismus und ſein dumpfer Druck auf die Geiſter hatte um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das Uebergewicht unter einer Nation gewonnen, die ſich ſeit zwei Jahrhunderten rühmt, allen andern mit dem Lichte der Intelligenz voranzugehen. Und vermöge des großen Zuſammenhangs unter den Werkzeugen und Gliedern des römiſchen Syſtems in allen Ländern werden die Wirkungen dieſes Drucks auch bei andern Nationen gefühlt, und vornehmlich bei unſern armen, vielbedrängten und vielgeprüften Deutſchen.

*) Sie ſind früher und bedeutſamer eingetreten, als man in der Mitte des Jahres 1859 vermuthen konnte.

Fünfundvierzigster Brief.

1859.

Je entschiedener der moderne Staat sich seiner Aufgabe bewußt wird, alle Thätigkeitskreise, Interessen und Bestrebungen seiner Angehörigen von einem einheitlichen Standpunkte aus zu schützen und zu pflegen, und, bei aller Anerkennung der Selbständigkeit besonderer Kreise in bestimmten Grenzen, sie doch nie zum Schaden des Ganzen über diese Grenzen hinausschweifen zu lassen; desto mehr begreift er auch die Nothwendigkeit, die Kirche von solchen Ausschweifungen abzuhalten und, wo die Einheit der Staatszwecke es unumgänglich fordert, sie der Staatsaufsicht zu unterwerfen. Diese Wachsamkeit hat der Staat hauptsächlich der römischen Kirche gegenüber zu üben, denn in der protestantischen haben besondere Umstände ihrer Entwickelung den Landesregierungen meistentheils nur zu viele Gewalt eingeräumt. In der römischen Kirche aber bestand ein so schneidender Conflict zwischen den Bestrebungen und Zielen der Hierarchie und den richtigen Grundsätzen der Staatsleitung,

daß dieſe es zu einer ihrer Hauptſorgen machen mußte, jene in Schranken zu halten und ſie an ſtörenden Eingriffen in das Staatsleben zu hindern. Man kann den kirchlichen Reformen Joſephs II. in einigen Punkten ein zu tiefes Einſchneiden in Dinge, wo der Kirche volle Selbſtändigkeit gebührt, in andern ein gewiſſes Hinneigen zu den Forderungen einer falſchen Aufklärung vorwerfen; im Ganzen aber waren die Grundſätze, von denen der Kaiſer ausging, wohlberechtigte, ihre Durchführung für die Entwickelung eines geſunden Staatslebens in Oeſterreich eine Nothwendigkeit. Aber nicht nur dem großen Kaiſerſtaate kamen dieſe Reformen zu Gute, ſie hatten überwiegenden Einfluß auf die Umbildungen, welche aus den großen Gebietsänderungen in anderen deutſchen Staaten in Folge der durch den Luneviller Frieden angeordneten Säculariſation hervorgingen. Man hat Recht, über die Bonapartiſche Willkür, mit welcher Montgelas in Bayern dieſe Umſchaffungen betrieb, zu klagen; aber es iſt viel leichter, von ſolchen Verirrungen auf den rechten Weg einzulenken, als von jeſuitiſcher Geiſtesverdummung.

Wir haben ſchon geſehen, wie freudig und begierig die deutſchen Biſchöfe ſich Grundſätze der Revolution aneigneten, um Forderungen zu Gunſten des katholiſchen Kirchenregiments darauf zu bauen. Eben auf die Sprengung aller Bande, in welchen die Staatsautorität ſie hielt, gingen dieſe Forderungen, und zwar wollten ſie nicht nur der Beſchränkungen, welche die Staasgrundſätze des acht-

zehnten Jahrhunderts ihnen aufgelegt hatten, entledigt sein, sie wollten viel weiter zurückgehen, bis in das Mittelalter hinein. Die Verabredungen, welche man auf jener Zusammenkunft zu Würzburg getroffen, die Erklärungen, welche man von dort aus in die Welt geschickt hatte, wurden der Ausgangspunkt für diese Bestrebungen. Was die Bischöfe verlangten, war nicht weniger als eine vom Staat ganz losgelöst'te hierarchische Selbständigkeit, die volle Unabhängigkeit ihrer Kirchenverwaltung ohne irgend eine Einwirkung der weltlichen Regierung. Die beiden deutschen Großmächte gingen mit Willfährigkeit voran, besonders Preußen, Oesterreich damals noch in weit geringerem Maße. Wie zufrieden der Papst mit den von ihm selbst in einem solchen Grade gewiß nicht erwarteten preußischen Zugeständnissen war, geht daraus hervor, daß er im Juli 1851 den Präsidenten des Ministeriums, Manteuffel, mit dem Großkreuze des Piusordens schmückte. Ueber die große Bedeutung dieser Zugeständnisse sagt ganz richtig Knies in einer lesenswerthen Abhandlung in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur von 1852: „Die Erfolge, welche das katholische Episkopat in Preußen erlangt hat, müssen dem unbefangenen, wie dem befangenen Betrachter in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als alles dasjenige, was der Selbständigkeit der katholischen Kirche in Oesterreich zugestanden worden ist. Wie viel größer erscheinen sie, wenn man bedenkt, daß sie von einer Regierung gewährt wurden, welche die Ge-

ſchichte und die öffentliche Meinung an die Spitze der proteſtantiſchen Staaten in Deutſchland geſtellt hat; wie vielverſprechend ſtellen ſie ſich dar, wenn man erwägt, daß ſie zum Vorbild und zugleich zum Rückhalt dienen könnten für das, was in den übrigen proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands zu erſtreben ſei! Wohl iſt es wahr, daß gleichzeitig, und — wenn man auf die Worte der Geſetze ſieht — mit gleichen Normen auch die Emancipation der evangeliſchen Kirche in Preußen von der politiſchen Staatsgewalt herangedeihen ſollte; aber es hat dieſe durch das innere Weſen der evangeliſchen Kirche für die Staatsgewalten proteſtantiſcher wie katholiſcher Regierungen eine durchaus verſchiedene Bedeutung. Seit langen Zeiten aber iſt dieſer Unterſchied nicht mit ſo handgreiflicher Derbheit von der römiſchen Curie ſelbſt hingeſtellt worden, als es in unſeren Tagen durch die Wiederaufnahme alter Traditionen und Intentionen geſchehen iſt."

Nach dieſen Siegen wurde die Durchführung des Syſtems in den Mittelſtaaten von Weſtdeutſchland mit ſchrankenloſer Anmaßung und dem thätigſten Eifer betrieben. Am 5. Februar 1851 übergaben der Erzbiſchof von Freiburg und die Biſchöfe von Limburg, Rottenburg, Fulda und Mainz, als Biſchöfe der oberrheiniſchen Kirchenprovinz, wie ſie genannt wird, den Regierungen von Württemberg, Baden, beiden Heſſen und Naſſau eine Denkſchrift, in der ſie Löſung von der Staatsaufſicht im Sinne der zu Würzburg aufgeſtellten Grundſätze for-

derten. Die Seele dieſer hierarchiſchen Unverſchämtheit war der neue Biſchof von Mainz, Ketteler, eingeſetzt durch einen päpſtlichen Machtſpruch, nachdem der in beſter Form gewählte Gießener Profeſſor Schmidt mit grober Verletzung der kanoniſchen Rechtsvorſchriften beſeitigt worden war. Indeß wünſchten die Regierungen ſich mit den Kirchenhäuptern zu verſtändigen. Es traten daher im Februar 1852 Bevollmächtigte jener fünf Staaten zu einer Berathung in Karlsruhe zuſammen, und ihrerſeits die oberrheiniſchen Biſchöfe in dem Metropolitanſitze zu Freiburg. Welche Stellung die letztern hier den Regierungen gegenüber einnahmen und behaupten wollten, geht am beſten aus einem in den Tagen ihrer Zuſammenkunft in ihrem Hauptorgane, dem Mainzer Journal, enthaltenen Artikel hervor, in welchem es heißt: „Sollten dieſe Verhandlungen zu dem erwünſchten Ziele nicht führen, ſo würde den Biſchöfen der oberrheiniſchen Kirchenprovinz, um der Stimme ihres Gewiſſens und ihren heiligen Pflichten zu genügen, nichts anders übrig bleiben, als ſelbſtändig und ſolidariſch im Geiſte der biſchöflichen Denkſchrift voranzuſchreiten, ohne Rückſicht auf die etwanigen Folgen und Conflicte, welche daraus hervorgehen können.“ Und ganz in dieſem Sinne ſprachen ſich die Biſchöfe in einer vom 10. Februar 1852 datirten Eingabe an die Regierungen aus. Sie ſeien, ſagten ſie hier, entſchloſſen, an die Erfüllung ihrer Forderungen Alles zu ſetzen, um ihrer „Gewiſſenspflicht und ihres ewigen Seelenheils“

willen — „ohne Rückſicht auf widerſtrebende, noch ſo theure Gefühle, ohne Bangen vor den beweinenswerthen Folgen eines tiefeingreifenden Zwieſpalts zwiſchen der Kirchen- und Staatsgewalt.“

So ſprachen die Biſchöfe, ohne die Ergebniſſe der gleichzeitigen Berathungen der fürſtlichen Bevollmächtigten abzuwarten, den Entſchluß zur Auflehnung gegen ihre Fürſten und eine unumwundene Drohung aus. Und die Eingabe, in der ſie ſich ſo vernehmen ließen, nannten ſie zum ſtärkſten Hohn der Angeredeten eine „gehorſamſte Vorſtellung.“

Mit großer Schlauheit war der ganze Plan erſonnen; mit der klügſten Berechnung folgten die Schritte zur Erreichung des großen Zieles aufeinander. Zuerſt hatte man Forderungen allgemeiner Art geſtellt und von Preußen bedeutende Conceſſionen erlangt. Nachdem, wie man richtig vorausgeſetzt, dieſes Beiſpiel die kleineren Staaten gefügiger gemacht hatte, ging man auf dieſe los mit der vollen Wucht von Forderungen zur Vernichtung jedes ſtaatlichen Einfluſſes auf das weite Gebiet, welches man der Kirche allein vindiciren wollte. Man ſetzte voraus, daß die kleinen Staaten auch gegen das unmäßigſte Begehren keine Widerſtandskraft beſitzen oder nicht wagen würden, ſie zu gebrauchen. Und der Ultramontanismus hat ſich in dieſer Berechnung nicht getäuſcht. Das zeigen die Verträge mit Rom, zu welchen ſich wenige Jahre nachher zwei bedeutende ſüddeutſche Staaten bereitwillig finden ließen. Friede auch

um hohe Preiſe war die Loſung geworden. Vergebens hatten öffentliche Stimmen gewarnt, wie unter andern die treffliche 1854 unter dem Titel „Der Biſchofskampf am Rhein“ erſchienene kleine Schrift.

Solche Erfolge der Klerikalen würden kaum in den Kreis unſerer Betrachtung fallen, wenn ſie nur einen vollkommenen Sieg des Ultramontanismus in der katholiſchen Kirche ſelbſt zur Folge hätten. Aber ihre Tragweite iſt größer. Einmal erhebt dann in Ländern gemiſchter Bevölkerung die Partei ihr Haupt, wie ich ſchon früher bemerkte, weit kecker, ihre Angriffe auf die evangeliſche Kirche werden rückſichtsloſer und heftiger. Dann aber — und hierin liegt die bei weitem größere Gefahr — drohen die von jenen Biſchöfen verfolgten Zwecke, das geiſtige Band, welches die Deutſchen, zu welcher Confeſſion ſie auch gehören, an einander knüpft, zu zerreißen. Zwei Punkte ſind es, die hier in Betracht kommen.

Der eine betrifft den antinationalen Geiſt, zu dem die Biſchöfe ſich bekennen. In der Würzburger Denkſchrift legen ſie „feierliche Verwahrung ein gegen jene nur auf feindſeliger Geſinnung oder Mangel an Einſicht beruhende Darſtellungsweiſe, welche in der katholiſchen Kirche Inland und Ausland unterſcheiden, und darum den Verband mit dem Vater der Chriſtenheit, mit dem Papſte, als Sünde an der Nationalität, als undeutſch und gefährlich zeichnen zu können wähnt.“ Der Proteſtantismus und nicht minder der geſunde, vom

Jeſuitismus nicht angeſteckte Katholicismus müſſen dagegen nachdrücklich verlangen, daß das deutſche Volk geſchützt werde gegen die in der unmittelbaren Einwirkung der Curie auf deutſche Verhältniſſe liegenden romaniſchen Einflüſſe, welche den Kern der Nationalität, die deutſche Geſinnung, anfreſſen.

Den zweiten Punkt bildet das Beſtreben der Klerikalen, die öffentliche Erziehung und den Unterricht an ſich zu reißen. In jener Denkſchrift vom 5. Februar 1851 heißt es: „Die oberrheiniſchen Biſchöfe haben es im Verein mit den übrigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen Deutſchlands bereits in der aus der Würzburger Verſammlung hervorgegangenen Denkſchrift ausgeſprochen, daß unter den Rechten der Kirche das göttliche Recht der Lehre und Erziehung obenan ſtehe; daß ihr von Gott der Auftrag gegeben ſei, die Völker des Erdkreiſes für die höhere, ewige Beſtimmung des Menſchen zu erziehen; daß ſie im Bewußtſein dieſer ihr gewordenen Miſſion ſich nimmer auf den Religionsunterricht allein beſchränkt, ſondern den Menſchen in der Totalität aller ſeiner geiſtigen Kräfte zu erfaſſen und zu ſeiner eigenen Beſtimmung durchzubilden, als ihre Aufgabe erkennt, und daß nach dem Zeugniß der Geſchichte die höheren wiſſenſchaftlichen Anſtalten nicht minder als die Volksſchulen der Kirche ihren Urſprung verdanken.“ In eben der Weiſe behandelt eine ähnliche

Denkschrift des bayerischen Episkopats aus demselben Jahre die Angelegenheit. Sollte man, droht diese, der Kirche die Volksschule, den „einen Arm der Kirche", wie sie hier genannt wird, nicht überlassen, so würde sie sich genöthigt sehen, „neue ihr gehörige Schulen den entchristlichten Staatsschulen gegenüber zu errichten und jedem Gläubigen die Beschickung der kirchlichen zur Pflicht zu machen."

Und welcher Art von Lehrern der Unterricht in der Volks- wie in den höheren Schulen unter der Aufsicht der Bischöfe dann anvertraut werden würde — darüber kann kein Zweifel obwalten. Denn der Unterricht in den Schulen wird natürlich entweder von Priestern selbst gegeben, oder doch unter priesterlicher Einwirkung, Aufsicht und Leitung ertheilt werden. Künftige Geistliche aber sollen nach den Forderungen der Bischöfe ihre Vorbildung in besonderen klerikalen Anstalten erhalten haben und später auf Universitäten nur dann studiren dürfen, wenn deren theologische Facultäten, wie die bayerische Denkschrift dieß ausdrücklich verlangt, unter die unmittelbare Aufsicht des Papstes, der sie durch eigene Organe auszuüben habe, gestellt sind.

Hier enthüllen sich vollkommen der Sinn und die Principien, in welchen die dem Staate entwundene Jugenderziehung künftig geleitet werden soll; hier sehen wir, welche Gattung christlicher Bildung die „entchristlichte" verdrängen soll. Keine andere als eine ganz für ultramontane Zwecke und nach ultramontaner Art eingerich-

tete, folglich dürftige, enge, den Geiſt feſſelnde, ungründliche und undeutſche wird es ſein können und ſein müſſen. Was hier angeſtrebt und bezweckt wird, das iſt mit anderen Worten eine der jeſuitiſchen (auf die ich noch zurückkommen werde) ſehr nahe ſtehende, oder auch ganz jeſuitiſche Bildung.

Nicht der Proteſtantismus als ſolcher, ſondern das in ihm liegende geiſtige, den Geiſt bildende Princip hat ſeit der Reformation in der deutſchen Nationallitteratur obgewaltet, und ſie mehr und mehr beherrſcht. Aus dieſem Geiſte, nicht aus den formulirten Bekenntniſſen der Proteſtanten, ſind die hochbegabten Schöpfer der claſſiſchen Periode unſerer Nationallitteratur im vorigen Jahrhundert hervorgegangen. Als ſie auftraten, ſchloßen ſich ihnen Katholiken an und wirkten in ihrem Sinne. Die Mauern, welche ſeit Jahrhunderten die Bekenntniſſe in Deutſchland trennten, begannen zu ſinken.

Dieſe Mauern will das Erziehungsſyſtem, welches die Biſchöfe in jenen Worten zeichnen, wieder aufrichten. Und wenn es auch nicht ſeine beſtimmte Abſicht wäre, es würde gar nicht anders können, weil dieſer Wiederaufbau eine nothwendige Folge ſeines Princips iſt.

Sechsundvierzigſter Brief.

1859.

Trennung der Kirche vom Staat, Befreiung der Kirche von den Feſſeln, welche die Staaten ihr angelegt, das waren Stichwort und Loſung jener unmittelbar auf die Revolution folgenden Zeit und ſind es großentheils noch. Viele gutmüthige Seelen und unklare Köpfe ſprechen es nach, ohne zu bedenken, daß die Befreiung, wenn ſie eine in der That heilſame werden ſoll, eine durch Freie für Freie errungene und in einem freien Sinne durchgeführte ſein muß, ſonſt werden dadurch läſtige Bande in noch viel drückendere und beengendere Feſſeln verwandelt. Und daß die Ultramontanen an keine andere Befreiung gedacht haben, daß ſie nur, um ſolche Feſſeln anzulegen, der Staatsbande entledigt ſein wollen, das beweiſ't der Glaubenszwang, den ſie üben, der Aberglaube, den ſie fördern, und jene Art der Erziehung, durch welche ſie die Geiſter völlig zu beherrſchen zuverſichtlich hoffen.

Zugleich aber beweiſ't dieß ungeſtüme Verlangen,

die weltliche Regierung aus dem Erziehungsgebiet zu drängen, wie es mit der so geräuschvoll im Namen der Freiheit geforderten Trennung von Kirche und Staat eigentlich beschaffen ist. Die Erziehung der Bürger ist ein so wichtiges Stück des ganzen Staatslebens, ihre Ordnung und Leitung eine so angelegentliche Pflicht der Regierung, daß wir uns ein geistiges Walten derselben ohne sie gar nicht denken können, daß sie davon entkleiden, eine ihrer wichtigsten Pulsadern unterbinden heißt. Es zeigt sich also hier handgreiflich, daß mit jenem Geschrei der Ultramontanen nach Trennung nichts gemeint ist, als die vorläufige Verhüllung der wahren Absicht, den Staat unter die Kirche zu stellen in allen Stücken, wo es auf große und wichtige Dinge ankommt, in allen besonders, die dem Kreise des geistigen Lebens angehören, und die weltliche Regierung auf die Rolle einer Ausführerin kirchlicher Pläne und Zwecke zu beschränken, wobei man ihr in materiellen Dingen, im Militär- und Finanzwesen, aber wenig darüber hinaus, einen gewissen freien Spielraum zu lassen gesonnen ist.

Ja, es wurde kaum noch für nöthig erachtet, dieses eigentliche und letzte Ziel der klerikalen Bestrebungen zu verbergen. Es war um diese Zeit, wo die Historisch-politischen Blätter sagten: „Es erscheint für das Verhältniß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt als eine göttliche Ordnung, daß zwar jede von beiden in der ihr angewiesenen Sphäre unabhängig sei, dennoch aber, wegen der höheren Würde des göttlichen Gesetzes

vor dem menſchlichen, die Kirche, als die Trägerin des erſteren, auch einen höhern Rang vor dem Staate einzunehmen habe.“ — Daß der höhere Rang auch eine höhere Gewalt in ſich ſchließen ſoll, weil es ſonſt auf eine bloße Formfrage hinauslaufen würde, verſteht ſich von ſelbſt. Unumwundener noch, da die unerwartet ſteigenden Triumphe eine volle Aufrichtigkeit über das erſtrebte Ziel zu erlauben ſchienen, drückte dieſelbe Zeitſchrift einige Jahre nachher (1855) ihre Anſicht über das Verhältniß beider Gewalten in folgenden Worten aus: „Katholiken, die dieß wirklich und nicht nur dem Namen nach ſind, halten die ſichtbare Kirche Gottes auf Erden und nicht den Staat für den letzten Richt- und Zielpunkt und das wahre Centrum auch der irdiſchen Dinge und können alſo einem politiſchen und bürgerlichen Gemeinweſen ein wahres Daſein und Wirken nur je nach dem Verhältniß zuerkennen, welches dasſelbe zur Kirche einnimmt.“

Alſo nicht Trennung der Kirche vom Staat, ſondern Herrſchaft der Kirche über den Staat — das iſt das wahre Ziel.

Wie aber die ultramontane Kirche ihr Verhältniß zum Staate nicht bloß mit dem Munde bezeichnet, ſondern im Herzen auffaßt, wie ſie namentlich ihre Pflichten gegen den Staat und deſſen Herrſcher, die ſie mit mütterlicher Geſinnung unter ihre Obhut nimmt, erfüllt, darüber gibt es gewiß keinen beſſern Prüfſtein als ihr Benehmen in politiſchen Revolutionen. Und da zeigen

ſich dem Blicke des Beobachters zuweilen die merkwürdigſten Erſcheinungen.

In einem Hirtenbriefe vom 3. Juni 1854 berief der Erzbiſchof von Freiburg ſich auf die Verdienſte, die er ſich während der badiſchen Revolution um die Sache der Legitimität und Ordnung erworben habe. „Obwohl ſtündlich in Todesgefahr, ſagt er, verweigerte ich ſtandhaft und unerſchütterlich der revolutionären Regierung den Eid, bewahrte unter allen Bedrängniſſen meine Liebe und Treue zu meinem rechtmäßigen Staatsoberhaupt, floh nicht von meiner Heerde, ſondern blieb, ungewiß, ob Gefängniß oder Tod mich erwarteten, in ihrer Mitte, um, ſo viel in meinen Kräften ſtand, meine Prieſter und Diöceſanen in Erfüllung ihrer Unterthanenpflicht zu erhalten und zu ſtärken.“ — Der Verfaſſer der ſchon angeführten Schrift „Der Biſchofskampf am Rhein“ weiſ't überzeugend nach, daß hinter allen dieſen Großſprechereien ſehr wenig Wahrheit ſteckt. Der Erzbiſchof konnte ruhig in ſeinem Palaſte bleiben, da Niemand daran dachte, ihm Leid zuzufügen. Von einer Maßregel, die er gegen die Revolution genommen, weiß man nichts. Es iſt kein Erlaß von ihm vorhanden, welcher die Aufſtändiſchen mit kirchlichen Strafen bedroht hätte, eben ſo wenig eine ſchriftliche Ermahnung an ſeine Prieſter, ihren Unterthanenpflichten treu zu bleiben. Im Gegentheil, unter ſeinen Augen geſchah es, daß das Ordinariat die Zöglinge des theologiſchen Collegiums in Freiburg zur Bewaffnung und Waffen-

übung auf einen einfachen Befehl des revolutionären Militär- und Civilcommiſſärs Heuniſch veranlaßte.

Und doch hören die klerikalen und ſonſtigen reactionären Organe nicht auf, die katholiſche Kirche als die feſteſte Stütze der Throne, als die ſicherſte Schutzwehr gegen Revolutionen anzupreiſen.

Ja, wenn es das Beiſpiel des Erzbiſchofs von Freiburg allein wäre, in welchem ſich dieſe vorgebliche Schutzwehr ſo ſchlecht bewährte! Leider aber bricht dieſes Rohr faſt in allen Fällen, wo eine Regierung meint, ſich darauf ſtützen zu können.

Als einige Zeit vor dem badiſchen Aufſtande der Thron der Hohenzollern zu wanken ſchien, als im Herbſt 1848 die Umſturzpartei in der Rheinprovinz die Steuerverweigerung praktiſch auszuführen begann — iſt da wol ein Wort aus dem Munde des Kölner Kirchenhaupts gekommen, welches die „geliebten Erzdiöceſanen“ zur Treue ermahnt hätte?

Und in dem italiäniſchen Kriege dieſes Sommers (1859), was weiß man da zu erzählen von energiſchen Einwirkungen oder auch nur Ermahnungen des Klerus zu Gunſten Oeſterreichs und der vertriebenen Fürſten? Vielmehr leſe ich eben (im September) eine Erklärung der vier toscaniſchen Erzbiſchöfe an den Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten der proviſoriſchen Regierung, in welcher ſie ſich zum „Gehorſam in bürgerlichen Dingen“ verpflichten gegen „die eingeſetzte Obrigkeit, wie immer ſie heißen und wer immer ſie ſein

mag.“ Wo bleibt denn da die feſte Treue gegen die legitimen Herrſcher?

Aber es gibt Beiſpiele von noch ungleich ſtärkeren Verletzungen dieſer Treue und Pflicht. Ich meine nicht aus dem Mittelalter, wo ſie ja ſo häufig vorkommen, daß man zweifeln kann, welches die Regel iſt, welches die Ausnahme. Und die daher genommenen Beiſpiele werden doch bei der Untreue gegen den Fürſten in der Regel wenigſtens Gehorſam und Treue gegen den Papſt bezeugen. Was meinen Sie aber, mein Freund, wenn ich Ihnen einen Fall vorlege, wo Biſchöfe nicht nur von ihrem Fürſten abfallen, ſondern in der Untreue beharren trotz der Vorſtellungen und Abmahnungen des Papſtes.

Sie erinnern ſich ohne Zweifel, daß einer der ſchwerſten Schläge, wol der ſchmerzlichſte, den Joſeph II. erfuhr, der Aufſtand der Niederländer gegen ſeine Herrſchaft war. Auch in der beabſichtigten Umformung der dortigen Verhältniſſe hatte der Kaiſer übereilt gehandelt und Mißgriffe gemacht; wenn man aber den traurigen Zuſtand erwägt, in welchem ſich Belgien damals befand, muß man ſeinen Reformplan im Ganzen und Großen einen nothwendigen und heilſamen nennen. Aber eben darum fand er in dem Adel und Klerus die heftigſten und trotzigſten Widerſacher. Beiden galten die Beſſerung der Zuſtände und der Aufſchwung des Landes nichts, wenn ſie einen Theil ihrer außerordentlichen Vorrechte als Preis dafür zahlen ſollten. Die Geiſtlichkeit,

unter der ſich viele Exjeſuiten befanden, die eine wahre Incarnation des Ultramontanismus bildete, war noch mächtiger als der Adel. „Ihre Häupter — ſagt Georg Forſter — herrſchten in den Verſammlungen der Stände; ihre Schlauköpfe wußten in Schulen und Akademien die Dummheit methodiſch fortzupflanzen, und Alle, vom Höchſten bis zum Geringſten, lenkten das Gewiſſen der Einwohner nach ihrer Willkür.“ — Dieſen Prieſtern erſchien die Erweckung Belgiens aus dem Zuſtande von Erſtarrung und Verdummung, in den es verſunken war, höchſt gefährlich.

Die von den beiden oberen Ständen aufgeſtachelte Unzufriedenheit verbreitete ſich immer mehr und ging 1787 in offenen Aufſtand über. Im December 1789 mußten die kaiſerlichen Truppen die Niederlande räumen; die Stände verſammelten ſich unter dem Vorſitze des Erzbiſchofs von Mecheln, Cardinals von Franckenberg, ſagten dem Kaiſer den Gehorſam auf und erklärten die Provinzen für einen ſelbſtändigen, unabhängigen Staat. Der Kaiſer war in bitterer Verlegenheit. Er hatte ſo viele Kriegs- und Geldmittel in dem unglücklichen Türkenkriege, zu dem ihn ſeine Vergrößerungsſucht verleitet, vergeudet, daß er ſich außer Stande ſah, die aufſtändiſchen Landſchaften ſofort mit Waffengewalt wieder zu unterwerfen. So gewann er es denn ſeinem Stolze ab, den Papſt, denſelben Pius VI., den er ſo ſchwer verletzt, den er acht Jahre vorher in Wien nur empfangen zu haben ſchien, um ihn zu demüthigen, um

Vermittelung bei ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen anzugehen. Eine größere Genugthuung konnte ſich der Papſt nicht wünſchen. Zu einer andern Zeit würde er ſich an der Verlegenheit des Kaiſers geweidet haben; jetzt, nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, bei dem geſpannten, bedenklichen Zuſtande auch in anderen europäiſchen Ländern, hielt er es doch für gerathen, ſeinen Bitten zu willfahren. Am 23. Januar 1790 erließ er an den Cardinal-Erzbiſchof von Mecheln und an die übrigen niederländiſchen Biſchöfe ein Breve des Inhalts, daß der Kaiſer ihm erklärt habe, er wolle den Biſchöfen die volle Ausübung ihrer alten Rechte frei laſſen und eben ſo die früheren Privilegien der Stände, die er aufgehoben, wieder herſtellen. So ſei es denn nun Sache und Pflicht der Biſchöfe, zum Frieden beizutragen und die abgefallenen Unterthanen mit ihrem rechtmäßigen Landesherrn wieder auszuſöhnen. Der Papſt nahm nämlich die Miene an, nicht zu wiſſen, daß die Biſchöfe ſelbſt an der Anſtiftung der Revolution den thätigſten Antheil genommen hatten, um ihnen nicht eine Strafpredigt halten zu müſſen, welche die beabſichtigte Verſöhnung erſchwert haben würde.

Und was thaten die ſo rückſichtsvoll behandelten Biſchöfe? Erfüllten ſie etwa die billigen Wünſche und Ermahnungen des kirchlichen Oberhirten, deſſen Anordnungen die willigſte Folge zu leiſten, ſie ſich ſonſt ſo gern und ſo gefliſſentlich rühmen? Nichts weniger als das! Die Begierde, künftig den Staat allein zu

regieren, und der Haß gegen den aufgeklärten Kaiser überwogen. In ihrem Antwortschreiben an den Papst entschuldigten sie sich erst mit dem Zwange, den sie vom Volk erlitten zu haben behaupteten, welches sich übrigens mit vollem Recht gegen die mit jedem Tage wachsenden Mißhandlungen des Kaisers erhoben habe. Dabei bleiben sie aber nicht stehen. Sie lehnen es entschieden ab, auf Versöhnungsvorschläge des Kaisers einzugehen. Denn die Belgier wären mit den Verheißungen, die man ihnen gemacht und nicht gehalten hätte, schon so oft getäuscht worden, daß sie den jetzt erneuerten nicht mehr trauen dürften. „Wir sind überzeugt — heißt es dann weiter — daß die Nation Alles, was sie gethan, hat thun müssen und rechtmäßig hat thun können, und Keinem von uns kann es mehr erlaubt sein, nach anderen Gesetzen zu leben, als nach denen, welche die Nation der neuen Republik bereits zu geben gewußt hat. Nichts bleibt uns zu thun mehr übrig, als mit vereinigten Herzen und Kräften die Religion und den alten Glauben, diesen bisherigen Stolz des belgischen Volkes, zu schützen. Lassen Sie uns darum, heiligster Vater, auf nichts anders bedacht sein, als den Wolf vom Schafstall abzutreiben und eine Seuche zu entfernen, welche schon gedroht hat, uns anzustecken."

Sind das nicht recht erbauliche Revolutionsanwalte in bischöflichen Röcken? Man muß den Historisch-politischen Blättern einen hohen Grad sophistischer Trug-

kunſt einräumen; wie ſie aber dieſes Schriftſtück bemänteln und entſchuldigen wollen, das wäre ich doch begierig zu ſehen.

Sollte es den Männern, welchen vergönnt iſt, an den Höfen der Fürſten der Wahrheit, des Rechts und des Völkerwohls das Wort zu reden, mit ſolchen Documenten in der Hand nicht gelingen, den Nebel der Vorurtheile zu zerſtreuen und die Wirkung der Einbläſereien zu zerſtören?

Siebenundvierzigſter Brief.

1859.

Ich kehre zu dem Zuſtande Europa's im gegenwärtigen Jahrzehend zurück. Was vermag — ſo muß man leider immer und immer wieder fragen — die Erfahrung von Jahrhunderten? Ihr zum Trotz hörte man nicht auf, zu verſichern, daß die römiſch-katholiſche Hierarchie das ſicherſte Mittel zur Unterdrückung und endlichen gänzlichen Ausrottung des revolutionären Geiſtes, das erprobteſte Vorbauungsmittel gegen den Wiederausbruch der eben erſt mit genauer Noth niedergekämpften Empörung, die feſteſte Burg zum Schutze der Throne und aller monarchiſchen Inſtitutionen ſei — und brachte dadurch das öſterreichiſche Concordat vom 18. Auguſt 1855 zu Stande, dieſen neuen überſchwenglichen Sieg des Ultramontanismus. Ueberſchwenglich muß man ihn nennen, weil das Verhältniß, welches er ſchuf, weit hinausgeht über die Stellung, welche die Kirche in Oeſterreich vor den Joſephiniſchen Reformen eingenommen hatte, ja in manchem Betracht hinausgeht über alle Zuge-

ſtändniſſe, welche die kirchlichſten Fürſten romaniſcher Reiche in den letzten Jahrhunderten der Hierarchie gemacht haben. In Oeſterreich iſt die Kirche durch das Concordat nicht nur jeder ſtaatlichen Oberaufſicht gänzlich enthoben, es iſt dadurch auch der beſte Grund zu einer Unterordnung des Staates unter ihre Gewalt gelegt.

Ob dieſer ſtille Einfluß ſchon mächtig geweſen iſt in der Politik, in der ganzen Staats- und Kriegsleitung, welche dieſes Jahr zu einem ſo unglücklichen für den Kaiſerſtaat gemacht haben — wer, der draußen ſteht, kann es wiſſen? Gewiß aber iſt, daß von den heilſamen Folgen für den Staat, welche die Lobredner des Concordats ſo zuverſichtlich vorausgeſagt haben, nicht das Mindeſte in Erfüllung gegangen iſt. Vielmehr ſind die revolutionären Regungen ſeitdem wieder lebhafter geworden.

Die Beſorgniß, daß eine ſo übermächtige katholiſche Hierarchie den auf den öſterreichiſchen Proteſtanten laſtenden Druck eher vermehren als vermindern würde, war gewiß auch keine grundloſe. Die weltbekannte publiciſtiſche Anſtalt, welche die Schönfärberei der öſterreichiſchen Zuſtände täglich mit einem ſo rührenden Wohlwollen, mit einer, auch wenn ſie tadeln muß, ſo väterlich ſchonenden Milde beſorgt — dieſe Anſtalt hat zwar unaufhörlich verſichert, nach dem Concordat, durch welches man der katholiſchen Kirche nur die ihr gebührende Gerechtigkeit habe widerfahren laſſen, könne die gleiche für die proteſtantiſche nun auch nicht ausbleiben. Aber dieſe letztere hat vier

Jahre auf ſich warten laſſen, und wenn man im fünften den ungariſchen Proteſtanten entgegengekommen iſt, in der nächſten Zeit auch für die in den übrigen Landſchaften vielleicht etwas thut *), ſo hat dieß nicht im Gerechtigkeitsgefühl ſeinen Grund, ſondern in der Nothwendigkeit, die Unzufriedenheit zurückgeſetzter Unterthanen zu beſchwichtigen in der höchſt bedenklichen Lage der öffentlichen Angelegenheiten.

Daß übrigens die Begründer des Concordats keineswegs geſonnen waren, mit ihrer Wirkſamkeit bei dem Kaiſerſtaate ſtehen zu bleiben, vielmehr in wohl bekannter alter Habsburgiſcher Weiſe ſofort darauf dachten, andere deutſche Staaten durch Fortpflanzung der kirchlichen Strömung der Leitung des Wiener Hofes zu unterwerfen — zeigt ihr bald nachher an den Tag gekommener großer Erfolg in Württemberg und in Baden. Der dortige Klerus hatte durch ſeine Anmaßungen und Drohungen, die man nur mit einem furchtſamen Zurückweichen erwiederte, alles trefflich vorbereitet, und das verſtärkte Andringen Oeſterreichs that das Uebrige. In beiden Ländern wurden durch die unglücklichen Concordate wichtige Souveränetätsrechte, die Gleichberechtigung

*) Man hat ſo eben, im Frühling 1861, viel gethan und wird hoffentlich nächſtens das noch Fehlende auch thun. Was aber die Motive betrifft, ſo bleibt nichts deſto weniger das im Texte Geſagte in ſeiner vollen Stärke beſtehen. Es iſt ein Gegenſtand, auf den der Schlußbrief zurückkommt.

der Confeſſionen und der Friede unter ihnen dem trügeriſchen Frieden mit Rom Preis gegeben.

Bleiben wir aber noch etwas bei dem öſterreichiſchen Concordate ſtehen, um einen Blick auf eine wichtige Folge desſelben zu werfen.

Natürlich übergibt das Concordat die „religiöſe Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und nichtöffentlichen Lehranſtalten der Leitung und ſorgſamen Ueberwachung der Biſchöfe“. Religiös iſt ein weiter Begriff. Dinge, die mit dem katholiſchen Glauben nicht aufs genaueſte harmoniren, können in allen Unterrichtsgegenſtänden vorkommen, und ſo haben die Biſchöfe in dieſer Beziehung die ſchönſte Handhabe, ſich in alle Unterrichtsfragen zu miſchen.

Aber dieß ſcheint den Herren doch ſehr umſtändlich und genügt noch lange nicht. Beſſer, wenn nicht nur der niedere, ſondern auch der gefährliche höhere, der gelehrte Unterricht ganz und gar nach einem Syſtem und einer Methode ertheilt wird, welche nicht die Zwecke der Humanität, der echten Sittlichkeit und Geiſtesbildung fördern, ſondern die des Ultramontanismus. Wer hat das aber je beſſer verſtanden, als die Geſellſchaft Jeſu? In deren Händen war ja auch ſeit Jahrhunderten der Unterricht im Kaiſerſtaate.

Es iſt ſehr merkwürdig, aber auch ſehr erklärlich, daß ſchon unter Maria Thereſia die auch in Oeſterreich allmählich eindringende Aufklärung mit der Forderung einer gründlichen Umgeſtaltung des Gymnaſialunter-

richts nicht durchzudringen vermochte gegen die Jesuiten. Auch nach der Aufhebung ihres Ordens blieben sie unter anderen Namen, oder Leute, die in ihrem Geiste handelten und wirkten, an der Spitze der Gymnasien. Oesterreich gegen das übrige Deutschland und besonders gegen die von Protestanten ausgehenden Fortschritte geistig abzuschließen, war ein Hauptbestreben. So blieb denn auch mit wenigen Veränderungen die alte, über Alles klägliche Lehrart und verschuldete nicht zum geringsten Theil, daß Oesterreich in der Geistesbildung und deren Einwirkung auf das Leben hinter andern deutschen Ländern bedeutend zurückblieb.

Endlich schien ein besserer Tag zu leuchten. Ein neuer, nach den Forderungen der fortgeschrittenen Wissenschaft und nach den an anderen Orten gemachten Erfahrungen gestalteter Unterrichtsplan war eine der schönsten Früchte des Systems nothwendiger Umgestaltungen, welches die Revolution von 1848 überdauert hatte. Aber es kam bald ein großer Riß hinein. Vertrauen zur Gesellschaft Jesu und zu ihren Principien der Menschenbildung war eine der Wurzeln, aus welchen das Concordat hervorgewachsen war. Zum höchsten Schrecken aller Freunde wahrer Geistesbildung fing man wieder an, Gymnasien dem Orden zu übergeben, obschon dieser bei seiner alten Weigerung, die Anstalten einer Oberaufsicht des Staats, die angestellten Lehrer einer Prüfung durch dessen Behörden zu unterwerfen, beharrlich blieb.

Es ist in diesem Jahre in Leipzig eine höchst lehrreiche anonyme Schrift erschienen unter dem Titel: „die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten". Daß ihr Verfasser kein Fremder, kein Demokrat noch Protestant ist, sondern ein conservativer, gut katholischer Oesterreicher und ein gründlicher Kenner des Gegenstandes wie der ganzen einschlagenden Litteratur, zeigt sich auf das unzweideutigste. Ohne alle Leidenschaft, ruhig und genau prüfend, weis't er nach, wie unzweckmäßig der Unterrichtsplan der Jesuiten ist, wie veraltet, fehlerhaft und zum Erschrecken unbrauchbar ihre trotzdem noch immer beibehaltenen Schulbücher sind, wie ungenügend sie selbst den fast einzigen Gegenstand ihres Unterrichts, das Latein, lehren, obschon es in den oberen Classen die Muttersprache völlig verdrängt. Die Schüler bringen es darin höchstens bis zu einer gewissen Fertigkeit, sich schlecht und barbarisch auszudrücken. Mit den Classikern und ihrer Sprache werden sie nur oberflächlich, dürftig und durch schlechte Auszüge bekannt gemacht. Vom Griechischen, der Geschichte und Erdbeschreibung, der Mathematik und den Naturwissenschaften werden kaum die Anfangsgründe gehörig getrieben. Das Resultat seiner Nachweisungen faßt der Verfasser folgendergestalt zusammen: „Es ist ein System der geistlosesten Dressur in einer selbstgeschaffenen Sprache, ohne allen wahren Werth, wie es in der einseitigsten Weise nur immer ausgedacht werden konnte. Vom Mittelalter herüber hat dasselbe seine Formen entlehnt, aber damals waren diese

Formen durch den gesammten Inhalt des Wissens und der Bildung der Zeit ausgefüllt und entsprachen also denselben. Schon zur Zeit der Abfassung der Ratio studiorum dagegen wird man kaum behaupten, daß alle Cultur derselben in diesen Formen hätte Raum finden können. Nun wurde mit Beharrlichkeit und Consequenz Alles ausgeschieden, was da nicht hineinpaßte, und mit jedem Jahre des erweiterten menschlichen Wissens schrumpfte das System mehr zum dürren Formalismus zusammen gegenüber den Fortschritten, welche das Leben der Völker gemacht hat. Indem man auch gegenwärtig an diesem starren Gebäude festhalten will, sieht man sich in der Lage, abermals alle die Disciplinen davon entfernt zu halten, welche in das dürre Schema: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, nicht passen wollen. Hier tritt man nun in einen Gegensatz zu der gesammten Zeitrichtung, zu den gesammten Culturbedürfnissen, welche offen als eine Krankheit der Zeit, die der Heilung bedarf, geschildert werden."

Trotz aller gründlich und überzeugend nachgewiesener, offenkundiger, handgreiflicher Mängel steht auch außer Oesterreich die Unterrichtskunst der Jesuiten in außerordentlichem Rufe. Von nah und fern schicken Katholiken, besonders Edelleute, Kinder in ihre Anstalten. Ja, ich kenne gut protestantisch gesinnte Schweizer, die bei allem Bewußtsein der politischen Gefahren, welche die Jesuiten über ihr Vaterland gebracht haben, doch meinen, daß sie als Jugenderzieher Vorzügliches leisten.

Es iſt eben die mechaniſche, äußerliche Abrichtung, welche ſo imponirt. Und was die vornehmen Katholiken betrifft, welche ihre Söhne den jeſuitiſchen Erziehungshäuſern anvertrauen, ſo thun ſie dieß in dem mehr oder weniger deutlichen Bewußtſein, daß die Jugend dort am ſicherſten und geſchickteſten in die Weltanſchauung eingeweiht und auf die geiſtigen Grenzen beſchränkt wird, welche den ultramontan geſinnten Vätern als die allein wünſchenswerthen und erſprießlichen erſcheinen.

Die Erziehungs- und Unterrichtszwecke der Jeſuiten ſind, von der innern Seite betrachtet, negativer Art. Denn der Menſch ſoll bei der äußerlich gegebenen und von der Kirche aufgeſtellten Autorität feſtgehalten werden. Darum kommt es vor allem Andern darauf an, ihn zu bewahren vor allen Einwirkungen, die ihn zu einem Gedankenſchwung, zum Wahrheitsforſchen, zum Nachdenken über die Berechtigung jener Autorität, überhaupt zu geiſtiger Selbſtändigkeit führen können. Darum wird den Schülern aus den großen und lebensvollen Gebieten der Philoſophie, der Philologie, der Geſchichte nur das dürre und todte Schema dargeboten, durch welches

der Geiſt wird wohl dreſſirt,
In ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt.

Und daß ſie im Lateiniſchen bis zu einer gewiſſen mechaniſchen Fertigkeit, ſo weit ſie durch Gedächtnißwerk erreichbar iſt, geführt werden, hat ſeinen Grund in demſelben maßgebenden pädagogiſchen Princip, den Menſchen zu erziehen vornehmlich für die Zwecke der römiſchen

Kirche. Das Höchſte, was durch die in den Jeſuitenſchulen überlieferte Latinität erreicht werden kann, iſt gerade das jene Zwecke am meiſten Fördernde, das Denken nämlich im Jeſuitenlatein, welches den Geiſt feſthält bei der Art von allgemeiner Weltanſchauung, die der Kirche genehm iſt, und ihn bewahrt vor der national gefärbten, die ihr ſo verhaßt iſt. Keine aber iſt es in dem Grade wie die deutſche, ſchon an und für ſich, weil ſie ihrer eigenſten Natur nach antiromaniſch iſt, dann ihrer mit einem proteſtantiſchen Hauche durchwehten Litteratur wegen. Darum wird in den Jeſuitenanſtalten in Deutſchland die Mutterſprache ganz in den Hintergrund geſchoben. Die Furcht vor ketzeriſcher Anſteckung erſtreckt ſich über die Litteratur hinaus auf jede verſtändige Unterrichtsmethode. Noch ganz kürzlich hat man geglaubt, die jetzt in Oeſterreich durch die Regierung angeordnete, für die den Jeſuiten übergebenen Gymnaſien leider nicht gültige Methode nicht beſſer verſchreien zu können, als wenn man ſagte, ſie gehe darauf aus, die Jugend zu proteſtantiſiren und zu Berlinern zu machen. Der Mann, der dieß ſchrieb, bedachte nicht, daß dem Uebergewicht der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft und Pädagogik gar kein glänzenderes Zeugniß ausgeſtellt werden könne.

So groß ſind die Gefahren, welche der deutſchen Jugend von der Erziehung durch die Jeſuiten drohen, und nicht der katholiſchen allein, da die unter Katholiken zerſtreut lebenden Evangeliſchen leider ſo häufig genöthigt

ſind, ihre Kinder in katholiſche Schulen zu ſchicken. Denn wenn die Dinge ſo fortgehen, wie es jetzt den Anſchein hat, werden die Jeſuiten immer mehr und mehr katholiſche Anſtalten an ſich reißen.

Und dieß hängt wiederum eng zuſammen mit den geräuſchlos, aber fortgehend wachſenden Niederlaſſungen dieſer Geſellſchaft beſonders an Orten, wo ſie entweder bald eigene Erziehungshäuſer zu gründen vorhaben, oder doch, wenn für die nächſte Zeit dazu noch keine günſtigen Ausſichten vorhanden ſind, auf bereits beſtehende Lehranſtalten, ja ſelbſt auf Univerſitäten, einen ſtillen Einfluß zu gewinnen hoffen.

Um die daraus entſpringenden Gefahren für das ſittliche und geiſtige Wohl Aller richtig zu ſchätzen, bedarf es keiner entlegenen, ſchwer zu erlangenden Einſichten und Erfahrungen. Was die Jeſuiten waren und ſind, was ſie gethan haben und thun, bezweckt haben und fortdauernd bezwecken, und mit welchen Mitteln — darüber liefert die Geſchichte von drei Jahrhunderten eine unermeßliche Reihe der ſprechendſten Zeugniſſe. Was freilich durch die Jeſuiten und ihre Freunde geſchehen konnte, das Urtheil Oberflächlicher und Leichtgläubiger zu verwirren, das iſt geſchehen. Die fein berechnende Klugheit, die ſie faſt immer anzuwenden verſtanden, hat ſie auch hier nicht verlaſſen und iſt um ſo wirkſamer geweſen, da ihre Maßregeln nicht von dem Belieben und der Stimmung Einzelner abhangen, ſondern von der Geſammtleitung des Ordens. Wenn in den Miſſionen nach fernen Ländern —

im Sinne der Obern unternommen, dem Papſte und dem Orden die Erde zu unterwerfen — Verfolgungen über ſie ergingen, hat man nicht Worte finden können, die Seelenſtärke dieſer Glaubensmärtyrer zu preiſen. Im Verhältniß zu der außerordentlichen Zahl von Mitgliedern, die im Orden ſeit ſeinem Beſtehen eine gelehrte Bildung erhielten, haben die Jeſuiten im Ganzen nicht viel für die Wiſſenſchaft geleiſtet; dieſes Wenige aber hat man bei jeder Gelegenheit mit prunkenden Worten herausgeſtrichen. Auf Angriffe, auch auf die ſtärkſten, ſind ſelten Erwiederungen erfolgt; denn man hat richtig berechnet, die Abwehr, die doch keine recht ſiegreiche ſein könne, würde weniger nützen als ſchaden, weil ſie die Anſchuldigung im Gedächtniß der Menſchen auffriſchen und weiter verbreiten würde. Der Argwohn, der den Jeſuiten auch nicht begangene Sünden zuſchreibt, weil ſie ſie möglicherweiſe begangen haben könnten, hat zu ſtarken Uebertreibungen in Darſtellungen ihrer Geſchichte geführt, die ihnen weſentlich genützt haben: Sehet, hat es da geheißen, ſo werden die trefflichen, unſchuldigen Väter verleumdet, und ſo ſind alle Anklagen gegen ſie nichts als Verleumdungen, von Neid und Feindſchaft nicht nur gegen den Orden, ſondern zugleich gegen das Chriſtenthum eingegeben! Hin und wieder hat wol einmal auch ein bedeutender proteſtantiſcher Autor unter dem Eindruck der Gefahren, mit welchen die den jeſuitiſchen Grundſätzen entgegenſtehenden, auflöſenden und zerſetzenden drohen, etwas zum Lobe des Ordens geſagt. Auf dieſe ſehr wenigen

Stellen beruft man ſich unaufhörlich und wiederholt ſie bis zum Ekel. Sonſt ſind die proteſtantiſchen Schriftſteller natürlich abgeſagte Feinde des Ordens, und doch iſt es die Frage, ob ihnen nicht unter den Katholiken noch zahlreichere Gegner erwachſen ſind; wenigſtens hat es ſeit ſeiner Entſtehung nie an ſehr ernſten und frommen Männern im Schoße der katholiſchen Kirche gefehlt, welche die Gefahren, die der Religion und der Moral von den Jeſuiten und ihren Grundſätzen drohen, aufgedeckt haben. Nichts deſto weniger iſt in unſern Tagen, von der wiſſentlichen Verleugnung der Wahrheit ſowol als von der dreiſten Unverſchämtheit der Unwiſſenheit, die Behauptung gewagt worden, die Angriffe auf die Jeſuiten ſeien ein Erzeugniß des Unglaubens und der Frivolität der neueſten Zeit, von ſchlechten Romanſchreibern ſei der Orden mit unverdienten Schmähungen überhäuft worden, und der Leichtſinn der Welt habe dieß begierig ergriffen und verbreitet. Solche Reden haben ſelbſt in einer hohen Verſammlung eines großen deutſchen Staates Widerhall gefunden, und Niemand hat den Muth gehabt, aufzuſtehen und ihre Leerheit darzuthun.

Es ſind beſondere Siege, welche die Wahrheit feiert, wenn ſie ganz unerwartet Beſtätigung erhält aus einer Quelle, wo man ſie am allerwenigſten erwarten konnte. Wie es zugegangen, daß der überwiegende Einfluß der Jeſuiten am römiſchen Hofe einmal auf kurze Zeit zurückgedrängt war — in dieſes Geheimniß werden wol nur ſehr Wenige eingeweiht ſein. Genug, daß es eine

ſolche Pauſe in dieſem Einfluß geweſen ſein muß, während welcher die Curie den Entſchluß einer Ehrenrettung Clemens XIV. gegen die unwürdigen Beſchimpfungen durch den Orden und deſſen Freunde nicht nur faſſen, ſondern auch ausführen konnte. Den Auftrag hierzu erhielt ein Mann, an deſſen entſchieden ultramontaner Geſinnung und Bereitwilligkeit, die römiſche Kirche in das möglich beſte Licht zu ſtellen, auch ihre eifrigſten Anhänger nicht zweifeln können, der wohlbekannte Auguſtin Theiner, einer der Vorſteher des päpſtlichen geheimen Archivs. Aus deſſen Acten ſchrieb er die vor ſieben Jahren publicirte „Geſchichte des Pontificats Clemens XIV.“ Sehr characteriſtiſch iſt gleich in der Vorrede das Geſtändniß, daß viele wichtige Documente, von Freunden der Jeſuiten geſtohlen, fehlen, namentlich ein ganzer Band päpſtlicher Briefe, der gerade die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Umſtände, unter welchen die Aufhebung des Ordens erfolgt iſt, enthalten muß. Aber es iſt genug übrig geblieben, um die ſchlimmen Geſinnungen und Zwecke und das ſträfliche Treiben nicht etwa bloß einzelner Mitglieder, ſondern des Ordens in ſeiner Geſammtheit, vollkommen kennen zu lernen. Theiner iſt nicht ſelten in einer gewiſſen Klemme zwiſchen der Wahrheit, die ihm ſeine Urkunden an die Hand geben, und der Beſorgniß, durch treue Gemälde der Unwürdigkeit römiſcher Prieſter dem Glauben zu ſchaden, und er verwickelt ſich dadurch in manche Widerſprüche. Dieß thut aber dem Totaleindruck ſeines Werkes keinen Eintrag; denn zur Genüge hat er

hier dennoch enthüllt die vielen ſchändlichen Ränke der Jeſuiten, den Papſt zu verunglimpfen, anzuſchwärzen, auf alle Weiſe in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und die Vollziehung ſeines Ausſpruchs gegen ſie durch verſchmitzte Umtriebe zu vereiteln. Ja, man kann nicht umhin, der Meinung eines dem katholiſchen Bekenntniß angehörenden öffentlichen Beurtheilers des Werkes beizuſtimmen: es reiche allein hin zu der Ueberzeugung, daß der Fortbeſtand der Geſellſchaft Jeſu mit der geſetzlichen Ordnung in Staat und Kirche unvereinbar iſt.

Achtundvierzigſter Brief.

1859.

Die mit dem Erzbiſchof Droſte gemachte höchſt traurige Erfahrung hatte das preußiſche Miniſterium Mantenffel-Raumer nicht vorſichtiger und nicht weiſer gemacht. Es willigte ein, daß auf den erledigten biſchöflichen Stuhl von Paderborn 1856 ein in der Rheinprovinz als Freund und Gönner der Jeſuiten bekannter Mann geſetzt wurde. Gleich in ſeinem erſten Hirtenbriefe beeiferte ſich der neue Biſchof, ſeine Geſinnung gegen Andersdenkende mit einer Offenheit, die man dankenswerth nennen muß, auszuſprechen. „Der hölliſche Feind — heißt es dort — bedient ſich ſelbſt der Tugend, um den Grund aller Tugend, den heiligen römiſch-katholiſchen Glauben, zu zerſtören durch die Vorſpiegelung, daß man auch ohne dieſen Glauben ein tugendhafter und rechtſchaffener Menſch ſein könne.“ Die weſtphäliſchen Katholiken wußten doch nun, was ſie von der Rechtſchaffenheit ihres Königs, ſeines Hauſes und von elf Millionen ihrer Mitbürger zu halten hätten.

Nicht lange nachher wurde der Urheber dieſes Hirtenbriefes mit einem der erſten Orden der Monarchie geziert, und ſetzte nun das Werk der Ausbreitung und Befeſtigung der katholiſchen Kirche in den alten Wohnſitzen des Proteſtantismus, in Brandenburg und bis an die Ufer der Oſtſee, um ſo eifriger fort. Das Miniſterium Manteuffel hat ſich ja ſelbſt wegen ſeines klugen Zurückweichens geprieſen, und man kann ihm das Zeugniß nicht verſagen, daß es auch auf dem confeſſionellen Gebiete dieſe Klugheit ſteten Zurückgehens, wenn die Forderungen eines gefürchteten Gegners nur recht unverſchämt ſind, wacker geübt hat.

Man will eben Ruhe haben. Freilich kein großartiges Ziel, aber wenn man doch wenigſtens dieſes auf dem Wege, der immer von einer Conceſſion zur andern führen muß, erreichte! Aber weit gefehlt. Die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter — man weiß, welch ein wichtiges, mit den höheren und weiteren Zielen der Partei beſonders vertrautes Organ — ſind mit Preußen nicht zu verſöhnen. Sie ſagten ſchon 1854:

„Selbſt der Standpunkt des häretiſchen Staats, ſo feindlich er auch gegen die Kirche verfährt, iſt, da er ſich wenigſtens auf eine vermeintliche kirchliche Wahrheit ſtützt, doch noch immer ein höherer, als der des paritätiſchen.“

Da alſo die Grundſätze des paritätiſchen Staates mit dem Wohle der römiſchen Kirche noch unvereinbarer ſind, als die des ketzeriſchen, und dieſes Wohl doch das

erſte Geſetz iſt, ſo wird nichts übrig bleiben, als daß Preußen gezwungen wird, alle Provinzen und Stücke von Provinzen herauszugeben, die eine überwiegend katholiſche Bevölkerung haben, und die Beute unter katholiſche Staaten zu vertheilen. Dieſe Operation würde ſich eines um ſo größeren Beifalls erfreuen und um ſo mehr Ausſicht auf Gelingen haben, da ſie zuſammenfallen würde mit der noch brennenderen Begierde Anderer, Preußen aus politiſchen Gründen zu zerſtückeln, und wenn dann auch proteſtantiſche Landestheile von dem verhaßten Staate abgetrennt würden, deſto beſſer auch für die Ultramontanen. Es würde dadurch um ſo ſchwächer und alſo um ſo weniger fähig, ein Führer des deutſchen Proteſtantismus zu ſein. Sie wiſſen doch, in welchen deutſchen Reſidenzen jene politiſchen Gelüſte ihren Hauptſitz haben?

Indeß hatte dieſelbe Zeitſchrift, die ſo viele und ſo große Triumphe feierte, mitunter doch auch von einem Gegenſtande des Kummers zu ſprechen.

Wenn in England der Ultramontanismus durch die Lauheit philanthropiſcher Liberalen für die Sache des evangeliſchen Bekenntniſſes und durch den Mangel an Muth der Regierung ſiegreich fortſchritt; ſo ſind gerade in Irland, wo die Miniſter von der Durchführung der Titelbill den Ausbruch einer Empörung fürchteten, die Umſtände dem Proteſtantismus günſtig geweſen. Durch die Auswanderung von katholiſchen Eingebornen über den Ocean und die Einwanderung von Evangeliſchen, beſonders aus Schottland, iſt das Uebergewicht der Zahl auf

der Seite der Päpſtlichen lange nicht mehr ſo groß, wie ſonſt. Und ſo gibt es doch einen Punkt in Europa, auf welchem der Blick des warm fühlenden Bekenners der evangeliſchen Lehre mit Befriedigung verweilen kann. Die Fortſchritte dieſer Lehre in einem Lande, in dem man vor noch nicht vielen Jahren ein flammendes Schwert des ſiegreichen Ultramontanismus erblickte, haben denn auch die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter in eine heilige Wuth verſetzt. Sie nennen die Förderung proteſtantiſcher Zwecke in Irland „ein unerhörtes Sündenmaß, mit welchem England — nun endlich, wie es ſcheint, zum letzten Male — die Langmuth Gottes herausfordert". Bis jetzt iſt die menſchenfreundliche Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen, England ſcheint ſich trotz dieſer entſetzlichen Sündenhäufung noch immer leidlich wohl zu befinden.

Und merkwürdig iſt auch das, daß der ſchwere Fluch ausgeſprochen wird zu einer Zeit, wo der engliſche Staat bemüht iſt, die Schuld, welche er durch die lange Mißhandlung Irlands auf ſich geladen hat, zu ſühnen.

Dieß erinnert mich, daß ich in meinen bisherigen Briefen noch nichts geſagt habe über die Anklagen, welche die Ultramontanen gegen uns vorbringen wegen der von evangeliſcher Seite gegen Katholiken verübten Verfolgungen.

Solche Anklagen fordern eine Vergleichung heraus. Gewiß wird es hiezu aber nicht nöthig ſein, die Summen der Leiden und der Ausrottungen auf beiden Seiten

ſorgfältig gegen einander abzuwägen. Ein flüchtiger Blick auf die Maſſen der Ereigniſſe hier und dort genügt zur Entſcheidung.

Doch die Principien, ſagt man, ſind lange Zeit auf der proteſtantiſchen Seite nicht beſſer geweſen, als auf der katholiſchen. Und es iſt leider wahr — Duldung und Glaubensfreiheit ſind lange Zeit auch bei den Proteſtanten nicht zu finden.

Aber dieſe bloße Rückſicht auf die Principien iſt nichts weniger als hiſtoriſch. Die Geſchichte hat ihren Spruch weit mehr nach der von ihnen gemachten Anwendung zu fällen. Denn nicht die Principien als ſolche haben das Wohl und Wehe der Menſchheit und der einzelnen Völker gemacht, die Entwickelung gefördert oder gehemmt, ſondern die von ihnen gemachte Anwendung, die durch ſie zwar angeregte, aber in mannigfaltiger Abſtufung und in den verſchiedenſten Modificationen erſcheinende thätige Einwirkung auf die Realität der Dinge.

Von der Unduldſamkeit, welche die öffentliche Uebung des Gottesdienſtes einer andern chriſtlichen Religionsform nicht geſtattet, zu einem Glaubensgericht, welches jeder leiſen Aeußerung auch nur eines Zweifels nachſpürt, um ſie zu einem todeswürdigen Verbrechen zu ſtempeln, um jeden von der Kirchenlehre abweichenden Gedanken bis auf die letzte Spur in unmenſchlichen Qualen, in Strömen von Blut zu erſticken — welch ein unermeßlicher Abſtand! Gewiß liegt es nicht im Princip des Katholicismus als ſolchem, daß ein Gericht wie dieſes nur auf

ſeinem Boden entſtehen und ſich Jahrhunderte erhalten konnte; nur in der fälſchlich aus ihm abgeleiteten und immer weiter getriebenen Geiſtesknechtſchaft um jeden Preis liegt es.

Neben der ſich in den Mantel des Geſetzes und der Gerechtigkeit hüllenden Blutgier der Inquiſition ſtehen die Unthaten, welche die entfeſſelte Wuth in den Religionskriegen erzeugt hat. Gewiß ſind hier auch die Evangeliſchen nicht ohne Schuld, beſonders nicht die franzöſiſchen Reformirten im ſechzehnten Jahrhundert. Aber ihre Grauſamkeiten begannen erſt, nachdem ſie durch die Gräuel, die ſie erduldet hatten, zur Rache gereizt waren — und wie gering iſt Alles, was ſie verübt haben, zuſammengenommen, gegen den einzigen Frevel der Bartholomäusnacht!

Hinrichtungen von Katholiken durch Richterſprüche, wegen eines durch ihr religiöſes Bekenntnis bedingten Verhaltens, ſind nur in England unter der Eliſabeth vorgekommen, nach der höchſten Angabe 204. Aber keine in den erſten zwölf Jahren dieſer Regierung. Erſt als Pius V. die Königin gebannt und für abgeſetzt erklärt, und dadurch einen Theil ihrer Unterthanen gegen ſie aufgeſtachelt hatte, begannen die Hinrichtungen und mehrten ſich, als Verſchwörungen angezettelt wurden, ſie des Thrones und Lebens zu berauben, und Maria Stuart an ihre Stelle zu ſetzen. So ſehr man nun auch ohne Zweifel dieſe Verfolgungen verdammen muß, genau genommen ſind ſie doch mehr politiſcher als religiöſer

Natur. Die 204 — wenn ihrer in der That so viele waren — wurden zum Tode verurtheilt als Hochverräther, weil sie sich weigerten, Elisabeth als rechtmäßige Königin anzuerkennen. Diejenigen, welche sich nur der herrschenden Kirche nicht bequemen wollten, wurden nur zu Geldstrafen verurtheilt. Man mag es noch so unglücklich finden, daß in England die dynastischen Interessen mit den confessionellen so verschmolzen waren: es war nun einmal so, und wenn jenen Verschwörern der Thronwechsel, den sie beabsichtigten, gelungen wäre, würde das Schicksal der Protestanten ein noch zehnmal schlimmeres gewesen sein, wie die von der früheren Maria angezündeten Scheiterhaufen nur zu deutlich erwiesen.

Ungleich schlimmer stand es mit den Dingen in Irland. Der unglückliche Zustand der dortigen Katholiken bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein hat unsern Gegnern Anlaß zu Klagen gegeben, die wir gerecht nennen müssen. Die unermeßlichen Gütereinziehungen, erst durch Cromwell, dann durch Wilhelm III., die fortdauernde Härte gegen die Beraubten, die Ausschließung der Katholiken von Aemtern und Würden und von dem Rechte für das Parlament zu wählen und gewählt zu werden, eine Reihe anderer unter Wilhelm und Anna gegen sie durchgegangenen Gesetze, welche ihre freie Bewegung im bürgerlichen und socialen Leben unnatürlich hemmten — alle diese Rechtsverletzungen und Herabwürdigungen des katholischen Irlands waren eine Schmach und — als eine Strafe dafür — zugleich eine Gefahr

Englands, da das natürliche Streben der Bedrückten, ſich ihrer Feſſeln zu entledigen, und ihr Rachegefühl immer neue Bewegungen erzeugten oder zu erzeugen drohten.

Und dennoch! Wenn Sie mit dieſer irländiſchen Tragödie, nicht etwa die Leiden der Evangeliſchen in allen katholiſchen Ländern Europa's, ſondern nur die einzige böhmiſche Tragödie vergleichen wollen, werden Sie finden, daß die bei jener auf die proteſtantiſchen Machthaber fallende Schuld weit geringer iſt, als die bei dieſer auf die katholiſchen fallende.

Denn es wurde in Böhmen für eine einzige That, für eine Empörung von funfzehn Monaten der Proteſtantismus mit völliger Ausrottung beſtraft; in Irland hatte ſich durch Jahrhunderte ein blutiger Aufſtand an den andern gereiht, und die Strafen dafür — wie unbarmherzig und politiſch unweiſe zugleich ſie auch waren — gingen doch ſo wenig auf die Austreibung des Katholicismus aus der Inſel, daß er fortwährend fünf Sechſtel der Bevölkerung in ſich ſchloß, und in ſo imponirender Haltung, daß er dem ſtolzen England die Emancipation abrang, und als dieſe kaum erlangt war, Machtmittel entfaltet werden konnten, groß genug, die Trennung vom Hauptlande zu betreiben, bis dieſe gefährliche Repealbewegung nicht durch ihre Ohnmacht zerfiel, ſondern durch die endliche Einſicht in die Verderblichkeit ihres Zieles, da die Hungersnoth von 1846, welche in Irland furchtbar wüthete, den Bewohnern noch weit tiefere Wunden geſchlagen haben würde ohne die großartigen Unterſtützungen

jener von O'Connell fortwährend „niederträchtig, unmenſchlich und blutig“ genannten „Sachſen“.

Was dünkt Ihnen von dieſer Parallele, liebſter Freund?

Ich kehre nach dieſer langen Abſchweifung zu den neueſten Ereigniſſen zurück.

Da die Schwere, mit welcher der Ultramontanismus auf die evangeliſche Lehre drückt, größtentheils auf dem ſtraffen Zuſammenhalten ſeiner Kräfte beruht, folgen denkende Proteſtanten allen Zeichen einer freiern Bewegung in der katholiſchen Kirche, allen Anläſſen zu ſolchen Bewegungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und bauen darauf Hoffnungen, im jenſeitigen Lager eine Partei zu gewinnen, die dem erbitterten Kampfe gegen ſie ihre Kräfte entziehen werde. Leider aber trügen bei der gegenwärtigen Strömung dieſe Hoffnungen gewöhnlich, da die allermeiſten freier denkenden Katholiken ſo eingeſchüchtert ſind, daß ſie mit ihrer beſſern Ueberzeugung, ihrem Unmuth über den ihnen geſchehenden Zwang ſich höchſt ſelten hervorwagen. So geſchah es, als Pius IX. am 8. December 1854 das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria feierlich verkündete. Vergebens hatten viele Proteſtanten und mit ihnen manche Katholiken erwartet, die Folgen dieſes im neunzehnten Jahrhundert kaum noch für möglich gehaltenen Schrittes würden ſich gegen ſeine Urheber kehren und das Gegentheil der beabſichtigten Wirkung hervorbringen. Vergebens hatten ſie auf die Entrüſtung über

eine ſo ſtarke Vermehrung des Aberglaubens gerechnet, vergebens auf den Unwillen über die Verletzung der römiſchen Kirchengeſetze ſelbſt, nach welchen eine ſolche Entſcheidung nur auf einer förmlichen allgemeinen Kirchenverſammlung beſchloſſen und verkündet werden darf. Nur ein äußerſt ſpärlicher Widerſpruch wurde laut, und auch dieſer verhallte ſchnell und ſpurlos. Vielmehr wurde die Lehre von der unbefleckten Empfängniß das, wozu die jeſuitiſchen Rathgeber und Anſchürer ſie beſtimmt hatten, ein neues Mittel, den Eifer der Menge für den Ceremoniendienſt zu vermehren und ſie in dem Glauben an ſeine magiſchen Wirkungen zu beſtärken.

Einen tröſtlichern Ausgang nahm 1857 eine Bewegung in Belgien, nachdem man im Anfang dieſes Jahres dort Auftritte erlebt hatte, welche alle Proteſtanten mit Kummer erfüllen mußten. In Antwerpen hatten nämlich die Jeſuiten den Pöbel gegen die wenigen dort lebenden Evangeliſchen ſo erhitzt, daß er ihre Verſammlungshäuſer ſtürmte, den Hausrath zertrümmerte, die Bibeln zerriß, ihnen ſelbſt den Tod drohte. Es geſchah wenig oder nichts zur Unterdrückung dieſer Frevel, denn das damalige Miniſterium ſah durch die Finger. Es nannte ſich zwar ein Miniſterium der Vermittelung und Verſöhnung, war aber in der That ein katholiſches d. h. ultramontanes, denn katholiſch ſind ja in Belgien auch die Liberalen. Es war ans Ruder gekommen und hielt ſich vermöge einer klerikalen Majorität in den Kammern, über die es verfügte, die nur zu Stande hatte kommen

können vermöge heilloſer Spaltungen unter den Liberalen. Zur Characteriſirung dieſes Miniſteriums reicht ſein Geſetz hin, welches die Abſchaffung der Prüfungen zur Aufnahme auf die Univerſität (unſerer deutſchen Abiturientenprüfungen) anordnet aus Zärtlichkeit für die Jeſuiten, deren Schüler da immer ſehr zurückſtanden gegen die aus königlichen Anſtalten. Dem Intereſſe dieſes Ordens und ſeinem Syſtem der Geiſtesbeſchränkung wurde alſo von der oberſten Landesbehörde die Verbreitung einer gründlichen Bildung geopfert. Durch ſolche Erfolge ermuthigt, wagten es die Miniſter, mit dem ſogenannten Wohlthätigkeitsgeſetz aufzutreten, welches in echt jeſuitiſcher Weiſe hinter einem unſcheinbaren Aeußern einen ſehr tief gehenden Zweck verbirgt. Nach dem Wortlaute des Geſetzes ſollte es dem Begründer frommer Stiftungen frei ſtehen, die Verwaltung derſelben jeder beliebigen Perſon zu übertragen. Das ſieht unſchuldig genug aus, aber das Volk begriff den wahren Sinn. Die Kirche hat nämlich für ihre beſonderen Zwecke wenig Vortheil von ſolchen Stiftungen, wenn ſie unter der Aufſicht weltlicher Behörden ſtehen; wenn es aber den Gründern erlaubt iſt, ſie ganz in die Hände der Pfarrer oder anderer Geiſtlichen zu legen, ſo kann die Verwendung ganz dem Intereſſe der Kirche und der Geiſtlichen dienen. Die Erbſchleicherei war ohnehin ſchon ſtark genug; wie eifrig würde ſie erſt mit der Ausſicht auf die Erfolge dieſes Geſetzes betrieben worden ſein! Ein Sturm der Entrüſtung ging daher durch das Land, der

ſich in Straßentumulten Luft machte, nicht minder aber auch in dringenden Bittſchriften an den König, dieſe bedeutende Gefahr von der Nation abzuwenden. König Leopold war von dem guten Grunde dieſer Beſorgniß überzeugt und handelte danach. Er vertagte zuerſt die Kammer, löſ'te ſie dann auf und ſetzte ein freiſinniges Miniſterium ein. In der neu gewählten Kammer bekamen die Liberalen ein ſolches Uebergewicht, daß an die Durchführung von Geſetzen zur Erhöhung der klerikalen Macht nicht mehr zu denken war.

Dieſer Fehlſchlag des belgiſchen Klerus im neunzehnten Jahrhundert erinnert an den, welchen dort der gewaltige Alba im ſechzehnten erfuhr. Das Volk war damals außerordentlich eingeſchüchtert und ließ Schreckliches über ſich ergehen, ſo lange es nur Gefangenſchaft oder Hinrichtungen Einzelner betraf. Als Alba aber durch eine neue Auflage an den Geldbeutel Aller griff, verlor es die Geduld und widerſetzte ſich. Der mächtige Feldherr mußte die Durchführung ſeines Steuerbefehls aufgeben. In unſern Tagen laſſen ſich die Belgier auf religiöſem Gebiete leicht lenken; als ſie aber merkten, daß es darauf abgeſehen ſei, den Kindern das rechtmäßige Erbe ihrer in der Todesſtunde ſchwachen Väter zu entziehen, brach allgemeine Unzufriedenheit aus. Wir können ſagen: ſchlimm für die Belgier, wenn es der Verletzung materieller Intereſſen bedarf, um ſie zum Widerſtand gegen die Pfaffenherrſchaft zu ermuthigen; und eben ſo: ſchlimm für uns deutſche Proteſtanten, wenn

wir in unſern Beſorgniſſen Troſt ſuchen in einer Niederlage, welche der Ultramontanismus erleidet, weil er in unverſtändigem Uebermuthe die gierigen Hände zu weit ausſtreckt. Aber die Sachen ſind ſo weit gekommen, daß ein ſolches Mißgeſchick unſerer Gegner uns doch wenigſtens eine Grenze erkennen läßt, die auch ihnen geſteckt iſt.

Neunundvierzigster Brief.

1859.

Auch ohne daß ich zum völligen Abſchluß meiner Betrachtungen gekommen ſei, ſagen Sie in Ihrem letzten Briefe, ſeien Ihnen die Gründe meiner Beſorgniſſe vollkommen einleuchtend geworden. Nur wollen Sie geltend machen, daß, wenn viele Converſionen zur römiſchen Kirche Statt gefunden haben und fortwährend Statt finden, doch auch die Anzahl der zu uns Uebergetretenen nicht unbeträchtlich ſei. Nun würde es mir nicht ſchwer werden, nachzuweiſen, daß das Wachsthum der katholiſchen Kirche in unſern Tagen durch Uebertritte und gemiſchte Ehen größer iſt, als das entgegengeſetzte, aber ich laſſe dieß fallen, weil für die Erkenntniß der Gefahr ein anderer Umſtand weit mehr den Ausſchlag gibt. Ich meine, daß, während auf unſerer Seite der Gewinn ein von Zufälligkeiten abhängiger iſt, er drüben durch die Gewalt einheitlich geſchloſſener Maſſen und durch einen aus kluger Berechnung hervorgehenden Angriffsplan bewirkt wird. Vortheile im Einzelgefecht können

die durch große ſtrategiſche Bewegungen erzielten nicht aufwiegen.

Als ich vor nunmehr ſechs Jahren den Anfang machte, Sie in meinen Briefen durch eine Reihe ſtreng hiſtoriſcher Bilder aus dem Schlummer zu erwecken, waren die meiſten unſerer Glaubensgenoſſen in dieſelbe ſüße Ruhe verſunken. Wenn ich unter näheren Freunden eine dringende Warnungsſtimme erhob, hatte ich manchen Widerſpruch zu beſtehen, es hieß, ich ſähe viel zu ſchwarz in die Zukunft, und was ich aus andern Kreiſen vernahm, bezeugte die gleiche Stimmung, die ſich übrigens auch von der Seite der Regierungen in der Verſäumniß der nöthigen Abwehr deutlich genug kund that. Ich habe ſeitdem die traurige Genugthuung gehabt, meine Ueberzeugung von der Größe und Dringlichkeit der Gefahr von gar Vielen getheilt zu ſehen, die ſie ſonſt ganz abgeleugnet oder doch für wenig bedeutend gehalten hatten. Gewiß hat zur Erweckung der Schlummernden viel beigetragen das damals erſchienene vortreffliche Werk von Mejer: „Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht“, deſſen Ergebniſſe der Verfaſſer etwas ſpäter kurz zuſammengefaßt hat in dem Vortrage über römiſch-katholiſche Miſſionen, auf den ich Sie ſchon früher einmal hingewieſen habe. Ob man ſich in der Auffaſſung des proteſtantiſchen Geiſtes ganz auf den Standpunkt Mejers ſtellt oder nicht, darauf kommt es hier nicht an, ſondern auf die beigebrachten Thatſachen und auf die unwiderleglichen Schlußfolgerungen aus ihnen. Mit

vollſter Evidenz weiſt Mejer nach, „daß die römiſche Kirche, wo ſie evangeliſchen Kirchen gegenüberſteht, und namentlich in Deutſchland, ihren geſammten Organismus auf deren Bekämpfung eingerichtet hat, daß alle ihre deutſchen Verhältniſſe und Einrichtungen beherrſcht werden von dem Gedanken der Bewegung gegen den Proteſtantismus, daß, wenn ſie Freiheit verlangt, dieß Freiheit des Kampfes gegen ihn, wenn ſie Ruhe und Unterſtützung fordert, dieß Ruhe und Unterſtützung zum Vordringen gegen den Proteſtantismus iſt. Was ſie in proteſtantiſchen Ländern jetzt beabſichtigt, iſt nichts Anderes als allmähliches Wiedergeltendmachen vorreformatoriſcher Zuſtände, die ihr für nichts weniger als rechtlich aufgehoben gelten. Zunächſt ſoll dieß erreicht werden durch die Miſſionspredigt. Dieſe ſoll eine Bevölkerung excommunicirter Katholiken aufwecken aus ihrem vermeintlichen Irrthum, damit ſie ſich beſinne und umkehre in den Gehorſam der Kirche. Allerdings durch dieſes Miſſionsmittel nur deßhalb, weil zu dem normalen Mittel der Gewalt die Staatsregierung nicht helfen will, und demgemäß nur ſo lange, als ſie dabei bleibt. Unſere proteſtantiſchen Miſſionsländer werden von der Propaganda officiell als ſolche bezeichnet, „in denen die Ketzerei ſtraflos wuchert, und die Inquiſition ihre Thätigkeit nicht entfalten, ihr Amt nicht üben kann.“

Daß die Wichtigkeit des Gegenſtandes die Gemüther ernſt zu beſchäftigen angefangen hatte, zeigte ſich bei der Generalverſammlung des evangeliſchen Bundes (evan-

gelical alliance), die im Herbſt 1857 in Berlin Statt fand. Es wurde die Frage aufgeworfen: „wie haben ſich die evangeliſchen Chriſten bei dem aggreſſiven Verfahren der römiſch-katholiſchen Kirche zu verhalten?“ und das leitende Comité übertrug die Beantwortung dem Prof. Schenkel. Der Vortrag, den dieſer zur Erledigung des Auftrags hielt, iſt gedruckt. Als den wahren Schutz gegen die von allen Seiten indirect und direct auf uns eindringende römiſch-katholiſche Aggreſſion bezeichnet der Redner eine kräftige Erneuerung und Wiederbelebung des evangeliſch-proteſtantiſchen Bewußtſeins in der Geiſtlichkeit und in den Gemeinden. Dieſes Bewußtſein charakteriſirt er als das neue Bibelbewußtſein, das neue Glaubensbewußtſein und das neue Gemeindebewußtſein, welche die Reformation geſchaffen hat. Freiere Bewegung des evangeliſchen Verfaſſungslebens verlangt er als ein dringendes Bedürfniß gegen die Aggreſſion. Und von der ausreichenden Kraft dieſer allein in der Beſſerung des Zuſtandes innerhalb der belagerten Feſtung beſtehenden Schutzmittel ſcheint der treffliche Mann beſonders durch die Meinung überzeugt, daß „das Princip des römiſchen Katholicismus in dem Geiſte und dem Bedürfniſſe unſeres Jahrhunderts nicht mehr wurzelt“, daß „Rom gegenwärtig da am ſtärkſten iſt, wo die geiſtige und ſittliche Entwickelung am ſchwächſten, und umgekehrt der Fortſchritt des Proteſtantismus Hand in Hand geht mit der fortſchreitenden Civiliſation, mit der immer allgemeinern Verbreitung höherer Bildung und Erkenntniß.“

Sie ſehen hier das vollkommenſte Gegenbild von jener Anſicht Macaulay's, nach welcher von den Fortſchritten der Cultur keine Beſchränkung der Macht Roms und ſeiner gewaltigen Ueberlegenheit zu hoffen iſt, weil dieſe Fortſchritte die Erkenntniß der überſinnlichen Welt ſeit Jahrtauſenden um nichts gefördert haben. Und obſchon ich hierin weit mehr unſerm deutſchen Landsmann beipflichte als dem Engländer, muß ich doch ſagen, daß mir im Hinblick auf die dunkeln, uns oft gekrümmt ſcheinenden Wege, auf welchen die Vorſehung nach ihren unerforſchlichen Rathſchlüſſen die Menſchheit ihrem irdiſchen Ziele entgegenführt, die Culturfortſchritte allein für die nächſten Menſchenalter, vielleicht noch für eine ganze Reihe derſelben, keine hinreichende Bürgſchaft für den Sieg der guten Sache auf dem religiöſen Gebiete zu ſein ſcheinen. Es muß noch etwas hinzukommen, was nicht in der Hand der Einzelnen, ſondern in der der Regierungen liegt. Der Redner, der im Namen des evangeliſchen Bundes ſprach, hat gewiß ſeinen guten Grund gehabt, dieſe ganz aus dem Spiele zu laſſen. Und doch wäre ein warnendes Wort an ſie ganz an ſeiner Stelle geweſen. Sie werden nicht daran zweifeln, wenn Sie bedenken, daß am Ende desſelben Jahres, in welchem der Bund in Berlin tagte, in Württemberg das mit Rom geſchloſſene Concordat publicirt wurde.

Laſſen Sie mich heute nochmals zurückkommen auf einen ſchon beſprochenen Kunſtgriff der Gegner, weil ſie damit einen immer ſtärkern, manchen Blick verdunkelnden

Staub aufwühlen. Ich meine die gegen die proteſtantiſche Hiſtoriographie geſchleuderte Anklage, daß ſie die Geſchichte verfälſche. Nachdem dieſe Beſchuldigung einmal gewagt worden iſt, hat ſie hundertfachen Wiederhall gefunden, weil man damit auf eine gar bequeme Weiſe des läſtigen Geſchäfts überhoben wird, die Greuel der Verfolgung, welche über die Evangeliſchen ergangen ſind, zu rechtfertigen. Wir können in Wahrheit behaupten, daß gegen einen proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber, der in der Entrüſtung über die Leiden ſeiner Glaubensgenoſſen die Farben ein wenig zu ſtark aufgetragen hat, zehn andere da ſind, die in ihrer ſcrupulöſen Gewiſſenhaftigkeit lieber zu wenig als zu viel ſagen und den warnenden Zuruf Klopſtocks: „ſei nicht allzu gerecht!“ verdienen. Die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter müſſen aber auf einen ſeltſamen Leſerkreis rechnen, wenn ſie die Sache mit einem frechen Schlage abmachen zu können glauben, indem ſie den Ausſpruch thun:

„Die Kirche als eine blutige Verfolgerin zu ſchildern, dazu bedarf es nicht einmal der Originalität, ſondern bloß oberflächlicher Bekanntſchaft mit den vulgärſten Geſchichtslügen.“

Freilich iſt es ſchwer, originell zu ſein, wenn man wiederzuerzählen hat, was ſich von Innocenz III. an länger als ein halbes Jahrtauſend faſt täglich ereignete; aber noch ſchwerer iſt es, zu glauben, daß die Acten der ſpaniſchen Inquiſition, wenn ſie ihre blutigen Triumphe über Ungläubige aller Arten regiſtriren, lügen. Aus

ihnen hat Llorente — ohne daß man vermocht hätte, ihn einer Fälschung zu zeihen — nachgewiesen, daß nur die lebendig verbrannten Opfer jener Inquisition von ihrer Stiftung an bis 1783 die Zahl von 31,912 erreichen, wobei er versichert, daß er überall, wo er verschiedene Angaben vor sich gehabt, die geringeren vorzog. Dann fügt er hinzu: „Wenn ich der Zahl der von der Inquisition in Spanien selbst geschlachteten Opfer noch die der Unglücklichen hinzugefügt hätte, welche von den Tribunalen in Mexico, Lima, Neucarthagena, Sicilien, Sardinien, Oran und Malta verurtheilt worden sind, würde die Summe eine wahrhaft unermeßliche sein."

Sollten die Historisch-politischen Blätter sich etwa dahinter stecken wollen, daß die Hinrichtung nicht vom geistlichen Gericht verfügt wurde, sondern vom weltlichen, da nur dieses über Ketzer, die ihm übergeben wurden, das Todesurtheil sprechen und vollziehen lassen konnte? Gesetzt, es hätte dieser Unterschied einige Bedeutung, was würden die Sachwalter des Ultramontanismus dabei gewinnen? Immer würde doch auf diesen die ganze Verantwortlichkeit für die unermeßlichen Blutströme fallen, welche Spanien bedeckten, denn nur Richter, in seinen Grundsätzen erzogen und von ihnen erfüllt, konnten solche Urtheile fällen. Es sind dieselben das ganze Leben der Spanier durchdringenden und beherrschenden Grundsätze, durch welche diese herrliche Nation, eine lange Zeit unbesiegt im Kriege, voll von einem

gerechten, erhebenden Nationalſtolze, in den Künſten mit jeder andern wetteifernd, von dem Gipfel ihrer Größe allmählich immer mehr herabgeſunken iſt, und auf allen Gebieten den hohen Rang, den ſie einſt eingenommen, eingebüßt hat. Oder kennt die neukatholiſche Geſchichtſchreibung einen andern Grund dieſer beklagenswerthen Erſcheinung?

Aber man braucht ſo weit gar nicht zu gehen. Jene ganze Unterſcheidung zwiſchen der kirchlichen und der weltlichen Gerechtigkeitspflege iſt eine ſich an einen leeren Buchſtaben klammernde, klägliche Auskunft. Die Uebergabe an den weltlichen Richter war nichts als eine Förmlichkeit, da dieſer gar keine eigene Unterſuchung anſtellen durfte, ſondern das Urtheil zu ſprechen hatte auf der Grundlage des Ausſpruchs der Inquiſition, daß der Angeklagte der Ketzerei überführt ſei. Ja, was noch mehr iſt, wenn ein Richter einmal eine ſolche Bindung ſeines Gewiſſens unerträglich fand, ſetzte er ſich, wenn er das Todesurtheil nicht fällte, ſelbſt der größten Gefahr aus. Ich will Ihnen die Stelle Llorente's in den Worten der franzöſiſchen Ausgabe, die ſo gut wie Urſchrift iſt, herſetzen: On doit être surpris de voir les inquisiteurs insérer à la fin de leurs sentences la formule où le juge est prié de ne point appliquer à l'hérétique la peine capitale, tandis qu'il est prouvé par plusieurs exemples que si, pour se conformer aux prières de l'inquisiteur, il n'envoyoit pas le coupable au supplice, il étoit mis lui même en jugement comme

suspect d'hérésie, d'après une disposition de l'article IX. du règlement, portant que le soupçon résultoit naturellement de la négligence du juge à faire exécuter les lois civiles portées contre les hérétiques, quoiqu'il s'y fut engagé par serment. Cette prière n'étoit donc qu'une vaine formalité dictée par l'hypocrisie, et qui seule eût été capable de déshonorer le tribunal du Saint-Office. (Hist. de l'inquisition d'Espagne 2. éd. T. I. p. 125.)

So ſteht, was die Münchener Zeitſchrift „vulgärſte Geſchichtslüge" nennt, kritiſch feſt begründet da, und ſo verhält es ſich faſt durchgehends mit den Fälſchungen, deren man die proteſtantiſche und liberale Geſchichtſchreibung anzuklagen wagt. Es ſei, daß Tilly ein ſolcher Wüthrich nicht war, wie ihn die Zeitgenoſſen, vom Anblick der rauchenden Trümmer Magdeburgs zum Zorne gereizt, ſchilderten: was wird dadurch Großes erwieſen? Solche Thatſachen können das Urtheil über die Haupturheber der Verbreitung des unglückſeligen Krieges nur ſehr unweſentlich ändern, und daß dieſe Ehrenrettung Tilly's von Katholiken und katholiſirenden Proteſtanten immer wieder von Neuem und mit großem Geräuſch vorgebracht wird, iſt nur ein Beweis, daß man ſonſt nicht viel vorzubringen weiß, und alſo für die Schwäche der Sache.

In der Wahl der Stoffe für eine eigene neue Bearbeitung zeigt ſich bei den ultramontanen Geſchichtsforſchern gleichfalls die Tendenz, die proteſtantiſchen Auf-

faſſungen umzuſtoßen und entgegengeſetzte an ihre Stelle zu bringen. Aber eine Reihe von einzelnen Berichtigungen in bändereichen Werken mit Hülfe von bisher unbenutzten Urkunden kann doch in den Augen des Unbefangenen die Bilder, welche aus der Geſammtheit der menſchlichen Thaten hervorgehen, nicht umformen. Ein Herrſcher, der in fanatiſchem Eifer für Glaubenseinheit unter ſeinen Unterthanen ſeinem weiten Reiche Wunden geſchlagen hat, an denen es nach zwei Jahrhunderten noch krankt — ein ſolcher iſt und bleibt gerichtet durch die Geſchichte.

Doch der falſche Schimmer, welchen die ultramontane Geſchichtſchreibung über Geſtalten verbreitet, die ihn nicht verdienen, iſt lange nicht ſo ſchlimm als die Schatten, die ſie auf Perſonen und Zuſtände aufträgt, um die lichte Farbe, die ihnen gebührt, zu ſchwärzen. Katholiſche Leſer ſollen dadurch in dauernden Empfindungen des Widerwillens gegen alles Proteſtantiſche erhalten werden. Was ſoll man aber erſt ſagen, wenn hiſtoriſche Schriften erſcheinen, deren Farbe und Inhalt nur dazu dienen können, die katholiſche Jugend eines Staates, über welchen eine proteſtantiſche Dynaſtie herrſcht, mit den ſchlimmſten Begriffen über dieſe, mit Abneigung und Verachtung gegen ihre Fürſten zu erfüllen?

Ein ſolches Buch iſt die 1858 erſchienene „Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staats von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage, mit beſonderer Berückſichtigung der deutſchen und confeſſionellen Politik

desselben, von H. Rütjes". Der Verfasser ist ein Geistlicher in der preußischen Rheinprovinz, sein Werk eine Schmähschrift auf das Hohenzollernsche Königshaus mit vielen eingestreuten giftigen Ausfällen auf die Reformation und den Protestantismus.

Man hat nicht gehört, daß er deßwegen irgendwie zur Rede gestellt sei. Was würde wol geschehen, wenn ein protestantischer Geistlicher im Königreich Bayern sich beikommen ließe, über das Haus Wittelsbach in einer nur entfernt ähnlichen Weise zu schreiben?

Funfzigſter Brief.

1859.

Die Ueberzeugung von der großen Gefahr, welche die evangeliſche Kirche läuft, wenn ſie ſich der Sorgloſigkeit über die Pläne des Ultramontanismus überläßt, hat mir die Feder in die Hand gegeben, dieſe Briefe zu ſchreiben. Ich wollte aber, Sorgloſigkeit wäre das Einzige, was im Benehmen des Proteſtantismus der katholiſchen Aggreſſion gegenüber ernſte Rüge verdient. Ja ſelbſt der kirchliche und confeſſionelle Indifferentismus, obſchon er auch dem lauernden Gegner in die Hände arbeitet, iſt nicht ſo ſchlimm wie ein beſonders thätiger und rühriger Bundesgenoſſe desſelben innerhalb unſeres eigenen Lagers.

Welche Zeit war es doch, in welcher es den Jeſuiten gelang, faſt die Hälfte Deutſchlands zur römiſchen Kirche zurückzubekehren? War es nicht die, in welcher die Lutheraner an Luthers Geiſt ſo lange künſtelten, bis ſie ihn in einen todten und ertödtenden Buchſtaben verwandelt hatten? nicht die, in welcher die gegenſeitige Abneigung der beiden proteſtantiſchen Hauptparteien zu

heftigem Haſſe angeſchürt wurde? nicht die, in welcher Fürſten und Hofgeiſtliche, in theologiſchen Formelkram vertieft, die Jeſuiten in den geiſtlichen Ländern ohne Widerſpruch ſchalten und walten ließen? nicht die, in welcher Lutheraner ſelbſt dem Kaiſer ihren Arm liehen zur Unterdrückung proteſtantiſcher Brüder, weil dieſe das Unglück hatten, Calviniſten zu ſein?*)

Dieſe Zeit iſt es, auf welche Macaulay in der ſchon einigemal erwähnten Abhandlung die Verſe Lucans:

Cumque superba foret Babylon spolianda tropaeis,
Bella geri placuit nullos habitura triumphos.

anwendet, indem er unter Babylon, mit welchem Namen der heidniſche Dichter Roms das parthiſche Reich bezeichnet, das päpſtliche Rom, welches ja häufig ſo genannt worden iſt, verſteht.

Hätte man es für möglich halten ſollen, daß eine Partei in Preußen die Wiederherſtellung dieſer Zuſtände auf das eifrigſte betrieb und, ſo weit ſie es vermag, noch heute betreibt? Es iſt die, welche dort neun Jahre hindurch einen leider faſt unwiderſtehlichen Einfluß beſaß, und wenn ſie ihre Abſichten nur theilweiſe erreichte, ſo haben wir das nicht einem offenen und ſtarken Widerſtand gegen ihre verderblichen Pläne zu verdanken, ſon-

*) Und auch ſpäter noch, als der weſtphäliſche Friede einiges Maß in der Verfolgung der Proteſtanten nöthig machte, leiſteten in der rheiniſchen Pfalz die Zwiſtigkeiten zwiſchen den Lutheranern und Reformirten den Jeſuiten den größten Vorſchub, und wurden von ihnen eifrig benutzt und ausgebeutet.

dern einer in verſchiedenen Kreiſen der Geſellſchaft verbreiteten Bildung und Geſinnung, welche ſich nicht ſo leicht umwandeln laſſen. Auch der paſſive Widerſtand des Geiſtes, den man lähmen und feſſeln will, iſt glücklicherweiſe ſchwer zu beſeitigen.

Indeß hat doch die der Partei in die Hände gegebene, von ihr mit der ganzen Leidenſchaft des Fanatismus ausgebeutete Gewalt hingereicht, viel Böſes zu ſtiften. Sie hat das ſegensreiche Werk der kirchlichen Union untergraben und in den alten Provinzen ſchon faſt gänzlich zerſtört; ſie hat das Bewußtſein der die Lutheraner von den Reformirten trennenden Unterſcheidungslehren, welches beim Volke ſchon ziemlich erloſchen war, mit allen Mitteln wieder wachgerufen, um einen ſtarren Buchſtabenglauben, der knechtet, einzuſetzen ſtatt des Geiſtes, der frei macht.

Ein ſolcher Proteſtantismus verdient den Namen, den er ſich anmaßt, nicht mehr. Dem römiſchen Katholicismus gegenüber muß er den Kürzern ziehen. Denn eine auf unbeweglichen Formeln ruhende Rechtgläubigkeit gegen die andere gehalten, muß die römiſche ſiegreich bleiben vermöge des höhern Alters ihrer Ueberlieferung und Autorität und der geſchloſſenen Einheit, mit der ſie auftritt. Dieſe durch den Papſt, wenn es ſein müßte auch durch eine allgemeine Kirchenverſammlung, repräſentirte Einheit macht jeden lauten Widerſpruch verſtummen; die lutheriſche Orthodoxie dagegen ruft, je orthodoxer ſie ſein will, deſto entſchiedener den Widerſpruch der Den-

kenden hervor. Gar nicht zu reden von dem Widerſpruch, an dem das hypergläubige Lager in ſeinem eigenen Schoße leidet, da es durch die Bemühungen, die Orthodoxie mit Bauſteinen zu gründen, die der Reformationszeit fremd waren, auf eigentliche Heterodoxie kommt. Man hat treffend geſagt, daß die wirkliche Orthodoxie ſich zu dieſer modernen verhält wie echter, natürlicher alter Wein zu dem heutigen chemiſchen Fabricat, das nie einen Weinſtock geſehen hat *).

Was dem Proteſtantismus Leben und Kraft gibt, iſt das Gegentheil jener engen Starrheit, iſt die Elaſticität, welche der freien Bewegung des Geiſtes und der Fortbildung Raum gibt. Sie iſt ein Product der echt wiſſenſchaftlichen Theologie; aber auch der naive Glaube, welcher die Fundamentalſätze in ſich aufgenommen hat, ohne darüber zu grübeln, widerſtreitet ihr nicht. Immer wird dieſes elaſtiſche Bekenntniß ſich durch Glauben an den hiſtoriſchen Chriſtus und an die durch ihn vollbrachte Erlöſung weſentlich unterſcheiden von dem Glauben an den nur eine ſpeculative Idee ausdrückenden Chriſtus ſowol als von flachem Rationalismus und Deismus. Nur muß man nicht verlangen, daß die den echten Proteſtantismus von dieſen Richtungen trennende Linie mit ſcharfer Genauigkeit gezeichnet werde, weil ſich ſonſt wieder gleich die ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit einſtellen würde,

*) Proteſtantiſche Monatsblätter, herausgeg. von Gelzer, April 1859. S. 288.

und der Geiſt, um einen Ausdruck des Dichters zu gebrauchen, würde vergebens in ein tönend Wort gekerkert. Dieſer geiſtig bewegliche, ſich immer entwickelnde und doch auf einem feſten Glaubensgrund ruhende Proteſtantismus iſt es, der allein dem römiſchen Katholicismus widerſtehen und ſeines Sieges, ſo weit er deſſen für die Vertheidigung ſeines eigenen Gebietes bedarf, gewiß ſein kann. Der entgegenſtehende der ſtrengen Symbolgläubigkeit wird der römiſchen Lehre und ihrer vorgeblichen Unfehlbarkeit nothwendig immer mehr entgegengetrieben werden.

Doch es bedarf keiner Demonſtrationen, daß die Partei der Evangeliſchen Kirchenzeitung katholiſiren muß, da ſie es vor den Augen aller Welt wirklich thut, da ſie die Sympathie, die ſie für Rom empfindet, gar nicht verbirgt, ſondern ſie ausſpricht, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu darbietet.

Noch ſchroffer, abſtoßender und bedenklicher tritt dieſe falſche Gläubigkeit auf, wenn ſie ſich mit den Gelüſten der politiſchen Reaction verbindet. Hierin folgen beide einem in ihrer Beſchaffenheit und Natur liegenden Triebe, der ſich auf verſchiedenen Entwickelungsſtufen der Menſchheit in derſelben Weiſe kund gibt. Adelsariſtokratie und Prieſterthum haben ſich ſelten bekämpft, in der Regel ſich einander aufgeſucht und mit einander verbunden, in den orientaliſchen Kaſtenſtaaten, in den Republiken des claſſiſchen Alterthums und in den chriſtlichen Staaten des Mittelalters und der neueren Zeit.

Jede der beiden Mächte ſieht in der andern die willkommenſte Förderung ihrer eigenen Abſichten. In Gemeinſchaft verketzern und verfolgen ſie, in Gemeinſchaft verehren und lieben ſie.

Das Organ dieſes Bundes in Preußen und über die Grenzen Preußens hinaus, die Kreuzzeitung, trägt ihre zärtliche Liebe für den Ultramontanismus in einer Weiſe zur Schau, die man in einem Blatte, welches ſich für die Stütze einer proteſtantiſchen Regierung ausgibt, naiv nennen müßte, wenn das volle Bewußtſein des zu erreichenden Zieles nicht zugleich ſo deutlich wäre. Auf die Frage, was dieſe Leute abhält, den letzten Schritt zu thun, muß man eben ſo wenig eine für Alle in gleicher Weiſe gültige Antwort erwarten, wie bei den noch nicht übergetretenen Puſeyiſten, die der römiſchen Kirche doch ſchon um ein Bedeutendes näher getreten ſind. Das aber iſt gewiß, daß die Kreuzzeitung, wenn es darauf ankommt, ihre liebevolle Theilnahme an den Intereſſen des Ultramontanismus zu bewähren, ſich zuweilen ſogar nicht ſcheut, mit ihren politiſchen Grundſätzen zu brechen.

Als König Leopold von Belgien vor zwei Jahren, um der bedenklichen Gährung, von der ich in einem meiner letzten Briefe ſprach, zu ſteuern, ein liberales Miniſterium einſetzte und die zweite Kammer auflöſ'te, handelte er zwar nicht nach der hergebrachten Praxis des Repräſentativſyſtems, da die abtretenden Miniſter die Majorität hatten, aber über die Beſtimmungen der Verfaſſung ging er nicht im mindeſten hinaus; von einem

Staatsſtreiche konnte nicht entfernt die Rede ſein. Wer hätte da nicht glauben ſollen, daß die Kreuzzeitung, ſonſt immer heftig ſchelteud über die Ohnmacht des Thrones in den parlamentariſch regierten Staaten, dieſes ſelbſtändige Hervortreten der Krone durch den Gebrauch ihrer Prärogative mit Beifall begrüßen würde? Aber weit gefehlt! Sie erſchöpfte ſich ſtatt deſſen im bitterſten Tadel. Sie nahm die Miene an, zu glauben, daß die Krone vor Straßenaufläufen und Pöbelexceſſen ſcheu zurückgewichen ſei, da ſie doch ſo gut wie jeder Andere wußte, daß dieſe Tumulte nur der Ausbruch der Erbitterung in der Maſſe waren, die Unzufriedenheit aber auch den größeren Theil der mittleren Schicht der Bevölkerung tief ergriffen hatte, wie ſich durch die Wahlen zu den Gemeinderäthen, ſpäter zu denen der zweiten Kammer ſelbſt, unzweideutig zeigte. Die Fortdauer der Herrſchaft einer Kammermajorität, welche nicht die des Landes war, würde dieſes einer Gährung preisgegeben haben, die man wol, wenn ſie als rohe Gewalt hervorbricht, mit Kanonen und Bajonetten von den Straßen hinwegfegen, dadurch aber wahrlich die Gemüther nicht beruhigen kann. Die Maßregeln der belgiſchen Krone waren alſo Ergebniſſe politiſcher Weisheit. Die Kreuzzeitung kann es aber dem König Leopold nicht vergeben, daß er ſie um die Freude brachte, das klerikale Element zur vollen Herrſchaft über Belgien gebracht zu ſehen.

Die Leſer der Kreuzzeitung — und wenn ich auch gerade nicht zu den ſehr genauen gehöre, werfe ich doch

oft einen Blick darauf, weil es mir nöthig scheint, zu wissen, worauf man im gegnerischen Lager sinnt — die Leser dieser Zeitung, sage ich, sind demnach an ein starkes Maß von Vorliebe für das katholische Priesterregiment gewöhnt, und doch befiel mich ein nicht geringes Erstaunen, als ich im Blatte vom 1. Juli dieses Jahres Folgendes las: „England und Preußen, welche die natürlichen Verbündeten des kirchlichen Katholicismus gegen den Bonapartismus sind, werden auch heute ihres germanischen Berufs eingedenk sein und in der Freiheit Roms die Freiheit der katholischen Gewissen Deutschlands zu vertheidigen wissen."

Bemerken Sie wohl, welcher Ausdruck hier gewählt ist. Es heißt nicht etwa: England und Preußen sind natürliche Verbündete des österreichischen Fürstenhauses, obschon es katholisch — sondern, damit Niemand zweifeln kann, worauf es abgesehen ist: des **kirchlichen** Katholicismus, d. h. des päpstlichen Kirchensystems, dieses unversöhnlichen Feindes des Protestantismus. Dieses ihres gefährlichsten geistigen Bedrängers Macht sollen England und Preußen stärken und ihr zur Stütze dienen. Sie sollen Gut und Blut einsetzen für die Kräftigung eines Systems, welches nach seinem eigenen Geständniß nur auf Wiederherstellung seiner alten Machtfülle wartet, um zur Verfolgung der Ketzer zu schreiten, wo sie sich auch finden.

Ob übrigens die gegenwärtigen italiänischen Wirren in der That zu einer principiellen Trennung des Katho-

licismus und des Bonapartismus führen werden, wie sie hier vorausgesetzt wird, muß erst die Zukunft lehren. Bis zum letzten Kriege haben sich die gegenwärtigen Repräsentanten des Bonapartismus und des Ultramontanismus zum großen Schaden der Evangelischen nur zu sehr die Hände gereicht. Und wie finden Sie die Behauptung, daß die Freiheit der katholischen Gewissen Deutschlands von der Freiheit, d. h. von der unbegrenzten Machtentfaltung Roms abhängt? Gerade von den durch die Verbindung mit dem mächtigen Rom so mächtigen Jesuiten werden ja die katholischen Gewissen der Deutschen am meisten, ja fast allein bedrängt.

Glauben Sie, daß das Räthsel, solche Rathschläge in einem Blatte zu finden, welches die Miene eines protestantischen annimmt, nur auf eine dem unbefangenen Verstande sich zuerst darbietende Weise zu lösen ist, oder daß verschiedene Erklärungen möglich sind?

Wie dem auch sei, es ist nicht übel, wenn die, welche man für Mitgenossen am Kampfe hält, sich entlarven. Wenn die Stellung dadurch auch nicht sicherer wird, wird sie doch klarer, und dem einen oder andern bethörten Anhänger eines trügerischen Protestantismus könnten doch durch so unumwundene Geständnisse die Augen aufgehen.

Einundfunfzigſter Brief.

1859.

Sie fragen, was ich im Sinne hatte, als ich in einem meiner jüngſten Briefe von den nothwendigen Ergänzungen der in der Schenkelſchen Rede empfohlenen Vertheidigungs- und Schutzmittel durch die Regierungen ſprach.

Zuerſt muß ich ſagen, daß ich hier vor allen anderen Regierungen auf die preußiſche rechne. Auf Preußen haben die Proteſtanten aller deutſchen Länder ihren Blick vertrauensvoll geheftet. Das Beiſpiel, welches der mächtigſte proteſtantiſche Staat des Vaterlandes gibt, muß auf alle anderen einen entſchiedenen Einfluß haben. Schwerlich wäre das badiſche Concordat ſo zu Stande gekommen, wie es nun vorliegt, wenn nicht in Karlsruhe lange Zeit — — — — — — — — — — — —.

Nun ſind freilich, wie ich in meinen früheren Briefen ausführlich gezeigt habe, ſeit einem halben Jahrhundert die kirchlichen Verhältniſſe in Preußen ſo grundfalſch be-

handelt worden, daß an die Zurückführung der Dinge auf den glücklichen Stand, in dem ſie ſich bei der Reconſtruction des Staats befanden, für eine ſehr lange Zeit nicht zu denken iſt, und wenn er je wieder erreicht werden ſoll, müſſen ein neuer Umſchwung im katholiſchen Kirchenregiment und das Glück dafür eben ſo viel und noch mehr thun, als die Staatsweisheit. Aber Halt zu machen auf der Bahn, auf der man ſich immer weiter und weiter hat zurückdrängen laſſen, und von einem wiedergewonnenen feſten Standpunkt aus ſich um die Wiedererwerbung eines beſcheidenen Theiles von dem Boden, der in unbedachter Sorgloſigkeit aufgegeben wurde, zu bemühen, dazu, meine ich, iſt es Zeit — hohe Zeit.

Was demnach billige Proteſtanten der gegenwärtigen weiſeren und freiſinnigeren preußiſchen Verwaltung zunächſt ohne alle Frage zumuthen dürfen, iſt die Abhülfe, welche ſie, die eine paritätiſche ſein und bleiben muß, den Katholiken gewähren würde, wenn dieſe über eben ſolche Uebergriffe von der evangeliſchen Seite Beſchwerde zu führen hätte, wie die ſind, welche wir von der katholiſchen erfahren.

Doch dieſe billigſte aller Anforderungen iſt gewiß entweder ſchon ganz erfüllt, oder doch ohne Zweifel völliger Erfüllung nahe. Zu den vielen Klagen, die man bisher ſo oft hat vernehmen müſſen über parteiiſche Entſcheidungen in Fällen, wo es ſich um den rechtmäßigen Beſitz von Kirchen und Schulen handelt, zum Nachtheil der Evangeliſchen durch manche Provinzialbehörden, ſelbſt

durch die Centralbehörde — zu ſolchen Klagen wird fortan gewiß kein Anlaß mehr ſein.

Doch damit iſt freilich noch nicht Alles gethan. Die preußiſche Regierung wird ſich auch die Aufgabe ſtellen müſſen, einige von den Quellen zu verſtopfen, aus welchen der Geiſt gehäſſiger Unduldſamkeit gegen die Evangeliſchen ſtrömt und über die ganze Bevölkerung, vornehmlich über die Jugend, verbreitet wird.

Dahin gehört ein Umſtand, von dem ich bezweifeln möchte, daß ihn die oberſte Unterrichtsbehörde in Preußen ſeiner ganzen Wichtigkeit nach recht ins Auge faßt: das eifrige Beſtreben der Biſchöfe nämlich, die Lehrerſtellen an den Gymnaſien möglichſt, und allmählich völlig, mit Prieſtern zu beſetzen. Freilich müſſen dieſe ſich alsdann der für das höhere Lehramt angeordneten Staatsprüfung unterwerfen. Aber liegt in einer ſolchen noch ſo gut beſtandenen die nöthige Gewähr, daß die Schüler durch dieſe prieſterlichen Lehrer auch eine den Forderungen der Humanität und der vaterländiſchen Geſinnung angemeſſene Bildung erhalten werden, und nicht eine vor Allem den klerikalen Intereſſen entſprechende? Leider muß man das Letztere befürchten, wenn die Beſetzung der Hauptſtellen an einem Gymnaſium mit Prieſtern erſt durchgeſetzt iſt. Denn dieſe haben die Vollendung ihrer Bildung in den biſchöflichen Seminarien erhalten, wo die wohlbekannte Strömung herrſcht, welcher die Wenigſten widerſtehen. Unterordnung aller ſtaatlichen, geſellſchaftlichen und Bildungsverhältniſſe unter die Kirche,

d. h. unter den Ultramontanismus, das ist das Princip, in welches die Zöglinge dort eingeweiht werden. — Wie man an gewissen Orten die katholische Jugend in der preußischen Geschichte unterrichtet zu sehen wünscht, davon gibt das oben angeführte Buch von Rütjes ein unzweideutiges und erschreckendes Zeugniß.

Wachsamkeit, daß die priesterlichen Lehrer an den Gymnasien kein Uebergewicht bekommen, ist Sache der Verwaltung; der Schutz dagegen liegt in deren Hand. Kein leichtes Werk ist dagegen die Beseitigung eines weit größern und gefährlicheren Uebelstandes, die der Niederlassung von Jesuiten in Preußen. Schwierig ist ihre Ausweisung, weil sie nicht nur den Fanatismus einer Partei gegen sich hat, die wohl weiß, welch ein unersetzliches Werkzeug für die Erreichung ihrer Zwecke sie an den Jesuiten verlieren würde, sondern auch weil sie auch wider den dermaligen Buchstaben der Verfassung sein würde*). Da aber die reactionäre Partei so manches Gute und Nützliche aus der Verfassung auszumerzen gewußt hat, weil es ihren Tendenzen im Wege stand, muß es doch auch wol möglich sein, eine Bestimmung daraus zu entfernen, an die sich der Aufenthalt einer

*) Indeß verfügt doch der Ministeral-Erlaß vom 27. Sept. 1851, daß es zur Ertheilung von Naturalisations-Urkunden an Jesuiten einer vorgängigen Erlaubniß bedarf, und daß Gesuche dieser Art von den Provincial-Behörden den Ministerien zur Entscheidung einzureichen sind. M. s. Richter in der oben angef. Abhandl. S. 115. (Spätere Anmerk.)

dem gemeinen Beſten in hohem Grade gefährlichen Geſellſchaft in Preußen knüpft.

Wo ſich die Jeſuiten einmal angeſiedelt haben, da iſt es das Hauptziel ihrer eifrigſten, mit hundert Mitteln, von denen wir Anderen die wenigſten kennen, betriebenen Anſtrengungen, ſich in den Beſitz des Jugendunterrichts zu ſetzen. Ihre eifrigen Fürſprecher und Freunde verlangen ihre Zulaſſung dazu im Namen der katholiſchen Kirche; ſie wollen zwiſchen den Principien beider keinen Unterſchied gemacht wiſſen. Dagegen erklärt ſich der treffliche katholiſche Verfaſſer der angeführten kleinen Schrift über die öſterreichiſchen Gymnaſien, gerade im Eifer für ſeine Kirche und die Bildung ſeiner Glaubensgenoſſen, in ſtarken Ausdrücken „gegen die Gedankenloſigkeit, mit welcher heut zu Tage Jeſuitismus und Katholicismus identificirt zu werden pflegt", und ſagt ferner: „Die katholiſche Kirche darf es mit Recht betonen, daß ſie in ihren blühendſten Zeiten der Mittelpunkt und Hort des menſchlichen Lebens geweſen, daß ihre Gründungen überall auch die wahren Stätten der Cultur der Menſchheit bezeichnen. Sie hat nichts gemein mit Ignoranz und Geiſtesſchwäche, und Niemand wird es glauben wollen, daß die katholiſchen Länder Deutſchlands beſtimmt ſein ſollten, auf einer niedrigen Stufe wiſſenſchaftlichen Lebens zu ſtehen. Und durch dieſe beiden Momente ſind wir aufgefordert, alle Waffen der Wiſſenſchaft gegen ein Unterrichtsweſen zu ergreifen, welches dieſer ſo ſchamlos ins Geſicht ſchlägt."

Wie ſehr kommt dieſe Anſicht dem Verlangen der gemäßigten Proteſtanten entgegen! Wir, die wir, im vollſten Gegenſatz mit den Beſtrebungen der Ultramontanen, unſer Bekenntniß zu vernichten, die hiſtoriſche Berechtigung des Katholicismus, als Kirche zu exiſtiren, ſo gern anerkennen — was können wir für das Wiederaufleben und die Befeſtigung der Eintracht mehr wünſchen, als daß das Bewußtſein des tiefen Unterſchiedes zwiſchen Katholicismus und Jeſuitismus — den man leugnen will, weil das gegenwärtige römiſche Kirchenregiment ſich zu den Grundſätzen des letztern bekennt — recht durchdränge, und daß recht viele verſtändige Katholiken den Muth fänden, ihn öffentlich auszuſprechen und zu bethätigen? In jedem Falle wird die Regierung eines paritätiſchen Staates die volle Berechtigung haben, bei ihren Maßregeln von der Vorausſetzung des Unterſchiedes auszugehen.

Ob ſie darum aber auch gut thun würde, in der Frage über die Ausweiſung der Jeſuiten die Initiative zu ergreifen, will ich nicht entſcheiden. Sie mag gerechte Bedenken dagegen haben. Daß ſie aber einem darüber im Abgeordnetenhauſe eingebrachten Antrag mit ihrem ganzen Gewichte beiſtimmen würde, weil das wohlerwogene Intereſſe eines paritätiſchen Staates es erfordert, wird ſchwerlich zu bezweifeln ſein. Zu einem ſolchen Antrage *muß* es doch über kurz oder lang kommen; die Gewalt und die Logik der Thatſachen wird immer mehr dahin drängen, und je länger man die unumgängliche Erledigung aufſchiebt, je ſchwieriger wird ſie ſein.

Der muthige Mann, der ſich zur Stellung des Antrages entſchließt, muß gewaffnet ſein gegen das leere Geſchrei von bloßer Verleumdung, die den Orden in böſen Ruf gebracht habe, gewaffnet auch gegen alle Verleumdungen und ſchleichenden Verfolgungen, die ihm ſelbſt ſein offenes und energiſches Auftreten ohne allen Zweifel zuziehen wird. Er muß ſich ausrüſten mit einer guten Kenntniß der Thatſachen, die, in völliger Nacktheit ohne allen rhetoriſchen Schmuck hingeſtellt, eindringlich genug für ihn reden werden. Von allgemeinen Urtheilen muß er keine anderen beibringen, als aus den Schriften guter Katholiken geſchöpfte. Ja, aus Schriften der Jeſuiten ſelbſt und den darin klar genug entwickelten Triebfedern ihres Strebens und Handelns läßt ſich ein vollſtändiger Beweis führen, daß ihre Duldung in einem Staate gemiſchter Bevölkerung unverträglich iſt mit der zu ſeinem Frieden nothwendig erforderlichen Eintracht unter den Confeſſionen und mit der Sicherheit der Proteſtanten gegen ſtete Angriffe auf ihre Exiſtenz als ſolche. Sieben Millionen Katholiken bilden einen höchſt bedeutenden Beſtandtheil der Bevölkerung Preußens, aber elf Millionen Evangeliſche haben doch auch den Anſpruch, mit ihren religiöſen und geiſtigen Intereſſen berückſichtigt zu werden.

Man kann nicht einwenden, daß die Pflicht der Bekehrung der von der Kirche Getrennten allen Katholiken obliegt, und beſonders allen Prieſtern. Denn ein Anderes iſt eine allgemeine Pflicht, der man nachkommt bei ſich darbietenden Gelegenheiten, ein Anderes eine Er-

füllung dieſer Pflicht durch eine Geſellſchaft, die ſie zum Hauptzweck ihres Daſeins macht, welche dieſen Zweck mit unabläſſiger Betriebſamkeit verfolgt und zu ſeiner Erreichung zu allen Zeiten eine Stufenleiter von Mitteln angewandt hat, gegen die es keinen Schutz gibt, als möglichſte Beſeitigung jeder innern und äußern Berührung zwiſchen ihr und den Staatsbürgern jeden Bekenntniſſes.

Zweiundfunfzigſter Brief.

Anfangs März 1860.

Wie unbegründet erſcheint uns doch gegenwärtig die im Zeitalter der oberflächlichen Aufklärung herrſchende Annahme, daß die confeſſionellen Verhältniſſe ihre Rolle in den großen politiſchen Bewegungen ausgeſpielt haben! Wir ſehen vielmehr, daß faſt jeder bedeutenden Phaſe im Leben der europäiſchen Völker eine veränderte Geſtaltung jener Verhältniſſe entſpricht.

Sie erinnern ſich wol, daß ich in einem früheren Briefe auf das Räthſel hingewieſen habe, welches in der außerordentlichen, vom franzöſiſchen Kaiſer geförderten Machterhöhung des Klerus in ſeinem Reiche liegt. Jetzt ſcheint es, daß er zum Nachdenken über die Gefahren gekommen iſt, welche für die Gewaltfülle ſeines Thrones, vielleicht für den dauernden Beſtand dieſes Thrones ſelbſt, darin liegen können. Denn der Bruch des Kaiſers mit ſeiner bisherigen Stellung zum Klerus, welcher bei der Frage über die Schmälerung des Kirchenſtaates ans Tageslicht getreten iſt, iſt ein zu entſchiedener, als daß man ihn von

dieſer Frage, dieſen italiäniſchen Rückſichten und Intereſſen, allein ableiten könnte. Ob eine Verminderung der weltlichen Macht des Papſtes, vielleicht gar ihre gänzliche Aufhebung, für die katholiſche Welt vortheilhaft ſein würde, iſt ſchwer vorauszuſagen. Möglich, daß das Papſtthum, ganz auf ſeine geiſtige Macht angewieſen, auf die katholiſche Intelligenz nur deſto lähmender drückt; möglich auch, daß der freiſinnige Katholicismus ſich dadurch ermuthigt fühlt, ſich vom Joche des Romanismus zu befreien. Ich will daher nur auf eine weit kleinere, aber nahe liegende wahrſcheinliche Folge jenes Bruches deuten. Da nämlich das geſtörte Einvernehmen zwiſchen der weltlichen und der kirchlichen Macht in Frankreich bei dem einmal entſtandenen Mißtrauen ſchwerlich wieder völlig hergeſtellt werden wird, ſo dürfen die dortigen Evangeliſchen hoffen, daß dieſe Spannung ihnen einen Theil der freien Bewegung wieder geſtatten wird, welche ihnen verfaſſungswidrig entzogen iſt.

Bei Gelegenheit der belgiſchen Wirren über das ſogenannte Wohlthätigkeitsgeſetz habe ich von den Wunden geſprochen, die der Ultramontanismus ſich ſelbſt ſchlägt, wenn er in der ſtolzen Zuverſicht, Alles erreichen zu können, ſeine Forderungen überſpannt. Dasſelbe erleben wir eben wieder beim badiſchen Concordat. Sein Inhalt hat die Evangeliſchen aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt und ſie zur Vereinigung ihrer Kräfte für die Vertheidigung ihrer theuerſten Intereſſen angeregt; es hat auch die Katholiken, die ſich noch nicht ganz unter das ultramon-

tane Joch gebeugt haben, zu kräftigen Gegenvorstellungen ermuthigt. Ein höchst beachtenswerthes Zeugniß dafür ist das „Promemoria, die Lehrfreiheit an der Universität Freiburg betreffend". Einundzwanzig Professoren dieser Universität, zum allergrößten Theil katholischen Glaubens, haben es unterschrieben. „Wir fürchten — sagen sie mit rühmlicher Offenheit — daß das Vertragswerk dem Lande keinen Segen bringen wird", und protestiren gegen die dem Erzbischof von Freiburg ertheilte Zusicherung, daß, wenn derselbe „die Vorträge eines Universitätslehrers der katholischen Glaubens- und Sittenlehre widersprechend finden sollte, die großherzogliche Regierung jede thunliche Abhülfe gewähren würde." Klar, bündig und vollkommen überzeugend weisen sie nach, daß diese Anordnung die Aufforderung an die Universität enthält, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung aufzugeben. Es ist sehr merkwürdig, daß eine protestantische Regierung sich hier von Katholiken daran erinnern lassen muß, daß diese Freiheit „die Grundbedingung des Lebens der deutschen Wissenschaft überhaupt und die Zierde der deutschen Universitäten ist, welcher allein sie ihr Ansehen und ihre Wirkung auf das Leben der Nation verdanken".

Die Uebertreibung der klerikalen Forderungen und der Widerstand, den diese in der Nation finden, sind es also, die uns trösten müssen für den Mangel an Widerstand der Staaten, deren Haltung auch sonst für die Protestanten nicht eben ermuthigend ist. Dieselbe badische

Regierung, welche den Katholiken ſolche Zugeſtändniſſe macht, hat eben eine Feier Melanchthons in den Schulen unterſagt, dieſes durch Milde und Verſöhnlichkeit ſo ausgezeichneten Reformators.

Wünſchen Sie mit mir den proteſtantiſchen Staats- und Kirchenhäuptern den Eifer für unſer Bekenntniß, der im jenſeitigen Lager für das katholiſche ſo thätig und energiſch entfaltet wird. Auf Seligkeit im künftigen Leben machen uns die katholiſchen Biſchöfe freilich blutwenig Hoffnung, aber unſere Hülfe gegen eine ihnen feindliche Macht in dieſem Leben in Anſpruch zu nehmen, verſchmähen ſie darum doch nicht.

Quod si mea numina non sunt
Magna satis: dubitem haud equidem inplorare quod usquam est.
Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo —

denken ſie. Wenn ein ketzeriſcher Fürſt dahin gebracht wird, für das Papſtthum einzutreten, ſo iſt der Triumph ein doppelter: die günſtigen Ausſichten für den Stuhl Petri ſteigen, und ein Ketzer, ſo wenig Gutes er von dieſem Stuhl und ſeinen Dienern auch zu erwarten hat, iſt ihm dienſtbar geworden. So natürlich dieß nun auch iſt, wenn man erwägt, wie viel von proteſtantiſcher Seite geſchehen iſt, um jede Anmaßung in den katholiſchen Kirchenfürſten zu wecken und zu nähren, kann man ſich doch des Staunens über die Adreſſe der acht katholiſchen Biſchöfe Preußens an den Prinz-Regenten nicht

erwehren*). Es ist ein Schriftstück, welches für den Unbefangenen keines Commentars bedarf, zu einem so umfangreichen es auch Anlaß geben könnte. Ich will mich begnügen, zwei Punkte hervorzuheben. Der erste betrifft die Ausdrücke, welche die ganze Tragweite der Anforderung sehr erkennbar bezeichnen. Der zum Congreß abgeordnete preußische Gesandte soll sich „jeder Beeinträchtigung des apostolischen Stuhles und deren Sanctionirung mit allem der Machtstellung Preußens entsprechenden Ansehen widersetzen." Wenn eine Macht wie Preußen sich mit allem ihrem Ansehen einer Entscheidung anderer Mächte widersetzen will, muß sie nothwendig für den Weigerungsfall den festen Entschluß zum Kriege durchblicken lassen; sonst wird das Ansehen nicht sehr gewichtig in die Wagschale fallen. Mit anderen Worten: Preußen mit seiner zum größten Theile protestantischen, gut protestantischen Bevölkerung soll einen Religionskrieg führen zu Gunsten des römischen Papstes. Ich sage: einen Religionskrieg, denn daß das Begehren nicht auf Gründen der Politik beruhe, heben die Bischöfe auf das entschiedenste hervor. Der zweite Punkt

*) Wenn man indeß die vielen Thränen beachtet, welche die Kreuzzeitung seitdem über die Schmälerung der Papstmacht zu vergießen nicht aufhört, kann man sich über die Anmaßung der Bischöfe so sehr nicht wundern. Sie halten die Partei für mächtig genug, um mit ihren zärtlichen, durch katholische und legitimistische Neigungen aufgeregten Gefühlen einen gewissen Einfluß auf die Entschlüsse der Regierung üben zu können. (Anm. v. 1861).

ſteht mit dieſem erſten in naher Beziehung. „Sollte — heißt es in der Adreſſe — dem Papſte Gewalt angethan werden, ſo können und werden wir uns niemals beruhigen, bis er wieder, früher oder ſpäter, in ſeine Rechte eingeſetzt und die Gewalt der Bedränger, deren Loos, gleich dem aller ihrer Vorgänger, wir mit Zuverſicht vorausſagen, wieder hinweggenommen iſt.“ — Worin dieſes ruheloſe Beſtreben der Biſchöfe beſtehen wird, iſt hier freilich nicht näher bezeichnet; da es dabei aber ohne eine gewiſſe ſich auch auf die bürgerliche Geſellſchaft erſtreckende Bewegung nicht abgehen kann, ſo iſt in dieſen Worten eine nicht undeutliche Drohung ausgeſprochen für den Fall, daß die preußiſche Regierung ſich zu dem ihr angeſonnenen Auftreten nicht entſchließen ſollte.

Eben kommt mir ein in dieſem Jahre in Berlin erſchienenes Schriftchen in die Hände, welches den Titel führt: „Regeln der zu Aachen beſtehenden römiſchen Congregation für die Schüler des königl. preuß. Gymnaſiums daſelbſt.“ Es iſt die Ueberſetzung eines in Aachen gedruckten lateiniſchen Originals, ſo daß man an der Authenticität nicht zweifeln kann, wie man gern möchte. Näher wird die Congregation bezeichnet als eine „auf dem Gymnaſium zu Aachen unter dem Namen der unbefleckten Empfängniß der ſeligſten Jungfrau Maria im Jahr 1852 nach den kanoniſchen Vorſchriften geſtiftete, die ſich im folgenden Jahre der erſten urſprünglichen Congregation zu Rom in rechter Weiſe anſchloß“. Die jeſuitiſchen Hände, welche die Sache eingefädelt und

ausgeführt haben, geben ſich in den ausführlich mitgetheilten Geſetzen und Einrichtungen auf das deutlichſte zu erkennen. Alles iſt darauf angelegt, die Gymnaſiaſten von den hellen Gebieten der Humanität abzuziehen, die Selbſtändigkeit in ihnen zu ertödten und ihnen einen düſtern Mönchsgeiſt einzuimpfen. Als ich Ihnen in meinem letzten Briefe des verfloſſenen Jahres von den bedenklichen Abſichten, die Gymnaſialbildung ganz in prieſterliche Hände zu bringen, ſchrieb und über die Nothwendigkeit ihnen entgegenzutreten, dachte ich nicht, daß eine die Staatsregierung an dieſe Obliegenheit ſo ſtark erinnernde Urkunde vorhanden ſei. Wenn dieſe Urkunde an den verderblichen Zwecken, die hier verfolgt werden, keinen Zweifel übrig läßt, ſo ſind die dazu in Bewegung geſetzten Mittel, über welche ſie Aufſchluß gibt, noch weit erſchreckender. Die Regeln machen nämlich den Gymnaſiaſten ſtrenge Verſchwiegenheit über das in den beſonderen Verſammlungen Verhandelte zur Pflicht. Sie ſollen dieß „weder durch ein Wort, noch durch eine ſonſtige Bezeichnung Denen, die außer der Congregation ſind, ja nicht einmal andern Mitgliedern derſelben andeuten.“ Alſo ein jeſuitiſcher Geheimbund, eine lichtſcheue, im Finſtern ſchleichende Thätigkeit unter Gymnaſiaſten, nach dem eigenen Geſtändniß der Leiter und Führer. Quousque tandem?

Dreiundfunfzigſter Brief.

Juni 1861.

Jetzt alſo, meinen Sie, würde ich doch ſelbſt geſtehen müſſen, daß es der Warnungen gegen die Uebergriffe und Umtriebe einer Kirche nicht mehr bedürfe, die ſelbſt in der Mitte ſchwerer Bedrängniſſe ſtehe. Jetzt würde ich doch zugeben müſſen, was ich Ihnen vor drei Jahren nicht einräumen wollte, daß die Darſtellung in meinen geſammten Briefen nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe habe.

Nun, wenn es nicht anders ſein kann, bin ich auch ſchon zufrieden, wenn Sie ihnen ein hiſtoriſches Intereſſe nicht abſprechen. Die Geſchichte enthält Manches, was in keiner unmittelbaren Beziehung zur Gegenwart ſteht und keine unmittelbare Anwendung findet, und doch ein lehrreicher Spiegel für die Gegenwart iſt. Daß Gebrechen, die ſpurlos verſchwunden ſcheinen, wieder hervortreten, alte Schrecken von neuem drohen können, haben Sie ſelbſt nicht in Abrede ſtellen wollen. Da wird es doch gewiß ſehr nützlich ſein, ſich früherer Sorgloſigkeiten

und Verſäumniſſe zu erinnern, um ſich ihrer nicht wieder ſchuldig zu machen.

Damit will ich Ihnen aber gar nicht zugeben, daß meine Briefe nicht rechtzeitige Warnungen waren, und daß ſie es nicht noch immer ſind.

Denn, ſagen Sie mir doch: wenn man ſich kürzlich in einigen Staaten gegen die Anmaßungen des Papſtthums ermannt hat und ihnen entgegengetreten iſt, wie in Baden und Württemberg — iſt es nicht eben daher gekommen, daß man dort Betrachtungen angeſtellt hat, ganz ähnlich denen, die ich Ihnen vor nunmehr acht Jahren im Stillen mitzutheilen anfing? Hatte alſo die Erinnerung an Leiden und Einbußen, durch die man ſich warnen ließ, nicht mehr als ein bloß hiſtoriſches Intereſſe?

Und nun drittens. Es fehlt viel, daß durch jene Ermannungen und durch die gleichzeitige Schmälerung der päpſtlichen Fürſtengewalt die Gefahren, vor denen zu warnen war, ſchon ſämmtlich beſeitigt wären. Es fehlt viel, daß wir nicht fortwährend Urſache hätten, wachſam und auf unſrer Hut zu ſein.

Allerdings ſollte man glauben, daß die römiſche Kirche zu großer Ohnmacht herabgeſunken ſei, wenn auch Proteſtanten ſie rührend und mit zärtlichem Mitgefühl beklagen. Aber näher beſehen ſind es ſolche Proteſtanten, deren Stimme gar nichts beweiſ't, weil ſie ſich römiſchen Tendenzen längſt günſtig gezeigt haben. Guizot meint, das ganze Chriſtenthum habe zu leiden, wenn große

chriſtliche Kirchen leiden, und Schläge, welche einzelne Theile des Gebäudes treffen, ſeien gegen das Ganze gerichtet. Da aber derſelbe Guizot als Miniſter während der ſchweizeriſchen Wirren auf der Seite des Sonderbundes ſtand, ſo kann man ſich nicht ſehr wundern, wenn er jetzt vergißt, daß die Kirche, zu der er ſelbſt gehört, von Rom immer am ſchlimmſten getroffen worden iſt, wenn ſeine Kraft und ſein Einfluß am größten waren. Und eben ſo wenig können wir uns wundern, wenn die ſehr unevangeliſche „evangeliſche“ Kirchenzeitung verlangt, daß wir unſere Streitſache mit der römiſchen Kirche jetzt ruhen laſſen ſollen, wegen des Zuſtandes der Demüthigung, in dem ſie ſich befindet. Aber eine ſehr thörichte Rede bleibt es. Denn warum läßt denn dieſe Kirche ihre Streitſache mit uns nicht ruhen? Oder haben wir wol vernommen, daß ſie die Ketzer anders behandele, oder anders zu behandeln lehre wie bisher?

Und worin beſteht denn nun der große Nothſtand, der römiſchen Kirche, der uns Alles, was ſie gegen uns gethan hat und fortwährend thut, vergeſſen laſſen ſoll? Hauptſächlich doch nur in dem geſchmälerten Umfang des Kirchenſtaats. Iſt denn aber der Beſitz dieſes Landes ein weſentliches Stück der kirchlichen Papſtgewalt? Dieſer Meinung iſt wenigſtens Döllinger nicht, dem doch wahrlich der Fortbeſtand der päpſtlichen Autorität und deren Wachsthum dem Proteſtantismus gegenüber am Herzen liegen. Dieſer energiſche Bekämpfer der Reformation muß alſo wol überzeugt ſein, daß das Papſtthum von ſeiner geiſt-

lichen Macht nichts einbüßt durch den Verluſt ſeiner weltlichen. Und gewiß hat er bei dieſer Meinung die Geſchichte auf ſeiner Seite. Ja, mehr als einmal haben die von Rom vertriebenen Päpſte ihre Machtfülle erſt recht entfaltet. Das arme Deutſchland hat davon zu erzählen. Nie haben die Päpſte in unſerm Vaterlande eine traurigere Verwirrung angerichtet, als in den Tagen, wo ihr unverſöhnlicher Haß nicht von Rom ſondern von Avignon aus Kaiſer Ludwig den Bayern verfolgte. Leicht könnte auch jetzt geſchehen, daß ſie, der weltlichen Herrſchaft ganz zu entſagen gezwungen, den geiſtlichen Geſchäften mit um ſo größerm Nachdruck oblägen, und mit den wirkſamen, ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln die ultramontanen Beſtrebungen in Deutſchland noch mehr förderten. Es wäre nicht das erſte mal, daß Rom für ſein in Italien ſinkendes Anſehen Erſatz ſuchte und fände bei ſeinen gläubigen Anhängern im deutſchen Volke.

Von einer ſolchen Abnahme dieſes Anſehens bei den außerdeutſchen Nationen wird zwar viel geſprochen; aber auch damit iſt es ſchwerlich ſchon ſo weit gekommen, als Manche ſich vorſtellen. In Spanien iſt der Prieſter- und Mönchseinfluß nicht mehr ein ſo unbeſchränkter wie früher, aber von der Duldung eines andern Glaubens als des ſtreng römiſchen iſt man noch ſehr weit entfernt. In Italien werden die Waldenſer nicht mehr verfolgt, und die evangeliſche Predigt hat einigen Raum gewonnen. Laſſen Sie aber die Einheit Italiens trotz der Päpſte Widerſtreben durchgeführt, und die heilloſen Folgen der

Prieſterverwaltung den Menſchen aus den Augen gerückt ſein, ſo werden Sie ſehen, was die Ausſprüche Roms ſogleich wieder gelten werden bei einem Volke, deſſen Maſſe die ſichtbare Autorität des höchſten Prieſterthums nicht entbehren kann.

Wenn Sie ferner in dem heftig entbrannten Kampfe zwiſchen der kaiſerlichen und der klerikalen Gewalt in Frankreich, der erſteren ſo entſchieden den Sieg prophezeien, ſo haben Sie das große Geſchick der dortigen Prieſterſchaft, die ländliche Bevölkerung durch allerlei Aberglauben zu beherrſchen und die unermeßlichen Vortheile, welche ſie daraus zieht, außer Acht gelaſſen.

Und iſt nicht in Polen die Macht des Klerus weit mehr im Wachſen als im Abnehmen? Unaufhörlich iſt er befliſſen, gegen den Proteſtantismus zu hetzen. Nicht weil ſie eine politiſche, ſondern weil ſie eine religiöſe Macht hinter ſich glauben, haben die polniſchen Abgeordneten dem eben geſchloſſenen preußiſchen Landtage die Unverſchämtheiten ins Geſicht zu ſchleudern gewagt, von denen man mit Staunen geleſen hat.

Und doch ſoll, wie manche Proteſtanten meinen, Rom am Boden liegen? Und doch der völlige Sturz des Ultramontanismus nahe bevorſtehen?

Gründen ſich Ihre Hoffnungen aber vielleicht auf die Conſtellation in unſerm Vaterland? Wir wollen ſehen, ob nicht auch dieſe zu ſanguiniſch ſind.

In Baden und eben auch in Württemberg ſind die Concordate allerdings gefallen; wie man ſich aber in

dieſen Staaten gegen Uebergriffe des Ultramontanismus überhaupt verhalten wird, kann erſt die Zukunft lehren.

Haben Sie etwas von Maßregeln der preußiſchen Regierung gegen die Jeſuitiſirung des Aachener Gymnaſiums, über die ich Ihnen im vorigen Jahre ſchrieb, gehört? Ich wenigſtens nicht. Wol aber leſe ich eben in einer Correſpondenz aus dem Poſenſchen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Welche Regierung außer der unſrigen würde es dulden, daß ein junger Geiſtlicher, wie noch ganz kürzlich geſchehen, von der Kanzel herab mit wahrem zelotiſchen Eifer ſeine Zuhörer zum Haß und Kampf gegen das deutſche und proteſtantiſche Element entflammt, und daß er dann ſeine Predigt noch in einer Zeitſchrift abdrucken läßt?"

Und da ſoll es überflüſſig ſein, die Hüter wach zu rufen aus gefährlicher Sorgloſigkeit?

Wenn wir nun vollends die deutſchen Staaten, wo der katholiſirende Proteſtantismus und die politiſche Reaction offen Hand in Hand gehen, betrachten!

In Hannover macht das römiſche Bekenntniß recht gedeihliche Fortſchritte. Die Evangeliſche Kirchenzeitung ſagt, „daß ſich die katholiſche Kirche nicht bloß des Schutzes, ſondern auch der Huld Seiner Majeſtät des Königs in hohem Grade zu erfreuen habe".

Noch betrübter iſt der Anblick, den Heſſen-Darmſtadt gewährt, ganz gemacht, Die abzukühlen, welche über den Fall der Concordate jubeln.

Wenn die dortige Regierung — die doch eine pro-

teſtantiſche iſt — nicht befangen wäre in dem traurigen Irrthum, daß eine ſich ſelbſt und ihrem Gutdünken überlaſſene ultramontane Kirchengewalt die ſicherſte Stütze der Throne ſei — könnte ihr erſter Miniſter da wol den maßloſen Anſprüchen des klugen und kühnen Mainzer Biſchofs das Wort reden? Mit dieſem hat ſie, ſtatt eines Concordats mit Rom, eine Convention geſchloſſen, von der man ganz richtig bemerkt hat, daß ſie noch ſchlimmer iſt als ein ſolches Concordat, da die Regierung ſich hier dazu verſtanden hat, mit einem Unterthan, wie mit einem ihr Ebenbürtigen und Gleichſtehenden zu unterhandeln. So begierig haſchte ſie nach ultramontaner Gunſt. In dieſem doch einigermaßen ſchuldbewußten Gefühle hielt ſie es auch für klüger, die Uebereinkunft der zweiten Kammer gar nicht vorzulegen. Traurig genug, daß ſie der erſten gegenüber eine ſolche Zurückhaltung für unnöthig hielt, und noch trauriger, daß ſie Recht behielt. Sie rechnete da auf eine beifällige Aufnahme, und täuſchte ſich leider nicht. Und unter den Zuſtimmenden waren proteſtantiſche Standesherren, über die ein öffentlicher Bericht treffend ſagt: „Von dieſen Standesherren hat keiner, wie es ſcheint, an ſeine Ahnen gedacht, und an die Opfer, die ſie einſt ihrem evangeliſchen Glauben gebracht; keiner dieſer ſtolzen Herren hat den Stolz gehabt, ſich zu erinnern, daß ſie hier eine Macht vor ſich haben, die weder die Kirche noch den Staat, dem ſie angehören, bis jetzt unumwunden anerkannt hatte; eine Macht, die für ſich immer das internationale Recht in

Anſpruch nimmt, ohne jemals den Acten desſelben ihre Anerkennung zu gewähren, eine Macht, die im Stande iſt, den weſtphäliſchen Frieden und die Wiener Congreßacte in einem Athemzuge zu verfluchen, und gleichzeitig als unumſtößliche Baſis für die Geltendmachung ihrer heiligen Rechte anzurufen." Dieſe die Geſinnung hoher proteſtantiſcher Geſchlechter ſo bezeichnende Verhandlung hat am 26. Oktober des vorigen Jahres Statt gefunden.

Wollen Sie nun noch behaupten, daß der Ultramontanismus nirgends mehr auf Siege rechnen kann?

Doch in Gedanken ſehe ich Sie unwillig werden, daß Sie ſchon ſo viel geleſen haben und noch kein Wort von Ihrem in voller Siegesgewißheit mir entgegen gehaltenen Hauptargument, von dem großen Umſchwung in Oeſterreich.

Ich will die Bedeutung des landesherrlichen Patents, welches den proteſtantiſchen Kirchen im Kaiſerreiche eine freiſinnige Verfaſſung und die ſelbſtändige Leitung ihrer Angelegenheiten gewährt, wahrlich nicht gering anſchlagen. Doch iſt auch hier noch manches Aber. Denn von dem Buchſtaben dieſer Anordnung bis zu ſeiner Verwandelung in Geiſt und Leben iſt noch ziemlich weit, und außerdem vermeidet auch das Patent noch von einigen Beſtimmungen des Concordats zu reden, die nothwendig aus dem Wege geräumt ſein müſſen, ehe von einer wirklichen Rechtsgleichheit der Confeſſionen die Rede ſein kann.

So verſchlingt ſich alſo dieſe Frage mit der für das Kaiſerreich ungleich bedeutendern vom Stehen oder

Fallen des Concordats. Wenn erſt die große Entſcheidung zwiſchen einem Katholicismus von der Art wie Kaiſer Joſeph ihn wollte und Millionen Gemüther in Oeſterreich ihn ſehnlich wieder herbeiwünſchen, und dem ultramontanen Syſtem getroffen ſein wird; dann wird mit vielen andern Dingen auch über den Proteſtantismus in Oeſterreich entſchieden ſein.

Mit vielen anderen Dingen, ſage ich — und zwar ſowohl außerhalb als innerhalb des Kaiſerreichs. Denn wenn in dieſem das freiſinnige katholiſche Syſtem den Sieg behält, wird auch im übrigen Deutſchland der Ultramontanismus ſeinen Flug niedriger nehmen müſſen. Ja, wenn es dort zu einem wirklichen und wahren Umſchwung kommt, werden auch heilſame Folgen in der Politik hier wie dort nicht fehlen. Im Innern wird das immer am Mark freier Inſtitutionen nagende Junkerthum ſeinen ſtärkſten Bundesgenoſſen verlieren; und in den Beziehungen zu Deutſchland werden weſentlich hemmende Schranken fallen.

Immer hat Oeſterreich nach dem Principat in Deutſchland geſtrebt, bald mit größerer bald mit geringerer Kraftanſtrengung. Jetzt ſuchen ſeine Anhänger es ihm zu erwerben, indem ſie dem Princip der Einheit, welches die Freunde der preußiſchen Regierung, nicht ſie ſelbſt, durchführen wollen, die Einigkeit unter den deutſchen Staaten entgegenſtellen. Eine fein erſonnene Vorſpiegelung, die den wahren Zweck ſchlau verbirgt. Denn daß die Uebel Deutſchlands gründlich geheilt,

ſeine Macht und Sicherheit nach außen auf feſte Grundlagen geſtellt werden könnten durch eine Vorausſetzung, welche nie die Ausſicht auf Dauer gewährt — das glauben jene Politiker ſelbſt nicht. Wie die öſterreichiſchen Staatsmänner hierüber denken, wird ſchwer zu errathen ſein. Eines aber iſt gewiß. Wenn die Erreichung jenes Zieles für Oeſterreich überhaupt möglich iſt; ſo iſt ſie es nur in einer der bisherigen Richtung völlig entgegengeſetzten. Bisher hat es ſich zum Kampf um dieſen Preis immer durch erneute enge Bündniſſe mit Rom zu ſtärken geſucht, wie es noch vor ſechs Jahren geſchehen iſt. Wie, wenn es ſich einmal entſchlöße, dieſe Stärkung auf dem umgekehrten Wege zu ſuchen, indem es, um an die Spitze Deutſchlands zu kommen, die Geiſter, ſtatt ſie zu binden, frei läßt!

Doch Vermuthungen über das künftige politiſche Geſchick des Geſammtvaterlandes liegen außerhalb des Kreiſes unſerer Aufgabe. Wie für deren Löſung unſer letzter Schluß lauten muß, ſehen Sie: die Beſorgniß der Proteſtanten vor den Uebergriffen und der Bekehrungsſucht der Ultramontanen wird ſofort enden, und der Geiſt der Eintracht und Verſöhnung unter den Confeſſionen herrſchen, ſobald innerhalb des Katholicismus die freiſinnigen Grundſätze den Sieg davon getragen haben.